<366021298700 18

02129870018

ayer. Staatsbibliothek

Bioz.

55(1

Rahrdt

Das Titelblatt des 1. Theils der
neuesten Ausgabe des Baukünstler-
Buches: „Berlin, 1790. bei
Friedrich Nicolai sämmtlichen.“

Ut 3 iii 34 27

Biogr 5 25

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

HIC EGO QUI ADAUXI
RATIONIS LUCE COÆVOS,
CENTENIS, CARUS DIRIS
A MILLIBUS ICTUS:
HEI SERIORA DABUNT
NEGATAS SECULA GRATES.

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte

seines

Lebens, seiner Meinungen

und

Schicksale.

Von

ihm selbst geschrieben.

Erster Theil.

Frankfurt am Mayn, 1790.

bei Varrentrapp und Wenner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

An meine Zeitgenossen.

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenossen, Ihnen die Geschichte meiner Schikſale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienste — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiischern Richterstuhle der Nachwelt dieselbe niederzulegen.

Ich schmeichle mir, daß ich den meisten unter Ihnen mit dieser Arbeit wilkommen seyn werde. Denn ich bin nicht nur seit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derselben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum

gebeten worden, sondern ich kan mir selbst schon von dem Jnhalte dieser Geschichte versprechen, daß sie für den Leser, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schicksale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufschlüsse, welche sie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, so wie selbst durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug seyn werde.

Schon seit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigne Geschichte zu beschreiben. Aber ich habe um hundert Ursachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeschoben. Und ich glaube meinen Lesern neun und neunzig derselben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß soviel Menschen bisher noch am Leben waren, welche ich schlechterdings nennen und vor dem Publikum kompromittiren mußte (was ich äusserst ungern thue) wenn meine Geschichte nicht alles Jntresse verlieren solte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geschwind die meisten Leser eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verständniß ihnen erst

ein Schlüssel nöthig ist, ohne den soviel Thatsachen ohne Licht und soviel Anspielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer ists freilich auch an sich, sein eigener Biograph zu werden. Und fast möchte ich sagen, es gehöre zu einer solchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichsam Spiesruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens so abgehärtet worden ist, daß er fast gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meisten Menschen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von sich selbst aufzustellen, und eignes Lob und eignen Tadel, ohne die beschwerlichste Erröthung, wie ein Bänkelsänger unter dem Haufen abzusingen.

Wenn Ihnen also, liebe Zeitgenossen, daran gelegen ist, meine Geschichte genau zu wissen und in die geheimsten Falten meines Herzens, so wie in die kleinsten Umstände und Triebfedern meiner Handlungen und Schiksale, einzuschauen; so kön-

nen Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu ſehen bekommen werden. Denn Recenſenten und Prieſter und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch ſonſt für Menſchenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität geſtellt, daß mir die auf mich gerichteten Blike der Menſchen ſo gleichgültig geworden ſind, wie Adam und Eva ihre Blöße geweſen ſeyn muß, ehe der unglükliche Apfel ſie zwang — ſich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir ſagen, das nicht die Haſſer meiner Meinungen ſchon von mir geſagt, und mit den kralſten Farben geſchildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigſten Geſtändniſſe meiner Menſchlichkeiten verderben, und in Abſicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene ſtarkklauigten Verfechter der Prieſterreligion nicht bereits entriſſen hätten? Und was iſts am Ende überhaupt um aller Menſchen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweyfüßler unter dem Monde, alles, was ſie ſind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zuſammenfluß der Umſtände ſind,

unter denen sie leben und handeln, und daß jeder Mensch schlechterdings so zu wollen und zu handeln genöthigt ist, wie es seine jedesmaligen, wahren oder falschen, volständigen oder unvolständigen, dunkeln oder hellen Vorstellungen mit sich bringen, die in dem Augenblicke, wo er wil oder handelt, in ihm eben zum Bewustseyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenossen, bin ich ja in der Welt nicht blos gescholten worden, sondern ich habe von Norden nach Westen und von Süden nach Osten unzählige Freunde, die mich schäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvolkommenheiten wägen, und es recht gut wissen, daß wahre Verdienste um die Menschheit, durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben, und ihres Werths verlustig gemacht werden können. Und dieser Weisen Urtheile sind es, so wie das eigne Bewustseyn meines Werths vor Gott und Menschen, was mich gegen allen Tadel entschädigt, und mich so gelassen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und

über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, so gleichgültig sind, wie unserm lieben Gott das Glokengeläut und alle Litaneien der Christenheit es nur immer seyn mögen.

Und diese Betrachtungen sind mir jezt erst ganz einleuchtend geworden, seitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker sind in der That für den Philosophen das, was schattigte Pfade und romantische Aussichten für die Dichter sind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung gesezt wird. Die Kerker zerstöhren für den Philosophen die Täuschungen der Phantasie, und lehren die irdischen Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philosophie des Lebens sich selbst verständlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne diese Rükkehr meiner Seele zur ruhigsten und reinsten Kontemplation noch lange mit meiner Geschichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieser Epoche ver-

schiedne Projekte entworfen, dieselbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglüklichste war, sie in der Waltherschen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter sie schriebe, um — sie desto unpartheiischer schreiben zu können.

Daß in besagter Handlung wirklich der erste Band erschienen ist, darf nicht auf meine Rechnung gesezt werden. Denn Herr Pott, der mit der Waltherschen Handlung in Verbindung steht, hat ohne mein Wissen und Willen, zur Zeit, wo ich im Gefängnisse keinen Menschen sprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren beredet, ihm alle meine, seit vier und zwanzig Jahren gesamleten Briefschaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Versprechen, daß er meine Geschichte schreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterstüzung schenken wolle. Ich habe aber theils von denen längst eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erste Theil so wenig meine Geschichte sey, als die ge-

mahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiste ähnlich sehn.

Jezt also ergreife ich die Feder selbst, um Ihnen, liebe Zeitgenossen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten oder, wie einige lieber sagen werden, berüchtigten Person vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptsächlich vier Ursachen anzugeben, die mich zu diesem Entschlusse bestimt haben.

Die erste ist meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arrest nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und insonderheit eine Menge ganz einsamer Stunden, wo ich, von allem Geräusche und Zerstreuungen entfernt, über mich selbst nachdenken, alle alten und tief hinabgesunknen Ideen wieder zum Spiegel des Bewustseyns empor heben, und der kleinsten Umstände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verschiednen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entstehung meines Entschlusses, das verdoppelte Intresse, welches in

jeziger Epoche, meine Schikſale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir geſprochen und nach mir gefragt worden iſt; ſo iſt es gewiß jezt geſchehen, ſeitdem die tauſendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben dieſe ſo geſchäftige und redſelige Dame hat mir durch die Menge der ſonderbarſten Urtheile, die ſie bei dieſer Gelegenheit theils neu ausgeſtreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und ſchier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in ſoviel herumgehenden Karikaturen länger miskennen zu laſſen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Urſache. Ich fühle es jezt nur alzuſehr, daß theils bei dem mühſeligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit faſt übermenſchlichen Arbeiten verbunden geweſen iſt, theils durch ſo nagende Sorgen, Bekümmerniſſe, und — häusliche ſowohl als auſſerhäusliche Kränkungen, meine Geſundheit zerſtört und mein Nervenſyſtem dergeſtalt geſchwächt

ist, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geistes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftsteller bedarf, der sein Publikum erhalten und ihm intressant zu bleiben wünscht. Um also wenigstens diese Arbeit, welche mir selbst in Absicht auf Zeitgenossen und Nachwelt so wichtig ist, noch mit dem Reste meiner Geisteskraft zu arbeiten und ihr all' das bischen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Versuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelassen haben; so bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geschichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner schriftstellerischen Laufbahn durch sie zu verewigen.

Und du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Gesundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und entgegenströhmende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß so mancher Freude mit so mancher trüben Stunde vertauscht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahr-

heit! solst auch bei dieser vielleicht lezten Frucht meines Geistes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich streben werde, sie zur Reife zu bringen!!!

Zweites Kapitel.

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lausiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in sein ein und neunzigstes Jahr, bei einem freundschaftlichen Podagra, gelebt und sich wohl befunden hat. Sein Vater und Grosvater hatten diesen Gast schon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelassen, daß er sich in linea recta descendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, aussterben wird. Der alte Mann bekam es alle Früh-

jahr, 14 Tage lang, äuserst heftig, linderte seine Qualen mit Hollunderrinden, die er von frischen Zweigen schälte und auf den schmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres so gesund, daß er, was ihm schmekte, essen und trinken, ohne Brille lesen, und seine Motion als Fußgänger sich machen konte, bis an sein seliges Ende.

Was für Schulen mein Vater besucht hat, ist mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig studiret und sich da in den allerarmseligsten Umständen befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Bissen warmes Essen zu sich genommen, und nicht so viel Barschaft gehabt habe, um sich eine hebräische Bibel und andere zu den akademischen Vorlesungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (so hiessen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der

armen Studenten in Leipzig, speiseten) wo er mit einer Portion Fleisch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei diesem kümmerlichen Leben war mein Vater beständig heiter und von der munterſten Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte seine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in seinen Sitten äuserst bescheiden und insinuant, aber nie kriechend und schüchtern. Und er behauptete beständig, auch wenn er in den größten Verlegenheiten sich befand, bei seiner Munterkeit, einen edlen Stolz und entschloßne Dreistigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Gesicht sah, und sich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer seiner besten Freunde, ein Mensch von den herrlichsten Talenten und dem edelsten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung seiner Seele. Seine tiefſte Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber schwermüthig. Er war zu stolz, um sich des Hungers durch Betteln oder

Schmeicheln zu erwähren: ja er ging in dieser Art von Delikatesse so weit, daß er seine armseligen Umstände nicht einmal gestehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm seine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über seinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an seiner Brust, den er mit den Worten beschrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen hast. — Mochte dieser Mensch wohl mehr Schuld haben an der unvolkomnen Stimmung seiner Seele und an der Schwäche seines Nervensystems, als mein Vater, an seiner glüklichern Laune und Geistesstärke?

Daß übrigens mein Vater bei seiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Universitätsunterrichte, der damals noch ungleich schlechter war, als heut zutage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrsamkeit legen konte, wird man von selbst schon voraussetzen können. Er ward, bei seinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße, ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein

Mann, der seine Dogmatik, Polemik und alle den unnützen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und sie mit einer ihm natürlichen äuserlichen Beredsamkeit hersagen konte. Aber zu einem großen Gelehrten, der dereinst in glänzenden Aemtern sich zeigen solte, war auch nicht der geringste Zuschnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend scheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm sehr bald die Aussicht zu den größten Ehrenstellen.

Er hatte nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn, eine Hofmeisterstelle in dem Gräflich Flemmingschen Hause erhalten, wo seine Kentnisse, seine geschikte Art, die Kinder zu behandeln, sein angenehmer Wiz und seine gute Laune ihn außerordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte sichs, daß in der Familie ein Hochzeitfest gefeiert wurde, welches sich durch einen merkwürdigen Kontrast zwischen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von schönem Wuchs, reizender Bildung, und hellem Geist. Der an-

dere Theil war buklicht, von verzerrtem Gesicht und ohne allen Geist. Bei diesem Fest erschien, als Verwandter und Gast, der damalige Präsident des Dresdner Oberkonsistorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er sie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthusiasmus schäzte und begünstigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es diesem Freunde der Kunst und der Gelehrsamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine sehr modische Rolle war. Der Herr vom Hause sahe sich genöthigt, Sr. Excellenz zu gestehen, daß ihm diese Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner bestellt sey. Der Präsident aber wolte sich damit nicht abspeisen lassen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die sämtlichen Gäste hatten durch die großen Pokale sich schon zu sehr von seinem Einfalle bezaubern lassen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlassen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich diese Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Gesundheit aus: und da niemand sich von selbst melden wolte, um den Dank und die Lobsprüche

der

der Gesellschaft zu verdienen, so rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr „Kandidat? haben Sie keine Kurage? Predigen „ist ihr Amt." — Mein Vater entschuldigte sich. — „Ei da hilft nichts. Machen Sie es „so gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! „Wir nehmen vorlieb." — Es half also nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufstehn und die Versamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüsiren. Und siehe da, sie gelang ihm so sehr, daß er als Genie vom ersten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema: „die „Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen" und führte dasselbe, nachdem er alle Anwesende durch die Ankündigung desselben stuzig und fast verlegen gemacht hatte, mit solcher Delikatesse und so algemeiner und unerwarteter Zufriedenheit aus, daß ihm der Präsident die glänzendsten Lobsprüche ertheilte, und von Stund an beschloß, diesen zufällig entdekten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieser Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der

Präsident war so schwärmerisch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, sich zu besinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den ersten Ehrenstellen im Lande erhoben sehen und schien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erfoderte.

Er beförderte ihn noch in demselben Jahre zum Diakonat nach Bischofswerda in der Lausiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr sechzehntes Jahr getreten war, und für das schönste Mädchen im Umkreise gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geschöpf von so einer reinen, treuen, liebevollen, sanften, und besonders in Leiden duldsamen Seele gesehn. Und sie wird mir als Muster der stillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Bischofswerda ward ich im Jahr 1741 am 25sten August geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da gewesen, so gab ihm der Präsident eine der schönsten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahr, so machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals schon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, sondern in kurzer Zeit in einen grössern und glanzvollern Wirkungskreis versezt werden solte.

Des Grafen Absicht, die er ihm aber nie bestimt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Universität zu befördern, wo er glaubte, daß seine Talente am meisten wuchern würden. Er hatte aber nie untersucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentnisse verbunden waren. Das Genie schien ihm das einzige Requisit zum großen Manne: — ein Irthum, den in unsern Zeiten soviel junge Leute hegen, und dadurch sich selbst verleiten, die soliden Wissenschaften zu vernachläßigen, und ihr bischen Kopf mit dem Flitterstaate der Schöngeisterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren sein Augenmerk. Und da zuerst in Leipzig die Predigerstelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeister Born in vertrauli-

chem Briefwechsel stand, so ward es ihm leicht, für seinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und so führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? schien ihm überwunden zu seyn. Der Prediger mußte nun den Magister, den Bakalaur, den Professor Extraordinarius, den Doktor u. s. w. ernähren. Und so stieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenstellen, ward ordentlicher Professor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meissen und Superintendent in Leipzig.

Drittes Kapitel.

Fortsezung.

Aber dieser schnelle Gang seines anscheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid ex-

wachte gegen ihn, sobald er nach Leipzig kam. Es verdroß so manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, sich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden gewesen wären. Und nach dem herschenden Geiste der Universitäten, wars schon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: besonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Universitäten gewohnt ist, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magisters und Professoren, welche am Teiche Bethesda liegen, so gros ist, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kan.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen strebten, verursachte bei ihm nichts als einen ganz ausserordentlichen Eifer, sich durch seine Talente auszuzeichnen und sein Publikum zu dem Geständnisse zu zwingen, daß er seines Glüks würdig sey.

Aber eben dies kostete meinem guten Vater seine Gesundheit und seinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wissenschaft sehr bewandert war, sondern blos die moralischen Kentnisse eines Landpredigers besaß, Tag und Nacht zu sitzen und zu studiren, um nur mit Ehren vor seinen Feinden zu bestehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und sich Gelegenheit wünschten, ihn als einen armen Sünder blos zu stellen, und den holzendorfischen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir selbst es nachmahls gestanden hat, daß er in den ersten beiden Monaten, Tag und Nacht die lateinischen Klassiker gelesen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger sehr füglich hatte entbehren können, sich wenigstens so weit nachzuhelfen, daß er seine Programmen erträglich schreiben, und bei Disputationen fehlerlos sprechen konte.

Hernach fing er an, die orientalischen Sprachen zu studiren, suchte sich über Hals und Kopf im hebräischen vestzusezen, lernte in der Folge noch chaldäisch, syrisch und zulezt auch noch,

(mit mir, da ich Student war) vom seeligen Reiske das arabische. Dabei trieb er Kirchengeschichte und sezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Lesung der Römer und Griechen aus.

Und so ward er durch unsäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glüklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der seinem Posten Ehre machte, und den Plan seiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholtesten Blosstellungen seiner Unwissenheit, so lange zu kränken und zu quälen, bis er seine hohen Gönner selbst um einen andern Posten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereiteln konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angst, Bekümmernisse, schlaflose Nächte, und drükende Sorgen mein Vater hat überstehen müssen, ehe er sich durcharbeiten konte: wie er in den ersten zehn Jahren seine Kräfte erschöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erhohlungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung seiner Kinder

zu sehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad seiner Lasten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erst noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äußersten Armuth kämpfen muste. Denn alles, was er in den ersten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Besoldung, die er als Peterspre-diger genoß. Als Professor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis so wenig, daß er froh seyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umsonst bei ihm hören wolten. Auch war sein enthusiastischer Gönner nicht im Stande, ihm ir end eine Zulage zu verschaffen, weil die Uni-versität sehr geringe Einkünfte hat, die nur zu den armseligen Pensionen der ordentlichen Pro-fessoren und Kollegiaten hinreichen, und von Ho-fe — damals wenigstens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug seine Predigerbesoldung (Beichtstuhl war nicht an dieser Kirche) jährlich vierhundert Tha-ler. Man kan also leicht ermessen, wie kümmer-lich der gute Vater leben, und wie er fast alles,

was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren muste, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und sieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben sind) sich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, schlechterdings unmöglich finden, mit einer solchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater mußte Schulden machen, und mit ihnen neue Lasten und Sorgen und Bekümmernisse übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Plazische Haus war es, welches von dem ersten Augenblicke an, meinem Vater mit der wärmsten und thätigsten Freundschaft entgegen kam, und dieselbe bis an sein Ende ununterbrochen fortgesezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz, und der angenehmste Geselschafter: Sie, ein liebes, frommes, häus-

liches Weib, das ganz für seinen Gatten lebte und im kleinen und stillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünsche fand: beide, vol der zärtlichsten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, seine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beste, und ließen sie diejenigen Erquickungen durch Speis und Trank und geselschaftliche Aufheitrung genießen, welche sie sich zu Hause nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, soviel ich weiß, ohne Intressen, welche er erst spät und nach und nach, wie seine Einnahme sich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, sie waren seine einzigen, treuen, und thätigen Freunde, welche in seinen Trübsalen ihn trösteten, und in Verlegenheiten unterstüzten.

Ich wil damit nicht sagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden

hätte. Denn es ist bekant genug, daß seine Kanzelredner-Talente, so wie sein äusserst liebreiches und einnehmendes Wesen, ihm die Herzen des Raths, der Kaufmanschaft und der Bürger gewannen, und daß die rührendsten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für so manche Kränkungen seiner gelehrten Antagonisten in schwarzen und bunten Röken entschädigten. Und ich muß insonderheit die ausdauernde Freundschaft der würdigsten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutschmidts u. a. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abschlugen, die sie ihm zur Erleichterung seines Amts, zur bequemern Einrichtung seiner Wohnung u. s. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die ansehnlichsten Zulagen ihm machten, so daß er zulezt achthundert Thaler fixe Besoldung genoß.

Indeß war doch das Plazische Haus (mit dem späterhin das Kammerrath Hoesche wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteste und wolthätigste gegen meinen Vater, welches ihm in der Noth ganz allein unterstüzte, und die wesentlichsten Dienste ihm leistete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieses Haus allen andern vorzog, dessen Umgang allein genoß und alle seine wenigen Erhohlungsstunden in den Armen solcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Lieblosigkeit aus dieser so natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zu zubereiten, welche seine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher schon in der großen Welt gelebt und sich da die nöthige Menschenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß selbst diejenigen Herren und Damen, welche sich den freisten Genuß ihrer Wollüste erlauben, gerade die allerstrengsten Richter fremder Tugend sind, und daß Leipzig von solchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant gewesen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn sie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu seyn, ohne die heiligsten Pflichten der Ehe und der Freundschaft zu perlezzen: hätte er bedacht, daß einem Geistli-

chen insonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widersprüche gegen seine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche sich alle übrige Menschen ohne alles Bedenken gestatten; so würde er vielleicht den schönsten Genuß der Freundschaft, der ihm, bei seinem mühseligen Leben, für seine Gesundheit und Geisteskraft so nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die seltenen Stunden dem Plazischen Garten gewidmet haben, in denen der fast immer kränkliche Mann seiner Gattin Gesellschaft leisten konte.

Da er nun das alles nicht wuste, sondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineralischer Wasser und alles, was dahin gehört, in dem Plazischen Garten genoß, wo das rechtschaffenste Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit selbst täglich veranstaltete; so ward er einige Jahre lang der Gegenstand der giftigen Lästerungen, die sich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indessen behielt mein Vater seinen in der That außerordentlichen Applausus bis an sein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch ein-

mal eine neue Erscheinung sich zeigte, welche das Maulgesperr des Publikums erregte) gedrängt vol. Und er behielt bis an seinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch seine hinreissende Beredsamkeit, so wie durch das lichtvolle und herzangreifende seiner Lehren und das hinzukommende Beispiel eines sanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbescholten tugendhaften Karakters vielen Tausenden Unterricht und Trost gegeben, und sie auf die Wege der Rechtschaffenheit und Glükseligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in seiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er noch in seinem Alter sich bekehrt, und wenigstens die Hälfte des alten Systems aufgegeben hat. Die Veranlassung dazu waren ihm meine Schriften. Diese las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren sich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten sie ganz natürlich stärker auf ihn, als sie auf jeden andern Leser seines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben.

Es leuchtete ihm so manches ein, was ich schon in Erfurth über symbolische Bücher, Wilkührlichkeit theologischer Begriffe und Schwäche dogmatischer Beweise schrieb. Und so schrit er gleichsam mit mir fort und fing an, da ich in Giesen an den Lehrsäzen von Erbsünde, Gnadenwirkungen, Dreyeinigkeit und Versöhnungslehren hämmerte, um nach Absonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war) in Absicht auf alle diese Lehrsäze zweifelhaft zu werden, und nach bessern Bestimmungen und Beweisen derselben sich umzusehn. — Und er hat auch kurz vor seinem Tode, durch einen Band Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion, wo er selbst Hn. Eberhard, dem damals durch seine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philosophen, seinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte ein Selbstdenker zu werden, und daß er gewiß in seinen theologischen Einsichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich, — seine veränderten Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann) wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veste Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerstört worden, allein ich bin versichert, daß er sein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte verdarb ihn durch unaufhörliches Mediciniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andere Arzneien verschrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stückfaß mineralischer Wasser und einen Orthoft Purganzen und Magentropfen hat einschluken müssen. Zulezt wurde seine Verdauungskraft gänzlich zerstört und alle seine Säfte verdorben. Er starb an der Wassersucht, ohngefähr im sechzigsten Jahre seines Alters.

Er liebte mich unaussprechlich und meine Fortschritte in Einsichten und Ehrenstellen waren zuverlässig die süßesten Freuden seines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der seinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauschen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich habe mich' ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat selbst thun können; so hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhaftestes Wohlgefallen an allem, was an ihm sehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele sowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichsam abdrükte, und jede Mine, jede Art sich auszudrükken, jede Bewegung seines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, dessen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrautesten Freunde. Er bediente sich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Dispositionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen muste, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle seinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft sagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuströhmung predigte, als über seine eigenen.

Heilig ist mir sein Andenken! Unvergeßlich seine treuste Vaterliebe! Ueberströhmende Freude der Gedanke, ihn einst wieder zu sehen!

Viertes Kapitel.

Meine ersten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Bischofswerda, Schönfeld, und Dobrilugk, kan ich meinen Lesern nichts erhebliches noch interessantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierde befriedigt, wollen sie ja nicht wissen.

Kleine lustige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus diesem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge auftischen. Z. B. — daß ein gewisser benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garstige Frau hatte und selbst ein herzlich garstiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernster und schier andächtiger Mine, den

Antrag that, unter sich, bei einer zärtlichen Freundschaft, communionem uxorum einzuführen, und die communionem bonorum der ersten Christen dadurch nachzuahmen: wobei er, wie leicht zu erachten steht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moralischen Seite äußerst empfindlich und bei der scheinbarsten Verletzung derselben fast zu hitzig war, die Freundschaft, mit dem einzig geniesbaren Hause, einem sächsischen Dragoner Rittmeister im Dobrilugk, dadurch verscherzte, daß er diesen Officier wegen seiner Vertraulichkeit mit einer dicken Fräulein und der daraus entstandnen Vernachlässigung seiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20000 Thaler geheirathet hatte) zu streng tadelte und, (da dieser bei einer fröhligen Mahlzeit gewisse Anspielungen meines Vaters, den er erstaunend liebte, zu verschmerzen und zu verschlucken sich bemühte, und daher die Gesundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: lustig gelebt und selig gestorben, heist dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, so muß es hier heissen: wollüstig gelebt und hundsvoigtsch gestor-

ben, heist mit Leib und Seele verdorben: — allein meine Leser wollen ja meine Geschichte und werden daher alle solche Kleinigkeiten, wenn sie auch für den und jenen Gaumen seyn solten, mit Recht sich verbitten. Also zur Sache!

Mein Vater war bei seinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogischer Kentnisse nicht geschikt dazu — unsere Erziehung selbst zu besorgen und wirksamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehren überlassen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meisten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müssen. Er hatte keine Gelegenheit, selbst junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentnisse und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß sich junge Männer von sonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und seine Hauslehrerstelle ambiren sollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für seine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie

gewöhnlich, den ersten besten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armselige Hausinformation anzunehmen, und schikte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl selbst ein demüthiger Pauliner, der seine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und sich Dero Diensten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführt. Die Instruktion war kurz. „Geben „Sie den Jungens täglich so und so viel Stunden, „halten Sie sie dann auf der Stube, daß sie keine „Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochsen„ziemer drunter, daß das Fel stiebt, wo sie nicht „folgen wollen." Was und wie der Herr Präceptor lehren solte, blieb ihm selbst anheim gestelt. Und an physikalische und moralische Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei seinen Büchern schwizte, und unter tausend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur stille saßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß sie in vier bis sechs Informationsstunden doch etwas lernen müßten, schien sich von selbst zu verstehen.

Zu dem Uebel der schlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muste mein Vater im Jahre dreimal wechseln, weil er sich immer betrogen sahe. Bald hatte er einen Menschen bekommen, der durch die rohesten Sitten sich auszeichnete, und als ein ungestümer und ungeschlifner Mensch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der ersten Woche gleich einen Grad von Unwissenheit verrieth, der selbst den Zöglingen und dem Gesinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblik einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblicke andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen lassen und das, was der Vorgänger geleistet hatte, wieder zerstört und unnüz sehen musten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieser Hauslehrer erinnern. Der erste derselben ist mir aus meiner frühsten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Mensch, hager, wie ein Windspiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geistlos, wie eine Gans. Sein einziges

Talent, das mir an ihm sichtbar wurde, war die Dichtkunst: damit beschäftigte er sich beständig. Er hatte ganze Foliobände vol Verse vorräthig, die aus seiner Fabrik waren. Seine ganze Kunst war das Reimen. Und er hatte darinnen so eine Fertigkeit, daß er Verse extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuster und Leute dieser Art Hochzeit- und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groschen für ein Karmen. Mich selbst hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich besinne mich wohl, daß meine poetische Ader unter seiner Leitung vortreflich floß, und ein weisses Schreibbuch von zwölf Bogen in wenig Monaten füllte. Aber in seinem übrigen Unterrichte war er ein unausstehliger Mensch, der mir eben dadurch im Gedächtniß geblieben ist. Er rauchte unaufhörlich Tabak und schwizte dabei im Gesicht, daß die Tropfen immer auf der Nase standen. So saß er am Tische, klemmte mich und meine zwei Brüder in seine Seiten ein, und zwang uns, zu lesen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er selbst

nicht. Diese ängstliche Stellung nun, die wir nehmen musten, und dieses einförmige und ekelhafte Exponiren verursachte uns an seinen Stunden, wie an seiner Person, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieser Ekel zunahm, so nahm unsere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage schlechter. Je schlechter wir aber exponirten, destomehr Kopfnüsse und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unsern Verdruß vermehrte, so feuerte es uns an, ihn denselben empfinden zu lassen. Und dazu schuf uns unser lebhafter Geist tausend Methoden. Wir suchten uns z. B. dadurch für unsere Informationspein zu entschädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei witzige Einfälle zuflüsterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchstaben auf unsern Plagegeist schimpften. So murmelte denn mein Bruder! Rednab sti nie Ran: und ich erwiederte: Rednab sti nie Lese: (Banden ist ein Narr: Banden ist ein Esel.) Wenn nun endlich der Schulmonarch diese Geheimnisse unserer neuen Sprache entdekte; so karbatschte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich

mein Vater gelegentlich erfuhr, was unser Banden für ein Held war, und ihn verabschiedete.

Nach der Zeit kam ein gewisser Schulz in unser Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber destoweniger zum moralischen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller seiner Ziegeunerfarbe, den Stutzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite seines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkstadt eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzusehen, und, alle seine Arbeiten beschauen und seine Handgriffe bemerken, war eine meiner größten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich schon frisiren, wie ein alter Geselle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den schönsten Krepp zu machen, wenn sie Sonntags in die Kirche ging, sondern ich verstand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends seine Unschlittreichen Lökchen auszukämmen, jede der-

selben frisch aufzuwikeln, mit dem Brenneisen die alten Fettigkeiten herauszuschmelzen, und des Sontags seinen lokenvollen Kopf in höchster Schönheit wieder herzustellen. — Dieser Mensch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu seine übrigen Sitten das meiste beitrugen. Unter andern war er ein erschrecklicher Esser, und seine elastische Leibeskonstitution brachte gewisse bäuersche Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen schmuzigen Namen gaben, der seinen Respekt mit jedem Tage mehr heruntersezte. Aber das, was ihn am meisten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äusserst verwerflich machte, war sein Umgang mit einem gewissen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns spaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unserm Auffenthalte und veranstaltete jedesmal, daß unsere Kinderfrau, welche das jüngere Geschwister trug oder führte, sein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unsern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffetölchen fütterte, und mit tausend Küssen beehrte. — Und dieser Mensch war fünf Vierteljahr unser Mentor.

Fünftes Kapitel.

Einfluß der Hauslehrer und Bedienten auf Moralität.

Es wird also wohl ohne mein Erinnern dem christlichen Leser einleuchten, daß wir unter dem Regiment solcher Hauslehrer, weder in nüzlichen Kentnissen noch in moralischer Vervolkomnung große Fortschritte gemacht haben. In Absicht auf Bildung des Karakters mußte das Beispiel und die Ermahnungen des Vaters und der Mutter alles allein ausrichten. Und ich kan es betheuren, daß ich mich dieser Wirkung noch jezt sehr lebhaft erinnere. Ich habe als Knabe des Vaters erstaunenden Fleiß und Arbeitsamkeit, so wie seine seltne Strenge und Gewissenhaftigkeit in Absicht auf das Heilighalten dessen, was Recht und Pflicht heist — und der Mutter sanftes, gefälliges und liebevolles Wesen beständig beobachtet und den Werth dieser Tugenden tief empfunden. Und wenn der jugendliche Leichtsin und das Feuer des Temperaments mir die Nachahmung derselben nicht gelingen ließ; so lernte ich sie doch kennen,

und liebgewinnen, und — mit Bestigkeit urtheilen, daß das ganz vortrefliche und schätzenswürdige Menschen wären, die so zu handeln sich gewöhnt hätten.

Ueberhaupt kan ich von mir sagen, daß ich frühzeitig und gewiß ohne alle Anleitung meiner Informatoren, von selbst, viel reflektirt und, nach kindischer Art, und nach meinen damaligen Begriffen, viel gebetet habe, daß mich Gott so machen möge, wie ich nach meinem eignen Gefühl des Wohlgefallens urtheilte, daß ein Mensch seyn müsse, wenn er gut, gottgefällig, und der Achtung Anderer werth seyn wolte.

Am meisten erinnere ich mich, dem Fleiße einen hohen Werth beigelegt zu haben, ob ich gleich zu meiner eignen Unzufriedenheit mich zu keiner rechten Stätigkeit bringen konte. Aber da hatten auch gewiß, außer der Flüchtigkeit und dem wilden Feuer meines Temperaments, unsre Hauslehrer die größte Schuld. Denn wie wil ein Mensch, zumal ein Knabe, Lust zur Arbeitsamkeit bekommen, wenn er zu lauter Geschäften angeführt wird, die ihm durch Materie und Form

Ekel machen müssen? Wirklich geht es überal natürlich zu, und man darf den Kindern die wenigste Schuld beimessen, wenn sie theils die Arbeit überhaupt scheuen, theils gegen das Lernen insonderheit eine gewisse Abneigung verspüren lassen. Denn unsere Lehrer und Erzieher verhunzen warlich die Stimmung der jungen Seelen mit Gewalt durch die Beschäftigungen, die sie Kindern zumuthen, durch die unnützen, unverständlichen, trokenen und ungenießbaren Sachen, welche sie ihnen zu lernen geben und durch die ekelhafte Methode, deren sie sich dabei bedienen. Verstünde man, dem kindischen Alter angemeßne und unterhaltende Beschäftigungen aufzusuchen; so würden Kinder auch mit mehr Lust arbeiten. Und wählte man zu ihrem Unterrichte Dinge, die sie fassen könten und die etwas anziehendes für sie hätten, und wüßte dabei durch Methode ihnen das Lernen derselben leicht zu machen, sie würden auch mit Lust lernen.

Es ist mir, seitdem ich Vater bin, ein einzigesmal gelungen, einen jungen Mann zu finden, der die wahre Methode verstand, und in allen Lehrstunden, die er meinen Töchtern gab, lauter

angenehme Sachen (Natur und Geschichte) ihnen vortrug und dies blos gesprächsweise, ohne daß die Kinder sitzen und lesen oder blos zuhören durften; — und da hab' ichs mit Augen gesehen, was das wirkt: da hab ich die Freude gehabt, daß die Kinder mit Lust lernten, daß sie es kaum erwarten konten, wenn die Stunde schlug, wo sie zu Herrn Müllern gehen durften, und daß sie es beklagten, wenn die Zeit der Schule schon verflossen war, und sie von ihm verabschiedet wurden.

Man denke sich im Gegentheil so einen ekelhaften Schmocher wie Herr Banden war, der uns auf die Stühle zusammenpreßte, und einige Stunden lang mit exponiren einer Epistel des Cicero und Vokabel lernen und dergleichen Dingen quälte, wo uns das, was wir lasen, so unverständlich und so uninteressant war, und die Art, wie wir dabei geschäftig seyn mußten, so schweistreibend wurde: und wundre sich dann noch, wenn ich, bei allen meinen Reflexionen über des Vaters herrliches Beispiel, und bei allem meinem guten Willen, mir keine Lust zu lernen schaffen konte.

Wunderbar ist mirs übrigens noch bis jezt, daß das unglükliche Beispiel des Schulz so wenig nachtheilige Eindrücke auf mich und meine Brüder gemackt hat. Ich kan nicht sagen, daß der Anblik seiner oft ziemlich plumpen Karessen, eine bestimte Vorstellung bei mir hervorgebracht hätte. Das einzige gedenke ich noch ganz deutlich, daß, da Röschen vom Herbste bis ins Frühjahr in einer Pelzkontuche zu erscheinen pflegte, welche ihr Adonis ihr fleissig an der Brust herabzustreichen gewohnt war, sich eine sinlich angenehme Idee in mir festfezte (ich war eben neun Jahr alt) welche in der Folge beständig fort durch das Gefühl oder den Anblik des Pelzwerks in mir erneuert, und mit der dunklen Empfindung eines gewissen instinktartigen Vergnügens begleitet wurde.

Verständige Leser werden solche Bemerkungen gewiß nicht als unbiographische Lappalien ansehen, da es ihnen ohnstreitig einleuchten wird, daß für die Kentniß der Geschichte des Menschen, d. h. der Art und Weise, wie sein fixirter Karakter, seine Tugenden und Thorheiten, sein Handlungsweisen und Fertigkeiten, seine Schikfale und Auf-

tritte entstanden sind — oft gerade die kleinsten Umstände von Wichtigkeit sind, wenn sie die almälige Formung seiner Sitten und Begebenheiten ins Licht setzen. Denn was nüzt mir Menschengeschichte, wo ich blos Thatsachen erblicke, aber den Zusammenhang derselben mit ihren Ursachen nicht zu sehen bekommen, und ihre innre Entstehungsart nicht zu eignen Reflexionen benuzzen kan?

In der That war diese Zeit, wo der obgedachte Anblik die beschriebene Wirkung bei mir that, für mich die Zeit der ersten Aufweckung des schlafenden Instinkts, wo der unbestimte richtungslose Naturtrieb den ersten schwächsten und dunkelsten Grad von Bestimtheit erhielt. Unbekant mit allem, was die Natur wirkliches hat, faßte ich jezt blos diesen von meinem Lehrer bemerkten Gegenstand mit meiner Phantasie auf. Und jenes Gefühl und jener Anblik war viele Jahre lang für mich die einzige Art sinlicher Wolluſt, deren ich empfänglich war.

Wenn aber die Leser sich wundern, daß ein solches Beispiel nichts schlimmers gewirkt hat; so wer-

werden sie es noch mehr, wenn ich ihnen weiter erzähle, daß wir bald nach dieser Zeit einen Bedienten ins Haus bekamen, der mir insonderheit, der ich einen eigenen Hang hatte, mich durch Erzählungen unterhalten zu lassen, die allerschändlichsten Dinge vorsagte, und mir sogar eine Menge der scheuslichsten Methoden schilderte, deren er sich bei seinem Umgange mit dem andern Geschlechte bedient hatte, und daß gleichwohl auch diese Beschreibungen, womit der Elende ein unschuldiges Kind moralisch zu vergiften drohte, mir gar keinen Schaden thaten. Aber die Ursache lag darinne, daß ich noch alzu unschuldig war, um ihn zu verstehen. Ich kante wirklich noch nicht den Unterschied der Geschlechter (ein zufälliges Glük, das mir unendlich genuzt hat!) und verstand also durchaus keine feine Schilderungen, die er ohnehin, weil er mich für sachkundiger hielt als ich war, mit bloßen Winken und Anspielungen mir vortrug. Und so blieb ich mit bestimterer Bekantschaft des Bösen und — was unausbleibliche psychologische Folge ist, mit einer bestimten Begierde verschont. Ich blieb glüklicherweise hierinnen ganz Kind.

Eines andern Bedienten, Namens Ernst, muß ich noch gedenken, weil auch dieser den Grund zu einem gewissen Zuge meines Karakters gelegt hat. Dieser Ernst war ein guter, fleißiger und redlicher Mensch, der den grösten Theil des Tages auf seiner Kammer zubrachte, wo er Schneiderarbeit that. Ich gewan diesen Menschen lieb und er bemühte sich, in der besten Meinung, da er meinen Hang merkte, mich durch Erzählungen zu amusiren, um mich vom herumlaufen und wilden Streichen abzuhalten: weil er wuste, daß meinem guten Vater daran besonders gelegen war, daß er nicht durch das Gelerm seiner muntern Jungens in seinen Arbeiten gestört würde. Täglich also ward Ernst meine Gesellschaft in müßigen Stunden, und ich hörte ihm mit unermüdeter Geduld zu, wenn er meine Phantasie mit romanhaften Bildern bereicherte.

Ich war von Natur munter und zur Fröhligkeit gestimt, und hatte dabei einen unbegränzten Hang mit meiner Imagination in der Zukunft herumzuschweifen, und mir angenehme Aussichten zu bilden. Der gute Ernst sahe also bald,

daß mir keine Gespräche interessanter waren, als wenn er mich mit Projekten unterhielt. Da war denn jeden Tag ein neuer Roman auf dem Tapet, in welchem der Held, an dessen Platze ich allemal mich selbst dachte, oder den auch wohl der gefällige Schneider mir geradehin namentlich anwieß, allemal und ohne alle Schwierigkeiten glüklich wurde. Denn zu Schürzung eines Knotens, wodurch der Held erst in bedenkliche Umstände gerieth, ehe er das Ziel seiner Wünsche erreichte, hatte sein Kopf kein Talent. Da kamen Entwürfe zum Reichwerden an den Tag, welche er mit der Mine der Wichtigkeit mir mittheilte, versichert, daß ich ihre Unwahrscheinlichkeiten nicht merken, und, im Vertrauen auf sein Alter und seine Erfahrung, ihm Glauben beimessen würde. Da hatte er berechnet, wie wir in der Glüksbude den größten Gewin erhalten könten, ohne sich daran zu stoßen, daß wir beide nicht so viel Geld hatten, um ein Loos zu kaufen. Da sezten wir mit einander, für eben diese Schwierigkeit unbesorgt, in die Lotterie, und überlegten sehr ernsthaft, was wir mit dem großen Looße anfangen wolten. Da fanden wir einen Schaz und machten weitläuftige Entwürfe, wie

wir die ungeheure Summe am besten anlegen könten. Da gingen wir auf Reisen und machten ein unverhoftes Glük. Kurz, Ernst wußte jeden Tag meiner Phantasie neue Aussichten zu geben, und meinen Glauben an seine Versicherungen dadurch zu bevestigen, daß er mit großer Bescheidenheit jedesmal mich bat, ihn in meinem Glükke nicht zu vergessen, sondern als einen armen Menschen mit zu versorgen.

Man stelle sich vor, wenn die feurige Imagination eines Knaben zwei Jahr lang durch tägliche Unterhaltungen dieser Art die herschende Richtung bekomt, nichts als angenehme Gegenstände in der Zukunft zu denken: wenn sie dabei gewöhnt wird, Unwahrscheinlichkeiten, Schwierigkeiten, Bedenklichkeiten, mögliche nachtheilige Folgen u. d. zu übersehen: wenn es ihr habituel wird, alle Dinge in der wirklichen Welt nur von ihren reizenden und vortheilhaften Seiten zu betrachten, sich nie das Böse und Nachtheilige neben dem Guten vorzustellen, sondern nur immer einseitig alles im Lichte der Freude zu erblikken — man stelle sich vor, was das einer Seele für eine unausrottliche Stimmung geben muß!

Unser Ernst war ein Schneider und kein Philosoph, wohl zu merken: sonst hätte er freilich — hoffentlich — eingesehn, daß er mit seiner gutgemeinten Unterhaltung mir Schaden thun mußte. Denn ich bin gewiß, daß er den Grund zu meinem idiosynkratischen Leichtsinne gelegt, und mir es für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht hat, mir stets frohe Aussichten zu bilden, und bei allen Gegenständen der Zukunft, nur die heitere, angenehme, und reizende Seite zu sehen, und für Schwierigkeiten und mögliche böse Folgen gar kein Auge zu haben.

Denn darin besteht eigentlich, was ich meine christlichen Leser wohl zu beherzigen bitte, der mir von so manchem hochweisen Richter meines Lebens so oft vorgeworfene Leichtsin, daß ich bei allem, was ich als zukünftig denke, bei allen Projekten, Entwürfen, Anschlägen, nur für die frohe Seite der Sache einen Sinn habe, und die schlimme Seite, (sogar bei dem oft mit Bewußtseyn vorhandenen besten Willen, sie zu bemerken) nicht sehe.

Diese in einer Schneiderwerkstatt erzeugte Krankheit hat zugleich eine beständige Nahrungsquelle in meinem an sich sehr glüklichen Temperamente gefunden. Es ist nämlich meine erstaunliche Jovialität, meine mir von Jugend auf eigne und nur seit einigen Jahren erst ein klein wenig gemilderte herschende Heiterkeit und Stimmung der Seele zum Frohseyn, die Ursache, daß fast alle Dinge in der Welt, und so auch Menschen, die ich kennen lerne, mir blos von einer angenehmen und geniesbaren Seite erscheinen: daß also in meiner Seele bei allem, was ich denke und überlege, (und ich überlege wahrlich alles, was ich von Wichtigkeit thue, mit der ehrlichsten und gutgemeintesten Sorgfalt) immer nur die erfreuliche und vortheilhafte Seite sich mir darstellt: und daß ich hingegen (bei allem meinen guten Willen, vollständig in meinen Ueberlegungen zu seyn) die bedenklichen Seiten, die üblen Folgen, gar nicht ins Auge bekomme, oder doch erst spat, und wenns zu spat ist, entdecke.

Sechstes Kapitel.

Beßre Lehrer und Erzieher.

Mein armer Vater konte anfangs seinen Hauslehrern nicht mehr, als freie Wohnung, aber mit mir und meinen beiden Brüdern auf einer Stube, nebst Heizung, Licht, Aufwartung und etwa 24 bis 30 Thaler Geld anbieten. Da war es wohl nicht anders zu erwarten, als daß nur Leute von der geringsten Klasse sich zu einer solchen Kondition verstunden.

Da er selbst in eine glüklichere Lage kam, und bei 800 Thalern Prediger Besoldung, auch die Einkünfte, als ordentlicher Professor der Theologie, Beisitzer des Konsistorium u. d. bezog und sofort auch einen ansehnlichern Gehalt für den Erzieher seiner Kinder bestimte, auch überdem durch sein bekantes Ansehn beim Magistrat und bei Hofe in dem Kredit stund, daß er zur Beförderung eines jungen Mannes mitzuwirken vermögend war; da fanden sich auch ganz andere

Männer, welche unsere Bildung übernahmen: — ein deutlicher Beweis, daß vernünftige Eltern nirgends mehr sich angreifen solten, als bei Aussezzung der Belohnungen für die Führer der Jugend.

Der erste würdige Mann, in dessen Hände meine Erziehung gerieth, war der jetzige Korrektor Hofmann auf der Thomasschule zu Leipzig. Dieser verband mit sehr gründlichen und ausgebreiteten Schulkentnissen eine gute Methode, und besaß zugleich die Gabe, durch Freundlichkeit und edle Behandlung, die Liebe seiner Zöglinge zu gewinnen. Mit mir ging er besonders liebreich um, und nahm einen Ton der Vertraulichkeit an, der mir schmeichelhaft war, und durch Ehrgeiz mich ganz an ihn fesselte.

Ich erinnere mich auch, daß seine nette Kleidung mir auffiel, welche mit dem saloppen Anzuge der vorigen Informatoren ziemlich stark kontrastirte, und daß dieses Aeußerliche ihm einen gewissen Respekt gab, der einem Erzieher bei seinen Zöglingen so unentbehrlich ist.

Die Religionsübungen gewannen unter seiner Leitung nicht minder, als der Schulunterricht.

Denn wenn die vorigen Lehrer uns durch ein frostiges und mechanisches Geleier, das oft zu halben Stunden dauerte, ermüdet, und die so genannten Betstunden zum Ekel gemacht hatten, so wuste dieser durch ein kurzes Gebet und einige gut gewählte Strophen zum Gesang, wobei er blos durch das Beispiel der eignen Andacht die meinige erwekte und erwärmte, manche gute religiöse Empfindung in mir hervorzubringen oder zu stärken.

In den Stunden des Unterrichts machte er sich, besonders im Sommer, die Bequemlichkeit, daß er mir es übertrug, meinen beiden jüngern und minder fähigen Brüdern, nebst dem kleinen Ernst (jetzigen hochberühmten Philosophieprediger, Herrn Prof. Platner in Leipzig) Lektion zu geben, indeß er auf seinem Bette lag und zuhörte. Da wußte ich mir denn außerordentlich viel, wenn ich, mit dem Bakel unterm Arm, in der Stube auf und abgehen, und meine Schüler ein Stük Nepos aufsagen lassen, und sie weidlich korrigiren konte. Dies entflamte meinen Ehrgeiz und spornte meinen Fleiß an,

Zur Zeit dieses Mannes erhielt sich die Unschuld meines Herzens, um so leichter, weil ich auf der einen Seite wirklich an Pietät, (ich wil sagen, an öfterm Bewuſtseyn aus Gotteskentniß entlehnter Beweggründe zum Guthandeln,) bei ihm zunahm, und auf der andern Seite zu eigentlich bösen, d. h. Gesundheit und Pietät zerstörenden Dingen keine Gelegenheit hatte. Denn wir waren theils fast beständig unter seinen Augen, theils verursachte die Armuth meines Vaters oder vielmehr die aus den Zeiten der Armuth entstandene Gewohnheit, daß wir wenig oder gar keine Gesellschaft mit andern Kindern hatten, und folglich vom Sehen und Lernen des Bösen frei blieben. Unser Hofman führte mich meistentheils in seine Gesellschaften ein, wo ich unter Erwachsenen mich befand, oder, wenn auch jene ihre Zöglinge bei sich hatten, doch mit ihnen unter Männer Augen handelte.

Eines Umganges mit dem andern Geschlecht aus dieser Epoche kan ich mich gar nicht erinnern: außer daß ich zuweilen das Mechanische Haus besuchte, welches an unsere Wohnung stieß, und

wo mir die mittelste Tochter, die aber doch schon einige Jahr älter, als ich und ein ganz geseztes Frauenzimmer war, so gefiel, daß ich wohl sagen möchte, ich sey, wie ein unschuldiger Knabe von etwa zwölftehalb Jahren es seyn kan, in sie verliebt gewesen. Ich urtheile dies daraus, weil ich mich noch gar wohl erinnern kan, daß ich zuweilen des Abends, wenn die Mahlzeit vorbei und jedes in seinem Schlafzimmer war, mit wahrer Lebensgefahr (im dritten Stokwerk) von dem Fenster unsers Ganges zum Fenster des Treppengehäuses hinüber geschritten bin, welches mit jenen einen rechten Winkel formirte, und doch gewiß eine Ausschreitung von anderthalb Ellen erforderte. Indessen waren diese Kinder allezeit unter den Augen ihrer Mutter, so daß das allerschlimste, was ich mich da gethan zu haben erinnere, ein ziemlich wildes Blindekuhspiel war.

Daß wir übrigens, bei aller guten Aufsicht, nicht manche dolle Jugendstreiche gemacht haben solten, verlange ich gar nicht zu behaupten. Denn es gab doch zuweilen Stunden, auch halbe Tage, wo unsere Eltern nicht zu Hause waren, und wo

auch wohl der Herr Informator sich einen guten Tag machte: und da mußten ja wohl so muntere Knaben, darunter ich dann sicher der wildeste war, auf manchen Einfal gerathen, der einen Prügelregen nach sich zog.

Um ein einziges Exempelchen zu geben, weil es doch manchem Leser darum zu thun ist, die Manier des Dichters, des Redners, des Schauspielers — kennen zu lernen — wil ich nur dies bemerken, daß es eine unserer Hauptbelustigungen war, biblische Historien dramatisch zu bearbeiten und vorzustellen. Das thaten wir denn ohne allen Aufwand von weitläuftigen Dialogen, vielfältigen Scenen, großen Dekorationen u. d. und wir behandelten unsere Stücke ganz simpel und kurz. So führten wir z. B. den Durchgang der Kinder Israel durch den Jordan dergestalt auf, daß mein Bruder einen Eimer Wasser holte, indeß ich mit dem jüngsten und einigen Nachbarskindern, die wir zuweilen erwischten, hinter dem Ofen stunden und die Kinder Israel repräsentirten. Wie nun der mittelste Bruder den Eimer brachte und quer über die Stube hingoß, so trat

ich, als Moses, mit dem Besen hervor, strich durch den seichten Strom hin, und führte so die Israeliten troknes Fußes hindurch und — erhielt hernach von meinem Vater mit meinen Brüdern eine Tracht Schläge, weil das Wasser durch die Dielen gedrungen, und ihm in die Studierstube gelaufen war, und Bücher und Schriften ersäuft hatte.

Auf unsern Hofman folgte ein eben so würdiger Mann, der Magister Reinhold, welcher durch meines Vaters Empfehlung Katechet in Leipzig und, durch eben dieses Mittel, bald darauf Pastor zu Nebra in Thüringen und zulezt Superintendent in Mühlhausen wurde. Dieser Mann hatte eine ganz eigne und ich möchte sagen, bezaubernde Art von Würde in seinem Aeußerlichen. Seine Mine, seine Sprache, sein Ausdruk, sein Gang, alles war vol eines edlen Ernstes, und flößte, ohne dem Wohlwollen und der Traulichkeit zu schaden, Ehrfurcht ein.

Von seinem Unterrichte haben wir nicht sonderlichen Gewin gehabt: denn er war kein Schulmann und liebte auch zusehr die Bequemlichkeit.

Aber destomehr nahm ich unter seiner Führung an Pietät und gesextem Wesen zu. Sein Aeußerliches konte nicht ohne Nachahmung bleiben. Und ich bin mir bewust, daß ich zu seiner Zeit außerordentlich gleichgültig gegen manche Spielereien und Kinderpossen ward, die ich sonst sehr geliebt hatte, und mit einer Art von Ehrgeiz mich bestrebte, die Würde des Mannes, die mir soviel Wohlgefallen erwekte, weil er mich dabei gleichwohl mit soviel Herzlichkeit behandelte, in meinem eignen Betragen zu erreichen.

Einen beständigen Einfluß hat dieser Mann dadurch auf mich behalten, daß er mir viele Jahre lang das Muster der Mimik und der Tonkunst beim Deklamiren geblieben ist, welches ich nachzuahmen strebte.

Der lezte und volkommenste meiner Jugendlehrer war ein gewisser Jäger, dessen ich mich, so lange ich lebe, mit innigster Rührung erinnern werde. Nie habe ich einen Mann gekant, der so viel Liebe und Ehrfurcht zugleich einflößen und ganz eigentlich abnöthigen konte. Seine Physio-

nomie war der Abdruk der Tugend; seine Rede ihre Stimme, und sein Leben ihr Muster.

Wir waren Kinder, aber die Züge der engelreinen Seele in jeder seiner Minen und Handlungen waren so stark, daß auch wir sie lasen und verstunden.

Etwas war in seinem Gesicht, wenn ihm eine Kollision zwischen Pflicht und Nachsicht vorkam, das ich gar nicht zu beschreiben vermag, und das ihn gleichwohl ganz bezaubernd machte. Man erblikte da eine rührende Verfließung des Schmerzes über die Nothwendigkeit etwas versagen oder an seinen Zöglingen tadeln zu müßen und, der heiligsten Entschlossenheit, nicht ein haarbreit von dem abzuweichen, was Natur oder Konvention ihm zur Obliegenheit gemacht hatte.

Wäre dieser Mann, der kaum drei Vierteljahr in unserm Hause war, bis an das Ende unserer Erziehungszeit bei uns geblieben, ich wäre ein Heiliger geworden. Denn Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn dafür hielt, und vor dem Bilde der Tugend, das an ihm so sichtbar war, einen solchen Grad von Ehrfurcht empfand, welcher der

höchsten Gebetsandacht gleich kam. Er schien mir ein Muster der bescheidensten und Prätensionlose-sten Tugend zu seyn, das meinen ganzen Stolz befriedigen konte, wenn ich es je erreichte.

Mein Vater liebte ihn unaussprechlich, und machte mich auf manches Gute an ihm erst aufmerksam, was sich vor meinen Bliken verborgen hatte, weil er wirklich auch darinnen eine Selstenheit war, daß er die Schönheiten seiner Seele selbst im Schatten zu stellen suchte, um nicht prahlerisch zu scheinen. Er war äußerst mäßig im Essen und Trinken und doch schien er bei der Mahlzeit sichs recht herzlich schmecken zu lassen. Er trug kein Bedenken seine äußerste Armuth zu gestehen, und er that, als wenn er durch den höchsten Grad von Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge sein Geständniß auszulöschen suchte. Er war schüchtern und demüthig, und er sprach doch mit den Vornehmsten und Geringsten mit einer so abgemessenen Würde, daß beide ihn respektiren musten. Er war im höchsten Grade streng bei alle dem, was seine Pflicht erheischte, und sein Betragen war dennoch so gefällig, daß er nicht fä-

hig

hig schien, etwas abzuschlagen. Er war from, wie eine Heloise, und in Gesellschaft so munter und aufgeräumt, daß kein Epikuräer vor ihm scheu wurde.

Und dieser vortrefliche Mann, welcher die edelsten Grundsäze meinem Verstande, und die feurigsten Gefühle für Rechtschaffenheit und Tugend meinem Herzen am tiefsten eingeprägt hat, ward unter meinen Lehrern der erste und einzige, an welchem ich das traurigste Räthsel der Vorsehung, die Tugend im Unglük, kennen lernen mußte. Sein Schiksal war mir erschütternd, und wird stäts mir unvergeßlich bleiben.

Mein Vater hatte ihn bei einer vakanten Katechetenstelle an seiner Kirche empfohlen, und einige seiner öffentlichen Kanzelvorträge waren mit so algemeinem Beifalle aufgenommen worden, daß seine Wahl gar keine Schwierigkeit fand. Auch war bereits Rath geschaft, den bei seiner Armuth ihm selbst zu schweren Aufwand zu bestreiten, welchen die schwarze Kleidung, nebst dem Mantel und übrigen Ornat erfoderte. Alle Menschen gönnten ihm sein Glük, und in unserm

Hauſe war lauter Jubel. Am Freitage erhielt er die Vokation, und den Sonnabend kam er zu meinem Vater, und meldete ihm, daß er ſie nicht annehmen — daß er nicht in Leipzig bleiben könne. — Man denke ſich unſern Schrek!

Wir ſtekten die Köpfe zuſammen. Wir drangen mit dem wehmüthigſten Flehen in ihn, uns das Räthſel zu löſen. Seine Freunde kamen herbei, und erſtaunten mit uns, und baten ihn mit uns, daß er bleibe. Aber nichts war aus ihm herauszupreſſen, als Seufzer und Thränen. In wenig Tagen verließ er Leipzig.

Man höre den Aufſchluß des Räthſels. Der unglükliche Mann hatte ſeine Jugendjahre in reinſter Unſchuld verlebt. Armuth, ſchlechte Koſt, beſtändiges Studiren — hatten ihn vor Gelegenheit, und Verſuchung geſchüzt. Er kam in unſer Haus. Ein guter Tiſch vermehrte ſeine Körperkraft, daß das blaſſe hagre Geſicht nach einigen Monaten wie eine Roſe blühte. Die Liebe, mit der er überhäuft wurde, und ſeine zunehmenden Bekantſchaften hatten ſeinen Geiſt aufgeheitert,

und seiner natürlichen Stimmung zum Frohseyn Spielraum geschaft.

Unbekant mit allem, was man Laster nennt, und gänzlich unerfahren in dem, was Gefahr und Versuchung zum Bösen heißt, wandelte er in der Unschuld seines Herzens drei Monate dahin, ohne daß ein schlechter Gedanke seine Seele entheiligte. Eines Tages wird er zu einem Magisterschmause eingeladen, wo einige, bei denen die alzustrenge Tugend, statt Ehrfurcht, Lüsternheit sie zu beflekken erregt hatte, einen Anschlag auf ihn machten. „Du, sagte der eine, laß uns heute dem zümpfer„lichen Jäger eins auf den Pels trinken." Sie wurden einig, und der arme Jäger erlag.

Nicht trunken, aber doch mit einer ungewohnten Portion beladen, und so aufgeräumt, daß er allenfals Muth gehabt haben würde, ohne Zittern einen bloßen Degen zu sehen, — kam er des Abends spat nach Hause, fand niemand mehr auf, als unsere alte Magd, eine Person von vierzig Jahren, und häßlich, wie die Nacht. Diese geleitet ihn nach seinem Zimmer, sieht seine ausserordentliche Jovialität, erbietet sich, ihm noch eine

Tasse Thee zu machen, kommt darüber mit ihm ins Gespräch, und — der arme unglükliche Mann — vergißt sich.

Noch steht mir eine Thräne im Auge, wenn ich an diesen schrecklichen Fall gedenke. Noch schwebt mir der Kummer vor Augen, der mich damals verzehrte, und meinen Glauben an Vorsehung, den ich als Knabe schon so bevestigt zu haben vermeinte, wankend machte.

In einem Abende, wo alles, was von seinen freien Vorstellungen unabhängig war, die List der Neider seiner Tugend, die Macht des Getränks und seine Tugend selbst, ich meine seine Unerfahrenheit und Unkunde der Gefahr — sich wider ihn vereinigt hatte — mußte seine Unschuld gestürzt, sein Glük zerstört, und ein Mann, der so unendlich viel Nuzen in der Welt stiften konte, vernichtet werden.

Der arme Jäger hatte früh seine Vokation erhalten, und Freudenthränen vor Gott und seinem Wolthäter geweint, und am Abend meldet ihm dies scheusliche Weibesbild, an die er gar nicht mehr gedacht hatte, ihre Schwangerschaft. —

Todesangst überfällt ihn, er sagt seine Stelle auf, verläßt Leipzig, begiebt sich nach ***, und — stirbt ein Jahr darauf vor Harm und Kummer.

Wie viel Tausende genießen die Freuden der Thorheit durch ihr ganzes Leben und — gedeihen! Und dieser Rechtschafne. — Doch lasset uns den Vorhang vorziehn, und mit dem Apostel sagen: unerforschlich sind deine Wege! —

Wie viel wahre Philosophie in diesen Worten des philosophischen Paulus liege, mögen die, so es nicht wissen, aus meiner analytischen Erklärung der Briefe der Apostel lernen, die ich nach Biographenpflicht und Fug hiermit für eine meiner besten Schriften erkläre.

Siebentes Kapitel.

Oeffentliche Schulen.

Warum mein Vater die Hauslehrer-Erziehung aufgab, weiß ich nicht. Vieleicht hatte ihn der Ueberdruß dazu bewogen, weil er sahe, daß

die sichern Leute nichts taugten, und die tauglichen nicht sicher waren, d. h. wenn er sie kaum im Hause hatte, ihr Glük machten, und uns wieder verließen. Denn wirklich hatte er den H. Reinhold nur ein halb Jahr, und den unglüklichen Jäger drei Vierteljahr nur genossen.

Er bekam nun den sonderbaren Einfal, mich auf die Leipziger Nikolaischule zu schikken, und meine Studien da vollends zur Akademie reif werden zu lassen. Aber das Jahr, welches ich hier zubrachte, war verlohren. Ich lief alle Morgen mit meinem großen Bücherpack, dem ein starker Riemen Haltung gab, um sieben Uhr nach meiner Klasse, und kam um eilf Uhr eben so zurük, wie ich hingegangen war. Es war nichts da zu lernen.

Der große Reiske zwar, stand damals als Rektor an dieser Schule, und zog durch seinen Ruf manchen Lehrling an sich, mochte auch wohl auf der Wagschale der Rathschlagungen meines Vaters das größte Gewicht gewesen seyn, und den Ausschlag gegeben haben; aber theils kam ich nicht in seine Klasse, weil ich noch nicht reif zu Prima schien; theils war auch dieser große Mann

nicht fähig, jungen Leuten Fortschritte in Schulkentnissen zu verschaffen, weil er gar keine Gabe des Vortrags hatte und seine unermeßlichen Reichthümer in Sprachen und Geschichte nicht von sich geben konte. Seine Seele glich einem Bauche, der ohne Klistire keinen Abgang hat. Es war ein Gelehrter, der mit Kentnissen ganz eigentlich überladen, und eben darum beständig obstruirt war. Man mußte selbst schon weit seyn, wenn man ihn wirklich benuzen wollte. Man mußte mit ihm sprechen, man mußte ihm alles, was man zu wissen nöthig fand, abfragen: da war der Mann unerschöpflich, da war er befriedigend, da ward er lehrreich. Aber, wenn er Lehrlinge vor sich haben, und allein sprechen mußte, da konte er nichts, als exponiren und paraphrasiren, und das noch dazu in einem Deutsch, das nicht zu genießen war.

Mein Lehrer ward der Konrektor Adami, den Gott im Zorn zum Schulmanne gemacht hatte. Ob er schulmännische Gelehrsamkeit besessen hat, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich, daß keine Spur davon in seinen Schulstunden zu vernehmen war. Seine Erklärungen der klassi-

schen Autoren bestunden entweder in dürrer Gram-
matik, oder in Minellischen Noten. Dabei war seine Stimme so widrig, sein Air so pedantisch, seine Laune so hypochondrisch, daß man entweder vor Ueberdruß erkranken, oder vor langer Weile bei ihm einschlafen mußte. Das leztere war bei seinen Schülern der gewöhnliche Fall. Oft sah man ganze Reihen oder Bänke voll Schüler in einem Tempo nikken.

Das allerschlimmste war dabei, daß der Mann ein gewisses ridicule hatte, welches alles vollends verdarb. Denn da gab es, vornehmlich unter den Primanern, niederträchtige Menschen in Menge, welche sichs zum eignen Geschäfte machten, täglich neue Erfindungen anzubringen, den alten Mann zum Narren zu machen. Und wer dann nicht über die Erfindungen lachte, mußte wenigstens über die Bocksprünge lachen, welche der gute Adami machte, wenn er eine solche Posse entdekte, und es endlich merkte, daß sie auf ihn gemünzt war. Dieses Unglück, wenn es einen Schulmann einmal trift, zerstört nicht nur allen Nuzen seines Unterrichts, sondern es bringt auch

einen Geist des Leichtsinns, und ich möchte sagen, der Gewissenlosigkeit, unter die Schüler, der manches junge Herz vergiftet, und Sitten und Karaktere verunstaltet.

In Adamis Stunden war zulezt gar keine Aufmerksamkeit mehr. Und wenn wir es satt waren, den alten Mann zu verspotten und zu nekken; so zogen wir mit unserm Wize, der einmal in Odemgesezt war, gegen einander selbst zu Felde. Und wirklich habe ich in diesem Jahre mehr Methoden, Leute zu plagen gelernt, als mancher Zeitlebens nicht zu erfahren bekomt. Einer meiner besten Antagonisten, war ein gewisser Herr von Hohenthal, welcher blos durch seine Hammelsnatur mich reizte, auf seine Unkosten wizig zu seyn, und einen Ruhm darinnen zu suchen, wenn ich die Lacher über ihn aufzuregen vermochte.

Mein Vater merkte freilich bald, und auch ich, zu Reflexionen über mich selbst gewöhnt, eröfnete es ihm, daß diese Schule für mich fruchtlos und sogar verderblich war: allein es dauerte lang, ehe er eine Veränderung beschliessen konte. Endlich brachte ihn der Burgemeister Born, ein

ner seiner redlichsten Freunde und eifrigsten Gönner, auf den Gedanken, mich und meinen mittelsten Bruder auf die Fürstenschule, Pforte, zu bringen, wo er uns ganz ohne Kosten unterhalten konte, indem der Leipziger Rath meinem Vater, die beiden Alumnenstellen für seine Söhne bewilligte, welche derselbe zu vergeben hatte.

So zog ich nun, nicht volle vierzehn Jahr alt, schwach und zart an Körper, und klein von Wuchs, aus den Armen meiner weinenden Mutter, zum erstenmale in die Fremde, und kam unter eine Menge von Leuten, von denen ich nicht einen einzigen kante.

Aber hier zeigte und fixirte sich ein Zug meines Temperaments, der mir in meinem Leben oft zu statten gekommen ist, und der sich hier zum erstenmale in einer gewissen Stärke äußerte. Ich war in Absicht auf Leibesstärke und Weltkentniß ein wahres Kind, und fand mich gleichwohl in meine neue Welt, wie, wenn ich schon oft solche Veränderungen erfahren hätte. Das Neue schrekte mich nicht. Das plözliche Verschwinden des Alten rührte mich nicht.

Mein Vater brachte uns selbst auf diese Schule, und empfahl uns der Vorsorge des würdigsten Schulmanns, des wahren Pendants eines großen Ernesti, des berühmten Freytags. Dieser alte Mann, der, bei einem unbehülflich dicken Körper, ein äußerst austeres Air hatte, und vor Fett grunzte, besaß dennoch eine gewisse unverkennbare Leutseligkeit, und zeigte es auf den ersten Augenblik, daß er ein edler, und für seine Schüler väterlich gesinnter Mann war, so deutlich, daß ich gleich ein Herz zu ihm faßte, und mich in seinen Händen zufrieden fühlte.

Wir speisten des Abends bei ihm; aber schon um neun Uhr kam sein Famulus, und foderte uns unvermuthet zum Schlafengehn ab. In dem nämlichen Augenblik also mußten wir die Tafel verlassen, unserm Pflegevater gute Nacht, und unserm Vater das Lebewohl sagen, und, der Führung eines fremden Vorgesezten mit einer großen Laterne, uns anvertrauen.

Ich vergoß keine Thräne bei diesem Abschiede. Und ob ichs gleich innig empfand, daß ich jezt zum erstenmale mich von einem geliebten Va-

ter trennen, und vieleicht auf mehrere Jahre trennen mußte; so dauerte doch diese heftige Empfindung nicht lange. Es war ein Schlag, der mich auf einige Minuten erschütterte, und tief in die Seele drang. Aber ich befand mich kaum eine Viertelstunde auf meiner Zelle; so war der Schmerz abgestumpft, und ich konte so gut einschlafen, wie zu Hause.

Dies ist das schäzbare Eigenthum meiner Seele, das die Mutter Natur mir verlieh. Ich kan durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es sey so groß es wolle, oder komme noch so plözlich und unvermuthet; so ists, wie gesagt, nichts, als ein Schlag, der durch und durch geht, und mich, höchstens auf einige Minuten, nachdenkend macht. Aber so, wie die erste Erschütterung sich verbebt hat, so eilt meine rege Phantasie mir zu Hülfe, und mein glüklicher Leichtsinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbaren Seite erscheint. Da erblikke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenns gleich oft nur leere Erscheinungen sind. Da sehe ich schnell (oder bil-

de mir ein zu sehn) eine Menge kleiner oder grosser Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach sich ziehen könte. Da sehe ich eine Menge Mittel, wie ich mir es zu heben, oder abzukürzen, oder zu mindern vermag. Da fallen mir Anschläge und Projekte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder schadlos zu halten, und den erlittenen Verlust oder Schmerz mir wieder zu ersezen gedenke. Kurz, meine Ruhe ist in weniger Zeit wieder hergestellt, und ich trage das Uebel mit der grösten Gelassenheit, wenn es nur nicht mit kontinuirlichen Quaalen verbunden ist. Ich kan auch betheuern, daß ich nie über ein Unglük geweint habe, ob ich gleich sonst, bei rührenden Auftritten, sehr leicht weine.

Der würdige Freytag hatte gleich bei seinem ersten Schritte, den er für uns that, als Vater gehandelt. Er hatte mir und meinem Bruder erstlich ein paar Primaner vom ersten Range, und zweitens, die beiden besten aus der ganzen Klasse, zu Obergesellen gegeben.

Ersteres war darum eine Wolthat für uns, weil in dieser Schule die untern Klassen Sklaven

der obern sind, und daher ein Knabe beständig in Gefahr ist, von den obern gemisbraucht, und zerprügelt zu werden, wenn sein Obergeselle nicht selbst ein Primaner, und zwar ein solcher Primaner ist, der Autorität hat, und seinem Kleinen eine wirksame Protektion zu leisten im Stande ist.

Der Obergeselle meines Bruders, war ein gewisser Kunz, der hernach in der Geschichte meiner liebschaftlichen Thorheiten wieder vorkommen wird. Er war ein Mensch von Riesenstärke, etwas roh von Sitten, aber brav, und hatte gewaltiges Ansehn unter den Schülern, theils seiner Stärke und seines Muths halber, theils weil er Famulus beim Rektor war, vor dem alle Schüler eben so viel Achtung, als Furcht hatten. — Mein Bruder indeß gedieh nicht bei ihm, weil Kunz mit der Famulatur zu viel Geschäfte hatte, und sich wenig um seine Gesundheit, Reinlichkeit, Sitten, und wissenschaftliches Wachsthum bekümmern konte.

Der meinige hieß Pallmann, und war ein vortreflicher Mann. Sein Karakter war Empfind-

lichkeit und Aergerlichkeit, woran sein Körper viel Antheil hatte. Aber in seinem Betragen, besonders gegen mich, war er äußerst wolwollend und freundlich. Und das, was ihn mir unschäzbar machen mußte, war seine Gewissenhaftigkeit, mit welcher er seine Pflichten erfüllte, die ihm als Obergeselle zukamen. Er gewöhnte mich an Reinlichkeit und Ordnung. Er leitete mein Studiren mit Einsicht und Geschmak. Er berathete mich in meinem Benehmen gegen meine Mitschüler. Und er gab mir alle Tage mit Vergnügen (weil ich folgsam und gelehrig war) Lektionen, in denen ich mehr lernte, als in den ordentlichen Schulstunden: denn er war ein heller Kopf, und verstund die Römer und Griechen besser, als alle Kollegen des Rektors. Wenn er mich übersetzen lehrte, fand er immer den treffendsten und schönsten deutschen Ausdruck. Und seine Erklärungen waren alle dem Zwekke angemessen, mich mit dem Geiste des Schriftstellers, und, mit seinen Schönheiten eben so bekant, als mit dem Genius ihrer Sprache vertraut zu machen. Außerdem hatte der Mann so ganz das stille, ernste, religiöse, und doch dabei liebreiche Air meines ehemaligen Jägers, und

war also für mich das wolthätigste Werkzeug, dessen sich die Vorsehung zu meiner Bildung bedienen konte.

Achtes Kapitel.

Schulpforte, wie sie zu meiner Zeit war.

Ich denke ja, daß es meinen Lesern nicht zuwider seyn wird, wenn ich ihnen eine Beschreibung dieser Fürstenschule mittheile, wie ich sie zu meiner Zeit gefunden habe: und es scheint mir wenigstens selbst zu meiner Lebensbeschreibung zu gehören, wenn ich durch Karakterisirung der Schule meine eigne Lage kentlicher mache, in welcher ich mich auf derselben befunden habe.

Ohnstreitig ist die Schulpforte eine der herrlichsten Stiftungen in ihrer Art. Sie ist bekantlich ein Kloster gewesen, und besteht noch aus allen ehemahligen Klostergebäuden. In einer Ringmauer sind die Wohnungen der Lehrer, die

Schlaf-

Schlafsäle der Zöglinge, (deren gewöhnlich 150 sind) das Cönakel, die Hörsäle, die Kirche u. s. w. eingeschlossen. Das ganze Gebäude liegt in einem schönen Thale, aber zu gepreßt angelehnt an dem Fuß eines Gebürges, das hoch darüber hervorragt, und es in einen düsternen Schatten versenkt.

Aus dem Gebäude heraus darf kein Schüler sich wagen. Selbst der schöne große Baumgarten, von dessen Obstreichthümern nie eine Schale zur Klause gelangt, ist ihnen bei hoher Strafe untersagt. Ihre Schritte dürfen nie weiter gehen, als sich die Schlafsäle, Cönakel und der sogenante Kreuzgang erstrekten. Lezterer ist der einzige Ort, wo sie Bewegung und frische Luft genießen. Frischere giebts für sie im Winter gar nicht, und im Sommer sehr selten. In diesem Kreuzgange, der innerhalb der Gebäude ringsherum geht, ist es ihnen vor und nach Tische erlaubt, zu ambuliren und zu verdauen. Ausser den zum Ambuliren gestatteten Zeiten, müssen sie beständig, Winterszeit im Cönakel, und im Sommer auf ihren Zellen sitzen, und — studiren: wo sie

freilich eben so wohl etwas nüzliches, als Romanen und Zotenbücher lesen können. Alle übrigen Gebäude ausser der Klause gehören zur Oekonomie, und werden wie die Gärten vom Schulinspektor benuzt, welcher zu meiner Zeit ein gar vornehmer Herr war, der sich weidlich von dem Obste und Fette und Weine — mästete, und bereicherte, der für die Schüler gestiftet war, und manches fette Stük Ochsenfleisch, und manchen Masthammelbraten an die Herren Schulkollegen spazieren ließ, um ihnen die Augen zuzudrücken. So sagte man— laut.

Der Schlafhäuser, wie sie dort genannt werden, giebt es drei. Jedes besteht aus einem ungeheuren langen Gange, der ziemlich finster ist, weil er blos am Anfange und Ende Licht empfängt, auf den Seiten aber rechts und links zwei Reihen Kammern hat, welche Zellen heißen. In jeder Zelle stehen zwei Bettstellen, (denn die Betten selbst bringt jeder Schüler mit) zwei Tische und zwei Schemel. Doch giebts auch einige größere für drei Personen, wo dann außer dem Ober- und Untergesellen noch ein Mittelgeselle statt fin-

det. Mitten auf diesem langen Gebäude ist eine Kammer, wo die Glokken gezogen werden, welche die Schüler früh um fünf Uhr zum Aufstehn, so wie zu den Mahlzeiten, und zum Schlafengehen rufen. Früh wekt ein Schüler, welcher der Inspektor heißt, (ein Amt, welches wöchentlich unter den obersten zwölf Primanern umgeht) indem er mit einem mächtigen Schlüssel an jede Zellenthür anschlägt, worauf alle Schüler im Augenblik, in die Kleider fahren, ihre Thüren öfnen, und mit ihrem Hymnenbuche im Cönakel zum Gebet sich einstellen müssen.

Das Cönakel ist ein großer Saal, der aus zwei Reihen Wölbungen besteht, und in der Mitte von drei steinernen Säulen getragen wird. Auf beiden Seiten stehn große viereckigte Tische mit Bänken umgeben, an deren jedem zwölf Schüler, drei auf jeder Seite sizzen, und zwar beim Gebet, wie bei Tische, auf der rechten Seite drei Primaner, auf der Seite an der Wand drei Obersekundaner, und etwa ein Mittelsekundaner, auf der dritten Seite die Untersekundaner, und auf der freien Seite die Tertianer, welche bei Tische die

Aufwartung haben. Der erste Primaner, der vorne sizt, heißt der Inspektor des Tisches.

Die Extranei, welche sich von den Alumnen dadurch unterscheiden, daß sie Kostgeld bezahlen, und bei einem der Lehrer im Hause wohnen, sizzen an einem besondern Tische, deren funfzehn sind. Zwölfe waren zu meiner Zeit immer besezt, und meistentheils auch der dreizehnte, wenigstens zum Theil.

Die Kost der Schüler ist, der Stiftung nach, zu gut, und der Wirklichkeit nach, zu schlecht. Alle Mittage ist ihnen eine Fleischbrühsuppe, und zwei Schüsseln mit Fleisch bestimt, nebst einem guten Brode, eines halben Pfundes schwer, einer großen hölzernen Kanne gutes Bier für jeden Tisch, wöchentlich dreimal Braten, und zweimal Wein: und des Abends eine Schüssel Fleisch nebst Brod und Bier zur völligsten Sättigung. Dieses viele Fleisch wäre wirklich Unrath, und würde der Gesundheit der Kinder, die ohnehin so wenig frische Luft und Bewegung genießen, durch erregte Fäulniß nachtheilig werden. Aber

zu meiner Zeit sorgte der Schulinspektor für die Abwendung dieses Schadens. Die beiden Schüsseln Fleisch waren wenig zu genießen, und die sogenante Botenfrau, welche wöchentlich einigemal, unter dem Vorwande, die Briefe von Naumburg mitzubringen, Gebaknes und andere Näschereien und Kontrebande zutrug, schlepte ganze Zuber voll Fleisch und Brod mit nach Hause. Denn da beide Schüsseln Fleisch täglich einerlei Sose hatten, Jahr aus Jahr ein, von keinem Halme grünem Gemüse begleitet waren, (denn dergleichen habe ich in meinen zwei Jahren nicht zu kosten bekommen), und die Sose jedesmal aus Wasser, gebrantem Mehle, und etwas neuer Würze bestand, und das Fleisch selbst, theils täglich einerlei, theils mager, zäh, und in allem Betracht, elend war; so aß fast nie ein Schüler seine Portion auf. Was nun jeder der Untern nicht aß, und oft auch das, was er noch gern gegessen haben würde, foderten die Obern am Tische ihnen ab, sammelten es nebst dem übrigen Brode für die Botenfrau, welche ihnen dafür Koffee, Zukker, Gebaknes u. dgl. liefern mußte.

Bei jedem Tische ist ein Potifer, welcher den Untern einen Becher Bier einschenkt, und den Obern geben muß, so viel sie wollen: und ein Dapifer, welcher von einer Anrichte, die aus der Küche durch die Mauer herüber geht, die Schüssel abhohlen, und auf seinen Tisch tragen muß. Das Fleisch ist schon zerschnitten, und die Obern langen zuerst zu, und lassen den Untern, was sie nicht mögen. Außer den beschriebnen Mittags- und Abendmahlzeiten, (bei welchen leztern das Fleisch in eben derselben braunen Mehlsose, erscheint,) kan und soll kein Schüler etwas an Kaffee, Thee u. dgl. genießen, und nur die Obern machen heimliche Ausnahmen. Obst wird, wie grünes Gemüse das ganze Jahr nicht gereicht. Und der Wein ist so elend, daß auch die ärmsten Jungen denselben nicht trinken, sondern ihn den Obern überlassen, welche ihn zusammengießen, und der Botenfrau verkaufen. Und sie thun wohl da solch saures und kaum ausgegornes Getränk der Gesundheit schaden würde. Der Schulinspektor trank desto bessern.

Wenn ich mir einmal mit Essen und Trinken gütlich thun wolte, stelte ich mich krank, und

meldete mich beim Siechmeister. Da konte ich denn zuweilen vier, sechs und mehrere Tage in der sogenanten Siechstube bleiben, und gute fette Fleischbrühsuppen, und besser zugerichtetes Fleisch und Braten genießen. Dabei benuzte ich meine Zeit getreulich zum Studiren. Dies gelang mir mehrmalen durch die Gunst meiner Freunde unter den Obern.

Alle Erhohlungen der Schüler bestunden, wie ich schon gesagt habe, in dem Ambuliren im Kreuzgange. Nur Sommerszeit wurden sie sämtlich, in einem Zuge von dem Lehrer, welcher diese Woche die Inspektion hatte, zuweilen (etwa einmal wöchentlich) auf den freien Plaz geführt, welcher vor dem Kloster lag, wo sie ein paar Stunden Ball schlagen, oder Kegel schieben durften. Funfzehnmal im ganzen Sommer war Hauptpromenade, welche der unwissendste und in der Diätetik unkundigste Mensch erfunden haben muß. Nämlich die ganze Schule zog Mittags um ein Uhr, in der größten Hizze aus, mit Musik und dem Gesange: Salve cordis gaudium, salve Jesu etc.; und muste so in Procession den hohen steilen

Berg hinan klimmen, an welchem das Kloster lag. Das war ein Gang bergauf, der wenigstens drei Viertelstunden dauerte, und wo die Sonne gerade auf den felsigten und steilen Fußsteige lag, auf welchen die Kinder schwizzend und keichend hinauf steigen, und noch die Ballons und Kegel schleppen mußten, von denen jeder Tertianer einen in seiner Zelle in Verwahrung hatte, und auf dem Spielplatze abliefern mußte. Wenn die Kinder hinauf waren, mußten sie auf die schattenlosen Pläze sich verfügen, welche jeder Klasse ein für allemal angewiesen waren. Zum Glük gabs oben nichts zu trinken. Nach Verfluß von zwei Stunden wurde von den Inspektoren gepfiffen, worauf die Schüler von allen Seiten her zusammenlaufen und der Visitation beiwohnen mußten, um, auf die Vorlesung ihres Namens, „hier!" zu antworten. Zwei Stunden nachher wurden sie abermals visitirt, und den Berg wieder hinab geführt. Konte eine so erhizzende Strapaze wol den geringsten Nuzen haben?

Die Kleidung der Schüler ist ihrer eigenen Wilkühr überlassen, außer daß jeder gehalten ist,

sich eine Schalaune und einen Spanier anzuschaffen, und sich anders nicht, als mit diesen beiden Stükken angethan, öffentlich sehen zu lassen. Die Schalaune ist eine Art von schwarzem Mantel von Tuch oder Rasch, welcher blos die Hintertheile der Kleidung bedekt, und vorn gar nicht weiter sichtbar wird, als an der Schulter, wo ein daumbreites Stük zu sehen ist, durch welches der Arm gesteckt, und der Mantel angezogen zu werden pflegt. Der Spanier ist ein runder Hut von Tuch, den von einem Leipziger Doktorhute nichts unterscheidet als — die Steifheit. Der Dokterhut steht wie eine Hornhaut, der Spanier hingegen ist biegsam und — Taschenformat.

Neuntes Kapitel.

Fortsezzungen.

Die Regierungsform ist oder war vielmehr, denn ich kan nur von meinen Zeiten reden, herzlich schlecht. Das höchste Tribunal war das Dresdner Oberkonsistorium, welches aber von dem

Berichte der Synode dependent war, und nicht anders Urtheilen und sprechen konte, als wie diese berichtete.

Die Synode (der Synodus, ein furchtbarer Name unter den Schülern, der zittern machte) bestand aus den sämtlichen Präceptoren, welche zu meiner Zeit alle moralisch invalid waren. Der einzige Mann, welcher der Schulpforte auswärts Ehre machte, und für die Schule selbst das ganze bischen Federkraft enthielt, welches die große Maschine bewegte, und sie vor Zerstörung schüzte, war der Rektor Freytag, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen vortreflichen Unterricht, und durch seine strenge Gewissenhaftigkeit, mit welcher er die Pflichten des Richters, des Vaters, und des Freundes zu vereinigen wußte, eine so algemeine Liebe und Ehrfurcht genoß, als wenig Schulmänner sich werden rühmen können. Jeder Schüler war froh, wenn er in seine Klasse kam, und jeder Kläger und Beklagte freute sich, wenn seine Sache von ihm gerichtet wurde.

Der Konrektor (Gräbner, glaub ich, war sein Name) hatte fast gar keine Liebe unter den

Zöglingen, weil er sich von ihnen entfernte, und zurückhaltend war. Sein Temperament war Aengstlichkeit, und das trieb ihn an, sich überal zu verbergen, und erzeugte Handlungen, die immer anders waren, als ihre Erwartung. Alle Schüler nennten ihn falsch. Sein Unterricht war mager und unbefriedigend.

Der Tertius, Henschel, wurde algemein für einen armen Sünder gehalten: und er war es auch. Ich habe keinen erbärmlicher über alte Autoren salbadern hören, als ihn. Auch hatte sein Betragen, so wie die Aufführung seiner verliebten Töchter, deren eine Posthaus, und die andere Schuhwachs benamt wurde, ihn alles Ansehens unter den Schülern beraubt.

Der Kantor Geisler, hatte etwas mehr Furcht, weil er grob, hizzig und spionirend war, aber gar keine wahre Achtung. Denn sein dikker Bauch war mit nichts, als lateinischer Grammatik gefüllt, und es war eine wahre Hölle in der Klasse dieses Mannes zu schwizzen: welcher seinen ganzen Stolz darin sezte, alle Regeln seiner Grammatik nach den Nummern zu wissen,

und welcher mit Bärenwuth foderte, daß seine Schüler in demselben Moment antworten solten, wenn er schrie: Numero —?

Der Magister, (so nannte man den Diakonus) hatte blos einige theologische und lateinische Stunden, und war in Absicht auf Feinheit seiner Sitten, Höflichkeit des Betragens gegen die Schüler und Fleiß in Verarbeitung seiner Vorträge, noch der beste unter allen, und hatte auch noch ein ziemliches Ansehen unter den Zöglingen. Im Grunde waren aber seine Kentnisse seicht, und er hatte Mühe, seine Blößen zu verbergen.

Der Mathematikus war der elendeste. Er war ein Mann von etlichen siebzig Jahren, der durch sein kindisches Wesen unter den Schülern zum Kinde geworden war. Sie nanten ihn alle nur spottweise den Matz, ruften hinter ihm diesen Namen laut her, und spielten mit dem armen Mann die schändlichsten Komödien. Ein wahrer Greuel wars, wenn er die Woche hatte, und inspiciren mußte. Da war Tag und Nacht Spektakel unter den Schülern. Da war keine Ordnung und keine Scheu. Und oft muste der alte Frey-

tag zu Hülfe kommen, und den armen Matz aus den Händen der bösen Buben erretten, die zuweilen in zwei Kolonnen ihn nekten, und immer mit der einen, auf welche er zurante, retirirten, und mit der andern, die er verließ, wieder avancirten.

Noch gehörte auch der Inspektor Hofmann zur Synode. Aber dieser hatte mit den Schülern wenig zu thun. Er war Pastor und Frühprediger, und gab wöchentlich nur einige Stunden in den obern Klassen, über — Hutteri compendium theologiae — ohe! — über welches er sich eigne Hefte gemacht, oder verschaft hatte, welche die Soſe über dieses stinkende Fleisch enthielten, und so weitläuftig waren, daß sein theologischer Kursus sechs bis acht Jahre dauerte, und zu gutem Glük von keinem Schüler ganz aufgezehrt werden konte. Uebrigens laborirte der Mann an einer somatischen, psychischen und religiösen Hypochondrie. Auch soll er vor meiner Zeit das Glük gehabt haben, einige Schüler, welche sichs hatten einfallen lassen, auf ihren Zellen den Teufel zu citiren, durch Gebet, aus den Händen dieses

mächtigen Geistes zu retten, und zu einer wahren Bekehrung zurük zu führen.

Man kan leicht urtheilen, daß in einer Schule, wo es um die Lehrer so traurig aussahe, und welche an dem würdigen Freytag ihre einzige Stüzze hatte, sehr wenig Fortschritt in Wissenschaften zu machen, und noch weniger Bildung des Herzens und der Sitten zu hoffen war, zumal da noch ein Theil des ehemaligen Pennalismus herrschte, an dessen Ausrottung man schon seit vielen Jahren gearbeitet hatte.

Die Macht der Obern war zu groß. Denn wirklich hatten die Inspektoren unter den Schülern mehr Gewalt, oder übten wenigstens eine größere Gewalt aus, als die Präceptoren selbst. Und dieser Inspektoren gab es eine große Zahl. Erstlich waren alle Primaner an sich schon Vorgesezte der Schüler aus den untern Klassen, welche ihren Befehlen gehorchen musten. Zweitens waren unter den Primanern die zwölf ersten der Klasse Inspektoren κατ' ἐξοχην, unter denen jeder einen Tisch von eilf Mann im Cönakel unter seiner Aufsicht hatte. Diese alternirten denn auch

in der wöchentlichen Inspektion. Und ein solcher Wochen = Inspektor besorgte erstlich das Wekken der Schüler mit dem großen Schlüssel, stellte sich dann an die Thür des Cönakels und empfing alle die mit Ohrfeigen, welche nach der gesezten Minute sich nicht einfanden, holte alsdann den Präceptor, der die Woche hatte, zum Frühgebet, hatte den ganzen Tag die Aufsicht über alles, was vorging, gebot, wenns Zeit war, das Zutischesezzen und Aufstehen; ordnete das Abendgebet, und führte zum Schlafengehn.

Zu diesen großen Inspektoren kamen drittens noch die kleinen, die in jeder Klasse angestelt waren. Unter diesen war der vornehmste der Primus, der in seiner Klasse die Aufsicht hatte, die Schüler sich sezzen und stille seyn hieß u. s. w. Hernach war der erste an jeder Tafel, (deren in einer Klasse mehrere waren) wieder der Inspektor seiner Tafel, welcher da wieder zu befehlen hatte.

Alle diese Inspektoren nun tyrannisirten, jeder in seiner Art. Alle hatten die Gewalt, jedes Versehen, jedes Lautwerden, jedes Vergessen eines

Buchs ꝛc. mit Ohrfeigen, und nach Belieben auch mit Prügeln und Fußtritten zu bestrafen. Wenn denn in der Klasse ein Knabe war, den etwa die Natur mit Schüchternheit, Dumheit oder des etwas verhunzt hatte, oder welcher im Verdacht war, daß er hochmüthig oder ein Pfeifjunge sey, oder welchen der Herr Inspektor für seine Person nicht leiden konte; so ward ein solcher Knabe bei aller Gelegenheit maulschellirt und gemißhandelt.

Insonderheit waren die Pfeifjungen der allgemeine Gegenstand inspektorischer Tyranneien. Nämlich man belegte denjenigen mit diesem Namen, welcher irgend einmal sich auch nur verdächtig gemacht hatte, daß er bei einem der Präceptoren besonders gut angeschrieben sey, und demselben entweder eine Klage über die ihm wiederfahrnen Mishandlungen angebracht, oder einen bösen Streich der Obern ihm verrathen habe. Solche Unglükliche blieben keinen Tag ohne Prügel. Denn alles gab den Tyrannen Gelegenheit dazu. Sie durften nur zum Gebet, in die Lektion, oder zum Essen, eine Sekunde zu spat kommen, oder ihr Hymnenbuch vergessen haben, oder ein Loch im

Strum-

Strumpfe sehen lassen, so regnete es Ohrfeigen, die nie so barbarisch gegeben worden seyn müssen, als ichs in der Schulpforte erlebt habe. Es ist der Mühe werth, eine Beschreibung davon zu lesen.

Man denke sich den Inspektor an der Thüre. Der arme Knabe, auf dessen Ankunft schon vigilirt wird, tritt herein. Der Inspektor schreit, steh Kanaille! wo komst du so spat her? oder wo hast du deinen Spanier? oder — so etwas. Der Knabe schweigt, und stellt sich wie ein Lamm, in geradester Figur, vor seinen Tirannen hin. Denn wenn er das nicht gleich that, so ward er auf der Stelle mit Füßen getreten. Nun holt der Inspektor mit der flachen Hand aus, und zieht ihm aus Leibeskräften eine Ohrfeige, daß das Cönakel erschalt, und alle Finger sich auf den blutrothen Wangen abdrükken. Der Knabe wankt, der Inspektor wiederholt sein: steh Kanaille! hierauf zieht er, mit der linken Hand, ihm eine eben solche Ohrfeige, daß auch der andere Bakken ihm quilt. — Hund steh! — Und so wechselt wieder die rechte Hand, — bis der Barbar genug hat. Und nun geht der Knabe bes

täubt und mit aufgelaufenem Gesicht an seinen Plaz, spricht kein Wort, und darf gar nicht thun, als ob ihm etwas unangenehmes begegnet wäre, wenn er nicht von seinem Tischinspektor neue Prügel erndten wil. Und bei Präceptoren klagen, wäre sein Unglük.

Ich weiß, daß ein Knabe, aus vornehmer Familie, der sich, durch eine Klage beim Rektor, die Wuth einiger Primaner von der schlechtesten Extraktion, zugezogen hatte. Dieses arme Kind wurde des Nachts von diesen Unmenschen im Bette überfallen. Sie verstopften ihm den Mund, daß er nicht schreien konte, schlepten ihn nach dem Privet, unter welchem ein Arm der Saale hinwegfloß, banden ihn mit Strikken, hiengen ihn durch eine Brille hinab, daß er über dem Wasser schwebte, und ließen ihn so die Nacht durch hängen, bis er früh gefunden, und halb todt nach der Siechstube gebracht wurde. Und die That blieb unentdekt und unbestraft.

Wie gewaltsam die Obern in Ansehung der Speisen und Getränke verfahren, habe ich oben zum Theil schon erzählt. Der untere Schüler ist

so gar seines Brods nicht mächtig. Wenigstens muß er wagen, sich einen Feind zu machen, wenn ein Oberer komt und zu ihm sagt: Höre, gieb mir heute dein Brod, (das heist, die Hälfte desselben,) und er es ihm abschlägt. So gehts auch mit Fleisch und Wein. Am kläglichsten aber ist das Schikfal der Untern an Bratentagen. Denn sobald der Braten auf den Tisch komt, zieht ihn ein Obersekundaner an sich, welcher transchiren muß. Ists nun ein Nierenbraten, so holt er die ganze Niere heraus, und zerlegt sie in so viel Theile, als Primaner am Tische sind, welche sie sofort verzehren, oder an ihre Lieblinge an andern Tischen verschenken. Sodann fragt der Sekundaner den ersten Primaner, oder den Inspektor des Tisches, was er für ein Stük befehle. Nachdem dieser den Ort angezeigt hat, schneidet der Vorleger eine almächtige Portion herunter, an der sich ein Drescher satt essen könte. Eben so muß er die andern Primaner fragen, und ihnen abschneiden, was sie verlangen. Sodann versorgt er sich selbst. Und nun sieht man in der Schüssel schon nichts mehr als Knochen liegen, welche der Vorleger, oft mit der

größten Mühe, zerlegt, und jedem ein halb Quentchen Fleisch oder Haut zugesellet, um noch acht Portionen um den Rand der Schüssel anzubringen. Und so geht nun die Schüssel von oben bis unten durch, dergestalt, daß an den Allerunterstenn oft ein einziger Bissen kommt, den er mit den Zähnen vom Knochen zerren muß, um seinen Magen doch überreden zu können, daß heute Bratentag war.— Bier und Brod ist also wirklich das Beste und Nahrhafteste, was die Untern erhält, und was auch wirklich zu meiner Zeit von vorzüglicher Kraft und gutem Geschmak war. Wil man Butter haben, so kan man sie bei der Knabenfrau kaufen. Doch wurde auch, wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, zuweilen ein wenig Butter am Tische gereicht.

Zu allen diesen Ungemächlichkeiten der Nichtprimaner sezze man nun noch die Dienstbarkeit derselben. Nicht nur jeder Untergeselle muß seinen Obergesellen aufwarten, welches noch allenfals die Dankbarkeit erheischen würde, sondern jeder Primaner nimt sich das Recht heraus, jeden Untern zu rufen, und zu seinen Diensten zu kommans

diren, der ihm in den Weg komt. — „Junge, „hole mir einen Krug Wasser! — Junge, geh auf „meine Zelle, und hole mir das Buch, oder, trage „das hinauf! — Junge, kehre mich ab! — wi„kle mich auf! — mache mir meinen Zopf! — „puzze mir die Stiefeln! u. s. w." Und wenn der arme Junge nicht gehorcht, oder Ausflüchte macht, so sezt es Schläge, oder — der Primaner trägts ihm heimlich nach, und mishandelt ihn ein andermal, wenn er etwas versieht, desto ärger.

Zehntes Kapitel.

Beschluß.

Mein Schiksal unter diesen Leuten war traurig. Ich hatte mir frühzeitig durch meinen Fleiß und gesezтes Wesen den Verdacht des Hochmuths, und durch die merkliche Liebe des würdigen Freytags, den Namen eines Pfeifjungens zugezogen. Denn die Ermahnungen und das Beispiel meines Pal-

mann waren mein beständiger Antrieb zum Studiren. Und ich kan sagen, daß ich meine Schuljahre in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht habe. Die öffentlichen Lektionen beim Kantor, und hernach beim Tertius achtete ich wenig: aber alle meine übrigen Stunden wandte ich mit Geiz auf die Vermehrung meiner Kentnisse. Bald las mein Obergeselle Römer und Griechen mit mir. Bald sas ich allein, und übte mich in deutschen und lateinischen Aufsäzzen. Bald ging ich mit einem gewissen Preller, der mein Busenfreund und ganz meines Sinnes war, zusammen, um mit ihm etwas nüzliches zu lesen, und meine Kentnisse gegen die seinigen einzutauschen. Dieser anhaltende Fleiß verursachte denn, daß ich wenig Umgang hielt. Ich nahm an keinen Zusammenkünften und Spielen Theil. Selbst auf dem Berge suchte ich mir einen einsamen Baum, in der Gegend des mir angewiesenen Spielplazzes, und las meinen Ovid oder Virgil. Und wenn Obere oder Untere, (welche anfangs häufig, theils meines Vaters halber, theils weil ich ein freundlicher und angenehmer Knabe war, sich an mich machten,) mich einladen wolten, so schlug ichs aus, und blieb bei

meinen Büchern. Und da hieß es denn, es ist ein hochmüthiger Junge.

Die Vorliebe des Rektors zu mir, ward durch mehrere Vorfälle sichtbar. Es war z. B. alles Lukubriren bei Relegation verboten, theils weil man Feuersgefahr verhüten, und deswegen auf den Zellen kein Licht gestatten wolte; theils, weil die Meisten, unter dem Vorwande, zu studiren des Nachts Gelage anstelten, und bei Kaffe Wein und Tabak schwelgten, und — böse Dinge trieben. Nun traf sichs zweimal, daß der alte Freytag des Nachts eine Visitation anstellte, bei welcher er auf Filzsokken ganz allein, eine Blendlaterne in der Hand, geschlichen kam, und mit seinem mächtigen Hauptschlüssel das Schloß öfnete, und mit einem Fußstoß die vorgezogenen Tücher und Stühle zurükstieß, und die Lukubranten überfiel, und — daß er beidemale auch mich ertappte, aber — beidemale auch meine Thüre schnel wieder verschloß, mir, und meinem Fleiße freundlich zulächelte, und mich verschwieg — indeß er die andern vor dem Synodus foderte, und mit Strenge bestrafte. Dies hatten ei-

nige entdekt, und zum Beweise gebraucht, daß ich ein Pfeifjunge seyn, und dem Rektor zum Spion dienen müsse, weil er mich so außerordentlich schonte, und meine eignen Sünden verheimlichte.

Auf diese Art ward ich nach und nach bei den meisten Primanern, und selbst bei den untern Klassen verhaßt, und bekam überal, wo nur die geringste Gelegenheit dazu war, Prügel. Gewiß kan ich die Zahl der Ohrfeigen, welche ich in zwei Jahren aushalten mußte, auf fünfhundert setzen. Und wären nicht einige Primaner gewesen, die mir eine wahre und ausdauernde Freundschaft geschenkt, und mich gegen die Tirannen (oft mit eigner Gefahr, in die fürchterlichsten Schlägereien verwikkelt zu werden) in Schuz genommen hätten: ich wäre bei meinem zarten und schwachen Körper zu Schanden geschlagen worden. — Die Namen Bauer, Senf, Deutrich, Heineke, Loeber ꝛc. sind bei mir noch in gutem Andenken!

Einige wichtige Feindschaften glaube ich mir durch mein Frisiren zugezogen zu haben. Ich hatte diese Kunst durch eigne Uebung so in meine

Gewalt bekommen, daß kein gelernter Perukenmacher mich zu übertreffen vermochte. Und der Kopf, den ich des Sontags unter meinen Händen gehabt hatte, zeichnete sich gewiß so aus, daß er vor allen hundert und funfzig Schülern bemerkt wurde. Natürlich wünschte nun jeder von mir frisirt zu seyn, und jeder Primaner lag mir an, wenn er etwa einmal sich verschönern, und bei Kantors Fikchen, oder des Herrn Tertius Töchtern oder in dem Hause des Schulinspektors — eine Visite ablegen, und als Adonis glänzen wolte. Wenn also mein Fleiß mich nöthigte, es allen diesen Leuten gewöhnlich abzuschlagen, und — auch wohl ein bischen Eigensinn mit dazu kam, welcher meine Kunst nur gerade meinen Lieblingen zu gute kommen ließ, so schuf dies eine Menge Erbitterungen, welche ich hernach empfinden mußte.

Wirklich giengen Prügel und Mishandlungen zulezt so weit, daß ich in beständiger Angst lebte und selbst keinen ruhigen Schlaf mehr genoß. Denn da der Fälle so viele waren, wo die Obern einen Untern zu prügeln ein scheinbares Recht fanden, so dachte ich so gar im Traume an diese Fälle,

und fuhr alle Augenblik im Schlafe auf, weil mir bald träumte, daß ich meine Hymnos vergessen, bald daß ich meine Schalaune verkehrt umgethan, bald, daß ich das Gebet verschlafen, bald, daß ich eins der Schulbücher zurük gelassen hätte u. s. w.; so, daß mir endlich die Schule zu einer Hölle wurde.

Zweier schreklichen Ohrfeigen muß ich noch besonders gedenken, die mir sowohl durch ihre Heftigkeit und drei Tage lang gebliebene Spur im Gesicht, als durch ihre Veranlassung merkwürdig worden sind.

Das Laster der Knabenschänderei war in dieser Schule so eingerissen, daß ich zweifle, ob außer mir, meinem Bruder, dem jungen Preller, und meinem Palmann, ein einziger Schüler zu meiner Zeit frei davon geblieben ist. Es wurde dieses scheusliche und schreklichste aller Laster, welches gewöhnlich auf die ganze Lebenszeit schadet, die Verdauungskraft zerstört, die Eingeweide schwächt, das ganze Nervensystem zerrüttet, und besonders die Seelenkräfte stumpf, und den Menschen stupid macht — nicht blos des Nachts heim-

lich getrieben, sondern in allen Klassen konte man am hellen Tage, die unglüklichen Kinder in diesen Greueln, vermittelst mehr, als eines Sinnes, bemerken.

Ich nur war als der unschuldigste und unwissendste Knabe, auf diese Schule gekommen, und hatte, Gott ist mein Zeuge, auch nicht eine Ahndung von irgend einer Methode der Unzucht in meiner Seele. Kurz, ich war ganz Kind.

Da nun dies Laster algemein war, so gieng es sehr natürlich zu, wenn jeder Schüler von jedem die Meinung hatte, daß es ihm bekant seyn müsse. Und so glaubte auch jeder von mir, daß ich davon angestekt sey. Ja, er würde es für die albernste Behauptung einer Unmöglichkeit angesehen haben, wenn ihn einer hätte bereden wollen, daß ein Knabe, wie ich, zart, weiß, wolgebildet, noch rein, und sogar von aller Versuchung frei geblieben sey.

In diesen natürlichen Gedanken also kam eines Tages ein gewisser Hofmann, ein Mensch, dessen tölpisches Gesicht, und plumper Körper den Bauerlümmel, so wie seine Physionomie einen

dummen, und, was fast immer damit vergesellschaftet ist, einen tükkischen Menschen karakterisirte, — im Cönakel zu mir und befahl, sogleich auf seine Zelle zu kommen. Da er ein Primaner, und ich nur erst ein Untersekundaner war, so mußte ich ohne Aufschub und Widerrede gehorchen. Als er die Zelle aufgeschlossen, und mich eingeführt hatte, verschloß er sie wieder, und sezte sich aufs Bette. Ich fragte, was er zu befehlen habe? Nichts, war die Antwort; du solst dich zu mir sezzen. Ich thats, und — nun erfolgten eine Menge von Karessen, Küsse u. d., die mich errö-then machten, ohne daß ich ein Arges dabei hatte. So wie nun der Unverschämte seine Schritte beschleunigte, zog ich mich schüchtern zurük. Er ward unwillig. Ich blieb bei meiner Blödigkeit. Er wurde grob. Endlich da er sahe, daß er einen Stok vor sich hatte, stand er mit den Worten auf: Luderjunge! du wilst mich nur nicht: und zog mir zwei Ohrfeigen, daß ich betäubt niederstürzte. Er warf mich zur Zelle hinaus, und drohte, da ich mich auf die Erde hingesezt hatte, um erst wieder zu mir selbst zu kommen, mich halb todt zu prügeln, wenn ich nicht gleich auf meine

Zelle gehen würde. Ich rafte mich also auf, und ging mit einem aufgelaufnen Gesicht zu meinem Pallmann.

Was fehlt dir, armer Junge? — Thränen stürzten aus meinen Augen, wie ein Strom. Endlich erzählte ich ihm den ganzen Vorgang. Und er — freute sich meiner Unschuld, erklärte mir mit dunkeln Ausdrükken die schändliche Absicht dieses Menschen, beschrieb mir die unglüklichen Folgen des Lasters, belehrte mich von der obgedachten Allgemeinheit desselben, die mir bisher gänzlich unbekant gewesen war, warnte mich, den Hofmann nicht zu verrathen, und seine Rachsucht zu reizen, und gab mir Regeln, wie ich fernern Versuchungen dieser Art ausweichen solte.

Dieser Vorfall indessen, nebst den täglich zunehmenden Mishandlungen der Obern, die im vierten halben Jahre, wo ich meinen Pallmann verlohr, immer grausamer wurden, bewogen mich, meinen Vater zu bitten, daß er mich von der Schule zurüknehmen möchte. Und da meine Bitte schon durch anderweitige Nachrichten unterstüzt war, welche mein Vater von meiner Lage erhal-

ten hatte, so wurde ich mit dem Ende des zweiten Jahres aus meinem Kerker errettet und — freilich zu jung — in die akademische Laufbahn versetzt, dahin auch mein Bruder mir folgen mußte.

Ich nahm von der Schule das beste Zeugniß meiner Lehrer, und selbst eines großen Theils meiner Mitschüler mit. Meine stille Aufführung, und mein unverkenbarer Fleiß hatten mich bei allen Gutdenkenden beliebt gemacht. Und meine Kentnisse hatten mir sogar bei einigen Obern Achtung erworben, weil ich schon als Untersekundaner für sie lateinische Ausarbeitungen machte, die sie für ihre Arbeiten ausgaben, und selbst bei dem Examen Verse für Andere verfertigte. — Ich muß von dieser Kleinigkeit noch einige Merkwürdigkeiten berichten, welche über den Geist der Schule noch einiges Licht verbreiten werden.

Alle Jahr war ein feierliches Examen, d. h., eine Zeit von einigen Tagen, in welcher die Schüler aller Klassen öffentlich geprüft wurden, und in allen Arten der Kentnisse, die sie zu erlernen Gelegenheit gehabt, Proben ablegen mußten. Aber bei diesem Examen war kein auswärtiger

Beurtheiler und Richter. Blos Lehrer und Schüler waren versamlet, wie sie es gewöhnlich alle Tage waren. Blos ein Lehrer sas auf dem Katheder, und seine Klasse sagte auf, wie sie alle Tage auffagte. Und höchstens der Herr Schulinspektor, welcher den guten Wein und die fetten Braten schmaußte, stelte das richtende Publikum vor. Denn eigentlich solte bei Examen's allemal ein Publikum seyn, von welchem auch die Lehrer in Absicht auf Methode und Kentnisse gerichtet würden.

Zu diesem Examen nun, welches die Schüler acht Tage vorher in den größten Alarm versezte, gab jedesmal der Rektor das Thema, welches die Schüler durch dessen Famulus, wo möglich, einige Tage früher auszukundschaften suchten.

Man wird fragen, was das heiße, ein Thema zu einem Examen? Das war auch drollicht genug, und dürfte wohl schwerlich von einem meiner Leser errathen werden. Ich muß also zuförderst sagen, daß das Hauptwerk bei einem solchen Examen in schriftlichen Ausarbeitungen der

Schüler bestand, welche sie verfertigen, und in reinlicher Abschrift darlegen mußten: und zu diesen Ausarbeitungen ward ein gemeinschaftliches Thema gegeben.

Lebhaft erinnere ich mich des lezten Examens, wo ich glüklicherweise acht Tage vorher erfuhr, was ich auch schon geahndet hatte, daß das Thema das Erdbeben von Lissabon zum Gegenstande haben würde. So wie ich diese Kundschaft eingezogen hatte, ward ich (zum Schein) todt krank, begab mich in die Siechstube, und began, bei guten Fleischbrühsuppen und Marxknochen, lateinische und griechische Reden so wohl, als lateinische und griechische Verse über diesen Gegenstand zu komponiren. Ich hatte besonders zu den leztern, zu den griechischen Versen, ein Buch, das ohngefähr eben das enthielt, was man in dem lateinischen Gradus ad parnassum findet, phrases, epitheta, Synonyma etc. nebst der Prosodie.

In diesen acht Tagen meiner vorgeblichen Krankheit und den drei folgenden Tagen, welche regelmäßig den Schülern zu ihrem Thema gegeben wurden, vollendete ich ein erstaunendes Stük Arbeit.

beit. Ich hatte, allein von griechischen Versen, an die 800 Zeilen vorräthig, von denen ich schwören kan, daß ich, nach vollendeter Arbeit, selbst keine Zeile davon verstund.

Sobald meine Mitschüler meine prosaischen und poetischen Reichthümer witterten, bekam ich himlische gute Worte von armen Sündern aus allen Klassen. Und ich vergab unter andern an einen Primaner funfzig Stük griechische und achtzig lateinische Hexameter, die nach der Elle abgeschnitten werden konten, weil sie alle das Thema d. h. schauderliche Gemälde von Erdbeben, Blizzen, Wasserfluthen, Feuersbrünsten, eingestürzten Häusern, winselnden Menschen u. s. w. enthielten, und sämtlich, weder Plan, noch Anfang und Ende hatten, sondern überal als Fragmente passiren mußten.

In dem Examen selbst nun, wurden von den Präceptoren auf dem hohen Katheder im Cönakel, bei voller Versamlung, die Reden, Chrien, Heldengedichte, Oden ꝛc. ihrer Klasse rezensirt, und jedem sein Lob und sein Tadel laut verkündigt.

Ich gedenke es noch, daß ich bei dem Erdbeben von Lissabon einmal in die Verlegenheit kam, daß der Herr Tertius einen meiner griechischen Verse aushob, und mich nach dem Sinne desselben fragte, vermuthlich weil er ein und anderes Wort darinnen gefunden hatte, welches in keinem Lexikon zu finden war, und welches ich in meinem griechischen Gradus ad parnassum verdrukt gefunden, und auf Treu und Glauben aufgenommen haben mochte. Ich half mir aber doch aus der Noth, weil ich sicher voraussezzen konte, daß der gute Hentschel mich nicht ertappen und die vorgelogne Etymologie und Bedeutung bekritisiren konte: so wie ich gewiß war, daß er meine griechischen Verse nicht durchgelesen hatte, und sie so wenig als ich selbst zu verstehen im Stande war. Denn dies bewies das erstaunende Lob, welches er meinen Arbeiten beilegte, und womit ich unter allen meinen Mitschülern ausgezeichnet wurde.

Eilftes Kapitel.

Meine ersten Universitätsjahre.

Es war ein trauriges Schiksal für mich, daß ich als ein Knabe, der kaum volle funfzehn Jahr alt war, die Universität beziehen mußte. Denn ich trat nun in eine neue und gefahrvolle Welt ein, in welcher ich mir selbst überlassen war, und weder von meinem Vater, der immer unter Arbeiten erlag, noch von einem weisen Freunde, noch von eigner Welt und Menschenkentniß unterstüzt wurde.

Ich kan recht eigentlich sagen, daß ich keinen Menschen hatte, der mich führte. Und es war wahrhaftig bloßer Zufal oder, richtiger ausgedrukt, ein glükliches Zusammentreffen günstiger Umstände, von der unsichtbaren Hand der Vorsehung geleitet, — daß ich nicht verdarb und noch in so erträglichem Zustande das Ende meiner akademischen Laufbahn erreichte.

Meine Collegia wählte ich mir selbst am schwarzen Bret, wo die Docenten sie angeschlagen

hatten, und mein Vater that nichts dabei, als daß er mir vornehmlich Philosophie und seinen Kollegen den D. Crusius empfahl. Und so war in meinem ganzen Studiren kein Plan, keine Regel: und an Lektüre und Privatfleiß wurde so wenig als an die Leitung desselben gedacht. Worauf ich, bei meinem guten Kopfe, auf den mein Vater alles rechnete, und bei meinem guten Willen, den ich wirklich im höchsten Grade hatte, verfiel, das geschah. — Ich that mir selbst, von Ehrgeiz und stolzen Aussichten gespornt, die heiligsten Gelübde: aber — mein Leichtsin hielt sie nicht.

Und wirklich ist es unmöglich, daß ein junger Mensch bei dem bloßen guten Willen sich fixire und im Fleiße ausharre, so lange er bei seinen Arbeiten keinen Plan hat, und diese Arbeiten nicht so gewählt und geordnet sind, daß sie seinen Kräften genau entsprechen, und, durch das Vergnügen des Fortganges und des Wachsthums, ihn selbst aufmuntern.

Ich fing an, bei Crusius Logik und Metaphysik zu hören, aber es wurde mir blutsauer,

bei ihm auszuhalten, weil meine Seele noch gar keine Reife zum scharfen Denken hatte. Ich erinnere mich, daß ich mich oft darüber betrübte, wenn ich mein Unvermögen empfand und, bei der äußersten Anstrengung meines Nachdenkens, die abstrakten Theorien des Mannes schlechterdings nicht begreifen und mir, bei der Repetition und selbst in der Stunde, keines deutlichen Begrifs bewußt werden konte.

Und so ging mirs überal. Ich verstund meine Docenten nicht. Wie konte Lust zum Studiren entstehn? Wo solte der Eifer zum Lernen herkommen? — Gleichwohl war dies erste halbe Jahr nicht vergeblich. Ich hatte eine ziemlich ausdauernde Gedult und wolte das Verstehen meines Philosophen erzwingen. Wenn ich daher auch aus Ueberdruß manche Stunde schwänzte, und zuweilen ganz entschlossen schien, weg zu bleiben; so kehrte ich doch immer wieder auf meine Bank zurük und ließ mir von der lieben Metaphysik den Schweis treiben. Und dies brachte mir den großen Vortheil, daß ich, durch dies wiederholte Anstrengen meiner Abstraktionskraft, diese Kraft immer-

mehr stärkte und mich im scharfen Denken dergestalt übte, daß ich vieleicht früher, als mancher andere von meinen Jahren, zu reifen und im folgenden halben Jahre meinen Crusius schier zu fassen began.

Ueberhaupt muß ich hier das Bekentniß thun, daß wenn je in meinen Vorträgen und Schriften, einiger Scharfsin, Ordnung, Bestimtheit und Licht der Begriffe, Schärfe der Beweise und gute Verbindung und Stellung der Materien zu finden war, ich all dieses Gute meinem ausdauernden Fleisse zu verdanken habe, den ich auf die Crusiussischen Vorlesungen verwendet habe.

Denn unleugbar war Crusius der größte Philosoph seiner Zeit, der als systematischer Kopf und tiefer Denker, an Gründlichkeit, Scharfsin, und besonders in Analysirung und genauer Bestimmung der Begriffe, wenig seines gleichen hatte, bei dem also ein fleißiger Zuhörer wirklich sich zum Denker bilden konte.

Er war eine der sonderbarsten Erscheinungen in der Welt. Als Philosoph der richtigste Denker

und als Theolog der größte Phantast! — Die Geschichte hat uns mehrere solche Männer kennen gelehrt, im Tertullian und andern, welche bei einer gründlichen Philosophie dennoch in der Religion die albernsten Schwärmereien verdauen konten.

Ich habe mir das immer als den untersten und feinsten Grad des Wahnsins gedacht. Denn wenn man bedenkt, daß der Wahnsin nicht immer über die ganze Seele sich erstrekt, sondern oft nur in einem Theile der Ideenmasse eine Zerrüttung zeigt; so wird man es sehr begreiflich finden, daß solche Zerrüttungen auch bei Menschen in feinern Nüancen statt haben, welchen man keinen Wahnsin zuschreibt, weil ihre Zerrüttungen nicht von allen andern Menschen dafür angesehn werden. So fand ich z. B. einmal in Waldheim, wo ich mit einem Prediger die Züchtlinge und sämtlichen Eingesperrten besah, einen Menschen, an Ketten geschlossen, der ehemals Theologie studirt hatte. Mit diesem Menschen, der ein sehr gutes und vernünftiges Ansehn hatte, unterhielt sich der Prediger fast eine halbe Stunde, und wir erstaunten beide, über die guten und ordentlichen Kentnisse,

welche dieser Mensch äußerte, und bedaureten mit wahrer Rührung, daß dieser Unglükliche an Ketten liegen mußte. Da aber zulezt der Prediger beim Abschiede seinen priesterlichen Senf anbrachte, und den Angeschlossenen der Gnade des h. Geistes empfahl, sprang derselbe plözlich auf, fieng an zu schäumen, und fuhr dem Prediger nach der Perüke: Hund, was schwazest du vom h. Geist? weißt du nicht, daß ich das selbst bin? Nun war die Raserei im Ausbruch. Und warum? Sein Wahnsin bestund nicht in einer Zerrüttung aller seiner Ideen, sondern nur einer einzigen Ideenreihe, in welcher die Idee vom h. Geiste sich an die Idee seines Ichs, wenn ich so reden mag, angeklebt hatte und fixe Idee geworden war, so daß der Mensch überal vernünftig sprach, und nur dann rasete, wenn seine fixe Idee ihm aufgeregt wurde.

Eben so denke ich mirs bei solchen Gelehrten, deren Wahnsin nur deswegen nicht für Wahnsin gilt, weil viele Menschen mit ihnen an demselben krank liegen, und weil folglich ihre fixen Ideen nicht für Narrheiten gelten. Bei Crusiussen war

sein Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich, und alles, was seine theologia prophetica enthielt, zur fixen Idee geworden, welche an seiner Idee von Religion angeklebt war. Daher konte er als Philosoph der hellste Mann seyn, weil seine fixgewordnen religiösen Ideenreihen entweder mit seinen frei gebliebnen philosophischen Ideenreihen gar nicht zusammenhiengen, oder weil er sie, durch seinen Wiz, in einer scheinbaren Verbindung zu bringen gewust hatte.

Der Mann ging wirklich so weit, daß er z. B. den Pabst zu Rom, der ihm einmal als Antichrist vor der Stirn lag, und ihm beständige Angst verursachte, in allen poetischen Stüken des alten Testaments fand, wo nur etwa von einer Person die Rede war, welche als bös und gefährlich vorgestelt wurde. So glaubte er steif und fest, daß in allen Psalmen Davids, wo von einem Gottlosen gesprochen wurde, darum der h. Vater gemeint seyn müße, weil das Substantiv. (haraſcha) mit einem he articuli versehen war.

Wenn ich also bei diesem Lehrer, den ich zugleich wegen seiner Pietät und seines wirklich vor-

treflichen Karakters fast anbetete, den Grund zum philosophischen Denken legte, und auf mein ganzes Leben mir einen Schaz sammelte, der mir tausendfältig gewuchert hat, so wurde ich doch auch zugleich, wie natürlich, von seinen Schwärmereien angestekt. Denn es ging mir, wie allen jungen Leuten, in ihren Universitätsjahren. Wir nahen uns unsern Professoren wie Halbgöttern. Wir denken es gar nicht als möglich, daß diese Männer etwas Falsches und Irriges vortragen könten. Es sind uns alle ihre Worte Orakel und wir eilen, jede Redensart, die aus ihrem Munde fließt, unsern Heften einzuverleiben. Wir studiren daher ganz ohne den Geist der Prüfung. Es fält uns gar nicht ein, über das Gehörte nachzudenken, und zu untersuchen, ob es auch mit unsern Erfahrungen und anderweitigen Begriffen und Urtheilen sich vertrage und von allen Seiten Wahrheit habe. Kurz, wir sind bloße Nachbeter, und werden folglich blinde Anhänger desjenigen Systems, das uns eben dasselbe Ohngefähr zuwarf, welches uns bestimte, gerade bei dem Professor unsere Collegia zu hören, und bei keinem andern.

Wäre der akademische Unterricht zwekmäßiger, wäre er, was er seyn solte, bloße Einleitung in alle Wissenschaften, und Anweisung, dieselben durch eignes Lesen der besten Bücher, und durch fortgesextes Nachdenken über ihren Inhalt, zu erlernen; so würden die jungen Leute nie zur Nachbeterei und Sektirerei verführt, und der Geist der Aufklärung nicht unter ihm erstikt werden.

Ich ward Philosoph und Schwärmer zugleich. Ich glaubte steif an alle dogmatische Lehrsäzze und an deren Beweise. Ich erzitterte vor dem Antichrist und fühlte einen heiligen Eifer für den Sturz des Pabstes. Ich haßte ihn, als das zehnköpfigte Thier in der Offenbarung Johannis. Ich freute mich auf die bevorstehende algemeine Judenbekehrung, und dachte mit Entzükkung an die nahe Zeit, wo alle Juden sich taufen lassen und mit uns kommuniciren würden. Ich betete um die baldige Beginnung des tausendjährigen Reichs, und die damit verbundne zweite Wiederkunft Christi. Ich schwur darauf, daß Christus sein Blut, das er am Kreuze vergossen hat, wirklich und in natura mit in den Himmel genommen habe,

wie Cruſius und ſein Nachfolger Bengel, es aus der Verſicherung Pauli bewieſen haben: daß er eingegangen ſey ins Allerheiligſte mit ſeinem eigenen Blut. Ich demonſtrirte aus meiner Metaphyſik die Dreieinigkeit z. B. aus dem Prinzip der Thätigkeit und des Vergnügens: indem ich folgerte, wenn Gott von Ewigkeit her thätig und ſelig geweſen ſeyn muß; ſo muß er auch von Ewigkeit her ein Objekt dazu gehabt haben: nun gab es in der Ewigkeit (im Gegenſaze der Zeit) keine Geſchöpfe, alſo muß dies Objekt in Gott ſelbſt vorhanden geweſen ſeyn: es müßen alſo — in Gott Perſonen geweſen ſeyn, damit Gott in ſich ein Objekt, der Thätigkeit, der Liebe und der Seligkeit hatte: da nun eine Perſon zu langweilig wäre, mehr als drei aber nicht nothwendig ſind, ſo — giebt es eine Dreieinigkeit. — So entſtand ein Gemiſch von Vernunft und Unvernunft in meiner Seele. Und ich war in meinem Glauben an dieſe Schwärmereien oder vielmehr an Cruſiuſſen (denn was iſt der Glaube der meiſten Menſchen anders, als Glaube an den Lehrer) ſo eifrig, daß ich oft meinem Vater mit unanſtändiger Heftigkeit widerſprach, wenn er mir gegen meine

crusianische Weisheit zuweilen Einwendungen machte, und gegen die Untrüglichkeit derselben Zweifel erregte.

Ein paar Jahr studirte ich so ohne Plan fort, und hörte alles bei Crusiussen; Sprachen und Geschichte, welche allein den Kopf aufräumen und Stof und Trieb zum Selbstdenken geben, blieben ganz ausgeschlossen.

Nie aber konte ich mich zur Stätigkeit und kontinuirendem Fleiße bringen. Ich fing tausenderlei an, bald in Absicht auf Lektüre, bald in Absicht auf eigne Uebung im Niederschreiben meiner Gedanken. Aber ich sezte nichts fort. Wenn ein neues halbes Jahr began, that ich die heiligsten Gelübde, und nahm mir fest vor, im kommenden halben Jahre recht arbeitsam und standhaft zu seyn. Ich wählte mir eine Menge Collegia. Ich machte mir eine Stundentabelle, wo jede Stunde des Tages von früh bis auf den Abend ihr festes Pensum hatte. Ich bat Gott in meinem Morgen- und Abendsegen, daß er mir Beharrlichkeit verleihen wolle. Ich fing mit dem redlichsten Eifer mein halbes Jahr an, versäumte keine Stunde,

studirte bis auf den Abend, freute mich beim Schlafengehen über mich selbst. Aber das dauerte nur etwa einige Wochen. Dann nahm die Hizze ab. Dann traten kleine Hinderniſſe ein, die mich einige Collegia zu verſäumen nöthigten. Dann verzieh ich mirs, einmal einen Nachmittag und Abend in einer frölichen Geſelſchaft zuzubringen. Dann wolte am nächſten Morgen, wenn ich den Tag vorher ein wenig geſchwärmt hatte, die Arbeit nicht ſchmekken. Dann vermehrten ſich die Verſäumniſſe. Und ehe vier Wochen ins Land waren, ſahe ich meinen Plan durchlöchert, meine Stundentabelle zerrüttet, meinen Eifer erkaltet und — das halbe Jahr ward vollends verleppert, wie alle die vorigen — aber immer mit dem Vorſaz, nun das folgende gewiß — beſſer anzuwenden. Und mit dieſer Manier blieb ich im ganzen ein trübſeliger Ignorant, der auſſer einem glüklichen Genie und einem Haufen iſolirter nuzbarer Gedanken, die ſich bald hie bald dort in der Seele angeſezt hatten, nichts aufzuweiſen hatte, was einer gründlichen Kentniß in irgend einem ſcibili ähnlich ſahe.

Schlüßlich muß ich anmerken, daß ich im ganzen ersten Jahre meines Studentenlebens noch von ängstlichen Träumen geplagt worden bin, welche mein qualvoller Zustand in der Pforte hervorbrachte. Meine Phantasie stelte mir die Schrekbilder aus diesem Zeitraume beständig vor Augen. Und sie waren so lebhaft, daß ich des Nachts nichts anders sahe und dachte, als Primaner und Inspektoren und vergeßne Hymnen, und verschlafne Zeit des Gebets, und Ohrfeigen, und Drohungen heimlicher Rache wegen Pfeifjungen-Verdacht u. s. w.

Einen solchen Zustand hab ich in meinem Leben zum öftern erfahren. Solche Schrekbilder haben mich gequält, da ich aus meiner Hölle in Marschlins errettet wurde. So lange Zeit habe ich ängstlich geträumt, da ich aus dem Reiche entflohen war. So werde ich — doch jezt noch einen Vorhang vor diese Auftritte! — Ich habe von Jugend auf wenig Freuden genossen, aber fürchterliche Epochen zu überstehen gehabt.

Zwölftes Kapitel.

Meine ersten Verirrungen in puncto puncti.

Auf die sonderbarste Art traf mich endlich das Loos, dem alle Bewohner der sublunarischen Welt, der König wie der Bettler, der Priester wie der Laie, der Glaubige wie der Unglaubige unterworfen sind.

Noch unbekant mit allen natürlichen und unnatürlichen Arten der Befriedigung des Instinkts und selbst, was bei einem Knaben oder, so man lieber wil, Jünglinge von funfzehn Jahren gewiß merkwürdig ist, noch ohne alle bestimte Begierde, — mußte eine nichtswürdige Dirne, die in unserm Hause diente, mich verführen.

Da ich voraus sezen kan, daß gegen einen Leser, dem diese Geschichte behagen würde, hundert seyn werden, welche sie mit Recht verbitten, so wil ich nur das einzige davon sagen, daß dieses alte und häßliche Geschöpf mich ganz wie Kind behandeln mußte, und gewiß erstaunt ist, da sie einen Menschen vor sich fand, welcher den Degen

trug,

trug, und der gleichwol nichts von dem allen zu verstehen schien, was sie sagte und that. Und so unglaublich es seyn mag, so wahr ist es, daß sie viele Wochen zugebracht hat, ehe sie — Kraft — Begierde — und selbst volle Bekantschaft mit der Sache bei mir bewirken konte. — Ein Beweis, daß sich kein Wollüstling mit der Natur und der Unwiderstehligkeit ihres Triebes entschuldigen kan. Denn die Natur treibt gewiß nie mit Gewalt zu Lastern, wo keine äusserlichen Ursachen Kraft und Leidenschaften zu frühzeitig aufwekken und den ruhigen Naturtrieb in stürmende Begierde verwandeln.

Wenn ich bedenke, was dieses Scheusal mir für Schaden gethan hat: indem sie mich wahrscheinlich einige Jahre früher zu einer Wirksamkeit verleitete, als die Natur sie verlangte: indem sie dadurch eine Menge Thorheiten und Zerstreuungen veranlaßte, welche mein Studiren beeinträchtigten, und ohne sie gewiß unterblieben wären: endlich, indem sie eine der entscheidenden Veranlassungen zu einem der traurigsten Unfälle meines Lebens wurde, welcher meinen guten Vater schier

bis zum Grabe niederbeugte; so muß ich behaupten, daß das Verbrechen der Verführung der Jugend eines der strafbarsten ist, und in jedem Staate härter, als Kirchenraub geahndet werden solte.

Die heidnischen Gesezgeber Roms sahen dies ein und unsere christlichen Legislatoren scheinen, dies gar nicht zu achten, und die Verhütung dieses Verbrechens so wenig, als die Bestrafung desselben für ein Objekt ihrer Aufmerksamkeit zu halten. Sie bestrafen einen Dieb mit dem Strange, der mir einen Theil meines Geldes raubt, das ich durch meinen Fleiß und tausend andere Mittel ersezzen kan, dagegen scheinen sie es gar nicht für wichtig anzusehen, oder doch sehr kaltsinnig zu ahnden, wenn es Menschen giebt, welche durch Verführung dasjenige rauben, was gar nicht wieder zu ersezzen ist: Unschuld der Seele und Ruhestand der Begierden — und was oft auf Lebenslang die schrecklichsten Zerrüttungen anrichtet, und Gesundheit, Ehre, und Tugend zernichtet, und ganze Reihen von den unseligsten Verirrungen erzeugt.

Von dem einzigen Glüke kan ich sagen, daß diese Verführung keinen fortgesezten unmäßigen

Genuß der Thorheit hervorbrachte. So wie der Gegenstand von mir entfernt war, und das geschah sehr bald, so hörte ich fast gänzlich auf, diese Unordnung zu wiederholen. Und ich weiß nicht, ob ich nicht allen Vätern und Müttern die ohngefähre Ursache davon empfehlen soll, so sehr auch die Herren Söhne über diese moralische Reflexion schreien, und auf mich schmälen werden.

Wahr ists, ich war von sehr schwächlichem und zartem Körperbau, und es kan diese natürliche Beschaffenheit eine Mitursache, oder wenigstens Erleichterung meiner Enthaltsamkeit gewesen seyn. Aber die Haupturſache davon war ohnstreitig meine ökonomische Lage. Ich hatte kein Geld. Mein Vater gab mir, wie meinem Bruder, wöchentlich nicht mehr als zwei Groschen Taschengeld, und er hielt mit Recht ein mehrers darum nicht für nöthig, weil ich in seinem Hause wohnte, und alles nur erdenkliche, selbst Koffe und hernach auch Tabak, (davon ich von meinem sechzehnten Jahre an bis zu zwölf Pfeiffen täglich geraucht habe) und alles, was Nebenausgaben erfoderte, frei hatte und, fürs geselschaftliche Leben, auch keinen Auf-

wand zu machen brauchte, weil ich mich mit den Gesellschaften, die mein Vater unterhielt, begnügen konte und solte. Daher kam es, daß ich weder unter Studenten gehen, und an ihren Kommercen Theil nehmen, noch mich in Spiele einlassen, noch Dörfer und Wirthshäuser besuchen, und folglich — auch beim andern Geschlecht dasjenige wenig oder gar nicht haben konte, was einmal ohne Bezahlung nicht zu haben ist.

Und warhaftig, ich danke es meinem Vater noch jezt, daß er mich von dieser Seite so karg behandelt hat. Denn ich kan dafür von mir die Seltenheit prädiciren, die vielleicht kein Gelehrter, der ehemals Student war, von sich sagen kan: daß ich nie einem Kommerce beigewohnt, nie einen Degen gezogen, nie auf einem Schlitten gefahren, nie ein Trinkgelag besucht, und — in puncto puncti, in den zehn Jahren bis zu meiner Verheirathung, weniger gethan habe, als die meisten jungen Leute, die einmal mit der Sache Bekantschaft erlangt haben, in einem Jahre zu thun pflegen. Und eben aus dieser mir angenehmen Erfahrung behaupte ich, daß Eltern und Erzieher, was

die Sache auch für kleine Unbequemlichkeiten haben mag, allemal größere Vortheile davon einerndten würden, wenn sie ihre Zöglinge unter gutev Aufsicht hielten, und ihnen dasjenige Geld, was man Taschengeld nennt, d. h. was ganz der Willkühr des jungen Menschen überlassen ist, auf das alleräußerste einschränkten. Denn ein junger Mensch, der kein Geld in der Tasche hat, sondern dem alle mögliche Bedürfnisse in natura geliefert werden, wird erstlich keine Versuchung zu vielen Gesellschaften haben, weil die andern Studenten sich nach dem wenig sehnen, der nichts mitmachen kan, den sie also weder beschmausen noch von ihm borgen, noch zu ihren Komplottirungen brauchen können: und er wird zweitens nicht im Stande seyn, durch Spiel, Trunk und Wollust auf Abwege zu gerathen, seine Zeit zu verschleudern, und seine Gesundheit in Gefahr zu sezzen.

Mir wenigstens, als einem feurigen, projektvollen, neugierigen und nichts unversucht lassenden Jünglinge, kam es ungemein zu statten, daß ich, in Absicht auf Taschengeld, vielleicht der ärmste Student in ganz Leipzig war.

Wenn indessen meine Verführerin mich nicht zu einem ausschweifenden Wollüstling machen konte, so hat sie mich doch zu einem Thoren gemacht, und zu Kinderpossen geleitet, welche meinem Fleiße nachtheilig waren und mir manche Ungelegenheiten zugezogen haben. Ich muß meinen Lesern einige derselben auftischen.

Ich war seit dem ersten thierischen Genuß so aufmerksam auf das schöne Geschlecht geworden, als ich vormals nie gewesen war. Ja es war nun eine Sehnsucht nach dem Umgange mit demselben in mir entstanden, die ich sonst nie empfunden hatte. Mein Kindskopf sann also nun mit ernstloser Geschäftigkeit darauf, wie dieses Verlangen zu befriedigen sey.

Dreizehntes Kapitel.

Erste Liebschaft.

Ich kan noch jezt mir die heilsamsten Erschütterungen des Zwerchfels erzeugen, wenn ich an diese

Epoche meines Lebens zurükdenke, und mich der Scenen erinnere, welche damals meine kindische Sehnsucht nach der Eroberung einer Schönen hervorbrachte.

Man muß sich mich als einen Knaben denken, dessen Phantasie an Bildern aus der wirklichen Welt so arm war, wie mein Beutel. Alles, was ich mir dachte, waren selbst geschafne Gestalten. Selbst das Mädchen, worauf ich Spekulation machte, war blos Ideal. Ihre Mine, ihren Gang, ihre Kleidung, ihre Art sich gegen einen Liebhaber zu benehmen, erdachte ich mir selbst. Denn ich war noch in wenig Gesellschaften gewesen, und hatte folglich weder Frauenzimmer von Stande in der Nähe beschaut, noch Mansperſonen von Stande mit ihnen umgehen sehen. Es war daher auch alles, was ich mir als Requisit des Liebhabers dachte, mein Puz, meine Minen, meine Redensarten, von eigner Erfindung.

Was konte aus den Avantüren eines solchen unerfahrnen Knabens anders entstehen, als Donquixotiaden? zumal da sich mit dieser Unerfahrenheit eine gewisse Hizze vergesellschaftete, mit wel-

cher ich alles schnel durchsezzen wolte, was ich einmal began.

Mein erster Ausrit, den ich wagte, ging zwar auf keine Windmühle los, aber gewiß auf einen weit kritischern Gegenstand. Es war die Tochter des berühmten Hofrath Menke, dem die Leipziger Gelehrte Zeitung und die Acta litteraria ihren Ursprung verdanken. Ich hatte von Fikchen, so hieß die Schöne, schon so viel rühmliches gehört, daß ich beschloß, weil es doch einmal einem Jünglinge von Stande und Genie gebührte, eine Liebschaft zu haben, des Otto Menkens schöne Tochter mit meiner Liebe zu beehren.

Meine älteste Schwester (jezt die Gattin des Prof. Schott in Leipzig) hatte schon seit ein paar Jahren Bekantschaft in diesem Hause, und Mag. Hofmann, mein ehemaliger Lehrer, war jezt des Hofraths Ammanuensis bei seinen litterarischen Arbeiten. Also zwei Kanäle, die ich öfnen konte, um mein Liebesschif flot zu machen. Auch hatte ich selbst den Bruder meiner Schönen bereits kennen lernen, der damals auch Student war. Ich bat also zuerst den Mag. Hofmann, mich doch einmal

in den Gesellschaftszirkel der Menkischen Familie einzuführen. Alsdann stelte ich meine Schwester an, daß sie sich zu einer Visite bei Fikchen melden lassen mußte. Und da beide auf einen gewissen Sontag mit mir Abrede genommen hatten, so began ich nun, alles an mir in segelfertigen Stand zu sezzen.

Die ganze Woche hindurch war ich mit diesem wichtigen Vorhaben beschäftiget. Ich ließ mich meine liebe Phantasie mit dem Menkischen Garten bekant machen, in welchem ich mich meiner Geliebten zum erstenmal in die Arme werfen wolte. Ich ließ sie mir ihr Bildniß so reizend als möglich vormahlen, um sie unter mehrern Schönen sogleich herausfinden zu können, denn ich hatte sie bisher nur im Vorbeigehen, und von weitem zu sehn bekommen, vornehmlich bei Beschauung des Kirchganges. Ich studierte Tag und Nacht auf wohlgesezte und wolklingende Redensarten, und sammelte mir die schönsten, für jedes Fach der verliebten Rhetorik, d. h. für Anreden beim Eintrit in den Zirkel, für Entschuldigungen meines unangekündigten Besuchs, für Bezeugungen meiner Begier-

de, die Göttin selbst zu sehen, für seine Erklärungen meiner Bereitwilligkeit, ihr Adonis zu werden, für muntere Scherze und Unterhaltungen der Gesellschaft, für wizzige Repliken auf die oder jene Anrede, für Satyren auf etwanige Schafsköpfe unter der Gesellschaft, (leztere waren, im Vorbeigehen gesagt, frühzeitig mein Lieblingsfach) endlich für Abschiedskomplimente, und Erwiederungen höflicher Inviten zu Fortsezzung meiner Besuche.

Ausser diesem rhetorischen Studium betrieb ich auch das Studium der Koketterie. Ich sann auf anziehende Kräfte meiner Mine, und meines Puzzes. Ich stelte mich am Spiegel und übte mich in der Mimik, d. h. im Ausdruk der verschiedenen Empfindungen, die ich in meinem Gesichte lesbar machen wolte, um z. B. bald eine gewisse Würde, bald schmachtende Liebe, bald satyrische Laune, durch Minen zu erkennen zu geben.

Und nun kam endlich der erwünschte Sontag, der mir so viel Vorbereitungen gekostet hatte, und der nun einmal die Leere meines Herzens ausfüllen solte, welche ich schon lange gefühlt hatte. Ich brachte den ganzen Morgen mit meiner Toilette

zu. Da muste kein Härchen falsch liegen, kein Puderstäubchen am unrechten Orte zu sehen seyn. Da wurden alle Minen, die ich machen wolte, noch einmal durchgeübt. So verging die träge Zeit des Morgens. Mittags konte ich vor Verliebtheit keinen Bissen essen. Die Stunden nach Tische schienen, mir eine Ewigkeit zu seyn, denn ich vermochte nichts anders zu thun, als, in meinen knappesten Anzug gepreßt, in meiner Stube auf und abzugehn, und mich in Gedanken unter die Schönen zu versezen, welche ich heute alle närrisch zu machen beschlossen hatte. Nach langem Harren schlug's endlich drei Uhr, und ich eilte zu Herrn Hofmann, der zu meinem Führer bestimt war.

Mit Wehmuth sah ich diesen noch unangezogen. Er hatte Koffe und Tabak auftragen lassen. Und als ich meine Aengstlichkeit ihm merken ließe, hieß es, wir hätten Zeit bis fünf Uhr, weil es sich nicht schikke, unangemeldet zum Kaffe zu kommen. Ich mußte also noch ein paar Stunden lang die Folter der Erwartung aushalten, und dem armen Hofmann lange Weile machen. Denn ich war die ganze Zeit so stier in die Bilder meiner Phantasie

vergaft, daß ich dem guten Mann kein vernünftiges Wort antwortete, er mochte das Gespräch auch hinleiten, wohin er wolte.

Nun schlug es fünfe und — das Herz fieng mir an zu pochen, daß mans auf meiner Weste bemerken konte. Ich ging neben meinem Hofmann her, gerade so in Gedanken, wie ein Kandidat, der seine erste Predigt in patria ablegen sol, auf dem Wege zur Kanzel. Wir traten in das Vorderhaus ein, als mein Führer mich wekte und mir sagte, daß wir da wären. Jezt betete ich über Hals und Kopf, noch viele meiner Antritsreden durch, und gelangte mit nicht wenig Angst zur Gartenthüre.

Schon began es finster vor meinen Augen zu werden, und mein Seelenzustand glich ohngefähr dem eines jungen Fähndrichs, der zum erstenmal mit en ordre de Bataille aufmarschirt, und den Donner der Batterien vernimt, denen er entgegen gehen sol. Meine Besonnenheit war dahin.

Ich erblikte einen langen Gang, und in dessen Mitte ein groſses Zelt, das auf allen Seiten offen war, und unter welchem sich eine Gesellschaft

junger Schönen befand, die ohngefähr aus zwölf bis sechzehn Personen bestehen mochte, welche aber mir wie ein ganzes Bataillon vorkamen, und mich durch diese schrekliche Menge vollends ganz dahin brachte, daß ich schon an aller meiner Rhetorik anfing zu verzweifeln.

Wir waren noch nicht zehn Schritte gegangen, so konte ich diesen Prospekt nicht mehr aushalten, sondern ich muste meinen Führer bitten, einen Seitengang mit mir zu gehn, um dem feindlichen Bataillon aus dem Gesicht zu kommen, und dadurch mich selbst vom ersten Schreken ein wenig zu erholen, um noch, wo möglich, die Schmach abzuwenden, in meiner ersten Predigt stekken geblieben zu seyn.

Nach einigen Krümmungen des Weges kamen wir endlich wieder in einen Hauptgang und zum Unglük fügte sichs, daß wir, bei der Schwenkung um eine Hekke, nur etwa vier Schritte noch von dem fürchterlichen Zelte waren. Und diese Ueberraschung war der Tod meiner ersten Liebschaft. Denn nun war alles auf einmal in mir erstarrt. Meine Augen stunden stil. Meine Zunge war ge-

lähmt. Meine Füße wurden schwer, wie wenn ich funfzehnpfündige Beinschellen gehabt hätte.

Da stand der arme Knabe und sein Führer mit ihm: einer so sprachlos, und als Statue wie der andere. Der Magister ließ mich ganz stekken. Er war blos Zuschauer. — Wars eine kleine Bosheit oder wirkliche Sympathie mit meiner Erschrokkenheit: Gnug er unterließ alles, was hier seine Schuldigkeit gewesen wäre, um durch eine etwas feierliche und gesprächreiche Einführung meiner Wenigkeit, mich wenigstens von der totalen Niederlage zu retten.

Der junge Menke, hinter dem halben Monde stehend, welchen das schöne Bataillon gegen mich formirt hatte, wurde zuerst von Mitleid gerührt, das der Anblik des unglüklichen Jünglings jedem christlichen Zuschauer einflößen mußte, und er eilte rechts um den Kreis herum, mir entgegen zu gehn und den jungen Bahrdt zu bewilkommnen, welcher durch das große Ansehn seines Vaters, auf alle mögliche Politesse Anspruch hatte. Aber wo einmal Unglük seyn sol, muß sichs wunderlich schikken. In demselben Moment, wo Burghard Menke den

Einfal bekam, blikte der erste Lichtstrahl des wiederkehrenden Bewuſtseyns unter meinen Vorstellungen; und ich bekam selbst den Einfal, ihm entgegen zu gehn, und — links ab zu marschiren.

Nun ward fast lautes Gelächter. Die gottlosen Mädchen hielten die Fächer vor und sahen, wie wir uns beide verfolgten. Nach einer halben Minute erst merkte ich meinen Irthum. Ich wandte mich, um meinem Freunde entgegen zu kommen. Aber was half mirs, da ich ihn endlich hatte. Ich konte nichts, als mit verseztem Odem die Worte stammeln: nehmen Sie — nicht übel — daß ich — Sie — inkommodire — freue mich — wenn Sie sich — wolbefinden. Und nun fing ich ganz an zu empfinden, daß ich für heute ein verlorner Mensch war, und resolvirte mich kurz, weil einmal die memorirte Predigt durch die Lappen gegangen war, die Flucht zu ergreifen. Ich sezte also in aller Kürze und Einfalt die Worte hinzu: wil — nicht länger — Sie unterbrechen — empfehle mich gehorsamst — und stolperte pfeilschnel mit meinem Hofmann um die Hekke wieder herum — froh wie ein Mensch, der mit dem Leben entran.

Mein Geist kehrte, so wie nur die Gefahr vorüber war, schnel gnug zurük. Habe ichs recht gemacht, sagte ich mit ganz philosophischer Ruhe zu meinem Führer, daß ich die Visite abbrach? Die Gesellschaft war zu groß, und alles schien derangirt. — Und der Fuchs erwiederte, mit verbißnem Lächeln: Sie habens recht gut gemacht: Die ersten Visiten müssen allemal kurz seyn.

Aber vol innerlichem Aerger eilte ich nach Hause, und bedauerte den vielen Aufwand von Zeit und Mühe, den ich gemacht hatte. Und doch ward ich nicht weiser durch die Verunglükkung des ersten Versuchs. Mein Leichtsin, der mich alle Dinge, selbst das Uebel, von ihren erfreulichen, wenigstens von den erträglichen Seiten ansehen läßt, und die wirklich nachtheiligen Seiten vor mir verbirgt, zernichtete all das Gute, was die erlittne Niederlage hätte wirken sollen. Er verbarg mir die wahre Ursache, die in meiner Kindheit, in meiner Unerfahrenheit lag, und beredete mich, der bloße Zufal der alzuzahlreichen Gesellschaft habe mir das Spiel diesmal verdorben. Und so erneuerte sich der Vorsaz, ferner Abentheuer zu beginnen,

nen, bis ich, als braver Ritter, eine Dulcinea erobert haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Karakterzüge.

In dieser Epoche meines Seyns lebte ich in lauter abwechselnden Paroxismen. Bald war ich einige Wochen recht von Herzen fleißig, bald versank ich wieder in meine Donquixotischen Träume und verliebte mich in eine Schöne, wo ich sie fand, und hörte, wenns nicht gehen wolte, eben so ruhig wieder auf zu lieben, als ich angefangen hatte.

Man konte damals zwei Hauptzüge an meinem Karakter bemerken, die jezt erst anfingen sich festzusezzen. — Eitelkeit und Hizze.

Die Eitelkeit d. h. die kindische Sucht, durchs Aeuserliche zu gefallen, hatte sich durch drei Stükke generirt und eingenistet. Man hatte erstlich von Jugend auf meine Bildung zu viel gelobt, und auf der Schule besonders hatten meine Mitschüler mich

oft Ausdrüke hören lassen, die mich in einer gewissen Einbildung von mir selbst bestätigten, und ein so armseliges Verdienst schäzzen lehrten. So fing ich als Kind schon an, mir etwas darauf zu gute zu thun, daß ich wol gebildet sey und, was natürlicher Erfolg ist, das Gefallen als einen Zwek zu betrachten, nach dem ich selbst streben müße.

Mit dieser Quelle verband sich eine zweite, meine frühzeitige Angewöhnung an den höchstmöglichen Grad von Reinlichkeit, und Nettigkeit an meinem Körper so wol, als meinem Anzuge. Schon als Kind hielt ich darauf, daß meine Hände nicht nur, sondern mein ganzer Körper reinlich, meine Wäsche sauber, meine Kleidungsstükke proper erhalten wurden. Und so wenig mein Vater auf Staat wenden konte, so suchte ich doch immer, auch in meinen schlechten Rökchen, durch Reinlichkeit und Nettigkeit, eine gute Figur zu machen. So wie nun das Lob der Bildung mich einmal afficirt hatte, so ward das, was vorher unabsichtliche Gewöhnung war, erzielte Nahrung meiner Begierde zu gefallen.

Und da endlich, in meinen Studentenjahren, die Liebschaftsthorheiten eintraten, so mußte wol ganz natürlich meine Krankheit einwurzeln, da der Zwek zu gefallen nun ein so wichtiges Mittel ward, zu dem höhern Zwekke — geliebt zu werden.

Aber ich erinnere mich hier lebhaft auch einer Demüthigung meiner Eitelkeit, welche mir in dieser Zeit wiederfuhr, und mir eine so empfindliche Kränkung verursachte, daß ich sie nie habe vergessen können. Ein gewisser Mag. Schneider auf dem Paulino, der mit mir im satyrischen Witze weteiferte, aber mir, theils überhaupt, theils bei Abgewinnung der Lacher insonderheit, weit überlegen war, mochte schon längst meine Affektationen bemerkt haben, die von meiner Eitelkeit erzeugt wurden, und er betrachtete mich daher immer mit einer spöttischen Mine, wenn er mich in meinem armseligen Puzze daherschwänzen, und meine Augen nach Attention und Bewunderung haschen sahe. Einstmalen fügte sichs, daß er gerade mit seiner Gesellschaft bei offenen Flügeln im Fenster lag, und daß ich, ebenfals in Gesellschaft, in vollem Putz durch den Zwinger angestapelt kam,

und sein Fenster passirte. Von weitem schon rufte er mir, um mich erst durch eine Schmeichelei eine ernsthafte Behandlung vermuthen zu lassen, ein sehr ehrerbietiges Compliment entgegen, welches ich mit Würde erwiederte, und mit einem augenbliklichen Stillstehn ihm zu belohnen schien. Sobald er mich in dieser Fassung hatte, began er in dem ernstesten Tone mich abermals anzureden, ich muß ihnen bekennen mein lieber Herr Bahrdt, daß, so oft ich Sie sehe — (bis hieher sprach er langsam und feierlich, daß die Gesellschaft oben und unten aufhorchte, und ich schon auf eine dankvolle Replik für das erwartete Lob meiner Schönheit studirte) — so stehn mir meine beiden Augen auf. Das sagte er schnel und mit einem solchen Hohngelächter, daß ich vor Scham in die äuserste Verlegenheit kam, und ohne ein Wort aufbringen zu können, abtrolte, auch von Stund an mich vor diesem Schneider wie vor Feuersgefahr hütete.

Der zweite Zug meines Karakters, der jezt immer merklicher wurde, und von Zeit zu Zeit zunahm, war Hizze. Wie dieser in mir entstanden

sey, weiß ich nicht zu sagen. In meinen Kindsheitsjahren war er gar nicht bemerkbar. Wenigstens erinnere ich mich keines einzigen Falles aus meinem Knabenalter, ehe ich auf Schulen ging, und selbst aus meiner Schulepoche nicht, wo sich dieser unglükliche Fehler gezeigt hätte. Auch stimt derselbe so wenig mit der natürlichen Weichheit meiner Seele, daß er vielmehr mit mir selbst zu kontrastiren scheint. Denn von Natur, und durch das Beispiel meiner Eltern, ist meine ganze Seele zum Wolwollen und zur Liebe gestimt. Das kleinste Leiden eines Menschen rührt mich augenbliklich, und durch und durch. Und es ist mein gefühlvollester Freudegenuß, wenn ich einen Menschen recht vergnügt machen, und durch mich froh sehen kan. Selbst mein Feind ist von dieser Empfindung nicht ausgeschlossen. Sobald nur die Beleidigung wirklich geendigt ist, und er nicht mehr feindselig handelt, sobald ist auch bei mir alles vergessen, und er kan sicher, zumal wenn er selbst Rükkehr zeigt, oder wenigstens Bescheidenheit, von mir Gefälligkeiten erwarten. Ganz unfähig bin ich, ihm lange und fortdauernde Schmerzen zu machen. Und habe ich je als

Schriftsteller Menschen beleidigt, so war es gewiß eitel Muthwille, und nie Rache, davon mein Herz nichts wußte, das noch kein Geschöpf Gottes in individuo gehaßt hat. Die Art kann ich wüthend hassen (z. E. Feinde der Vernunft) aber die Person nie. — Wie nun bei dem allen ich nach und nach dazu gekommen bin, bei gewissen Vorfallenheiten, in den Fehler der Heftigkeit zu verfallen, und fähig zu werden, in der Hizze mich selbst zu vergessen, ist mir selbst noch ein Räthsel.

Diese Krankheit der Seele, die damals anfing sich zu zeigen, besteht darinnen, daß ich bei einem entstehenden Streit, es sey mit Gleichen oder Untergebnen, wenn ein gewisser Grad des Gefühls von der Unverschämtheit oder tükkischen Bosheit meines Gegenparts in mir entsteht, in einen solchen Zorn gerathe, daß alle Besonnenheit aufhört, und ich blos von meinem Gegenpart abhängig werde, ob es mit uns beiden zum leben oder zum sterben kommen sol.

Von dieser unglüklichen Leidenschaft habe ich zwar in meinem Leben sehr wenige wichtige Fälle, und Gott sey Dank keinen einzigen von unglükli-

chem Erfolge gehabt. Aber ich bekenne dennoch, daß sie oft genug ausgebrochen ist, und mich in schaudernde Gefahren gesezt hat. Unter andern erlebte ich in meinem siebzehnten Jahre die Schande vor mir selbst, bei einem etwas zu heftigen Betragen meines Vaters und zu hart scheinender Anmaßung desselben, eine geladne Pistole auf meinen Tisch zu legen, um ihm durch die Thüre zuzurufen, daß sie ihn treffen würde, wenn er sich weiter wagte.

Noch jezt, da mein Blut weit ruhiger fließt, als ehedem und tausend Leiden mich weich und meine Kraft ermattet haben, bin ich in wahrer Furcht vor mir selbst, und auf nichts in der Welt so aufmerksam, als auf Gelegenheiten zu einem heftigen Streit: weil ich gar zu gewiß weiß, daß es noch möglich ist, in meine vorige Hizze zu gerathen, in welcher weder Gefahr noch Uebermacht, weder Degen noch Schiesgewehr mich abhält, meinen einmal aufgesezten Kopf zu behaupten. Wenn ich daher Gefahr eines solchen Zwistes merke, so fliehe ich, so weit ich kan. Auch meide ich deswegen alle Menschen, wenn mich ihre anderweitigen Talente, und guten Eigenschaften noch

so sehr reizen, und nach ihrem Umgange lüstern machen, von denen ich erfahre oder merke, daß sie hizzigen Temperaments sind, um nicht mit ihnen auf eine unglükliche Art zusammenzutreffen. So breche ich auch jeden freundschaftlichen Dispüt sogleich ab, sobald ich nur einigermaßen bemerke, daß der eine in seinen Behauptungen zu warm wird.

Der Grund des Uebels mag wohl ganz allein in körperlichen Beschaffenheiten, d. h. im Blute liegen. Mein Vater war ebenfals ein äuserst hizziger d. h. schnel in heftigen Zorn gerathender Mann, ob er gleich nie sich so vergaß, wie ich mich zu vergessen im Stande bin. Indessen können doch die Eindrükke seines Beispiels, (welches schwächer, aber dafür häufiger war, als meine Nachahmung,) auf mich gewirket und das Uebel in denjenigen Jahren bei mir erzeuget haben, in welchen noch die Empfindungen Anderer, durch die bloßen Zeichen und Ausbrüche derselben, in die Seele des Kindes überzugehn pflegen.

Ein Glük war es daher abermals für mich, daß ich in meinen Studentenjahren kein Geld hatte, und eben darum keine Gesellschaften unterhalten,

und besonders keinen Studentengelagen beiwohnen, oder öffentliche Orte besuchen konte, weil ich dadurch der Gefahr entging, traurige Folgen meiner Hizze zu erleben.

Funfzehntes Kapitel.

Husarengeschichte, einer theologischen Fakultät gewidmet.

Mein Vater hatte in Wittenberg einen leiblichen Bruder, der daselbst in einer kurfürstlichen Bedienung stund, und mit einer Menge wilder Jungens heimgesucht war. Einer derselben, der geschikteste, aber auch der wildeste unter allen, war von ihm nach verschiednen fruchtlosen Versuchen, zu einem Apotheker nach Gera geschikt worden, wo er die Jahre stehen solte. Aber Tolkopf Bahrdt konte auch da nicht hausen, sondern nahm, nach einigen lustigen Streichen, die er begangen hatte, die Flucht, und wandte sich an meinen Vater in Leipzig.

Natürlich konten wir ihn nicht verstoßen, sondern mußten ihm wenigstens solange Dach und

Fach geben, bis es dem Vater gemeldet, und dessen Ordre eingeholet war. Vetter Bahrdt blieb also einige Tage bei uns, und ließ sich wohl seyn. Da aber die Zeit kam, wo des Vaters Befehle eintreffen solten, und er sich nichts angenehmes davon versprach, so ging er eines Tages vors Petersthor, und ließ sich unter die Husaren anwerben.

Auf einmal erschol in ganz Leipzig das Gerücht: der junge Bahrdt ist unter die Husaren gegangen. Da nun kein Mensch davon wuste, daß gerade vor wenig Tagen meines Vaters Bruders Sohn bei uns angekommen war, und ich von Jugend auf als ein feuriger junger Mensch bekant war; so fiel natürlich alle Welt auf mich. Und so enthielt ein paar Tage hindurch, jeder Brief, der von Leipzig abging, ein Postscript: „eben verbreitet sich die traurige Nachricht, daß unser guter D. Bahrdt das Herzeleid erlebt hat, seinen ältesten, Hofnungsvollen Sohn zu verlieren. Er ist ihm entlaufen und unter die Husaren gegangen."

In Leipzig nun offenbarte sich der Irthum sehr bald. Man sah mich täglich in meinem ge-

wöhnlichen Anzuge auf den Straßen, und in meine Collegia gehen, und erfuhr dann leicht, daß mein Vetter es gewesen war, welcher das Gerede veranlaßt hatte. Aber kein Mensch vielleicht dachte daran, den Irthum auch auswärts zu widerrufen. Jeder meinte, es werde sich an andern Orten eben so von selbst widerlegen, wie es in Leipzig geschehen war. Und so blieb an andern Orten, ich möchte sagen, bis auf den heutigen Tag, die Meinung, daß ich wirklich in meinen Studentenjahren einmal unter die Husaren gegangen sey, und man folgerte blos, wenn man mich hernach in der gelehrten Republik nennen hörte, daß ich wieder losgekauft worden seyn müße.

Es ist unglaublich, was dergleichen übereilte Briefklatschereien in der Welt für Schaden thun. Ich habe unzählig traurige Erfahrungen davon gemacht, an mir und Andern. Ja ich habe einigemal das ganze zeitliche Glük eines Menschen, durch solche eilfertige Mittheilungen ungeprüfter Nachrichten zerrütten gesehn. — Und es ist merkwürdig, daß selbst Männer, welche als Gelehrte, als Weise, als Menschenfreunde in der Welt ver-

ehrt werden, das unvernünftige und ganz eigentlich unmenschliche dieses Verfahrens nicht einsehn, sondern sich selbst desselben verzeihn.

Man sezze nun den Fal, wie er mir erst vor kurzem zu meiner großen Kränkung begegnet ist. Die Gothaer deutsche Zeitung meldet, daß ich deswegen sey arretirt worden, weil ich falsche Münze auf meinem Weinberge geprägt hätte. Der R. Becker, ein Mann von Kentnissen und edlem Karakter, läßt das so in die Welt hinein drukken. Sein Blat geht 4 bis 5000mal, wird von 30 bis 40000 Menschen gelesen. Ich erscheine also unter 40000 Menschen als ein Niederträchtiger! Kann eine größere Beschädigung gedacht werden, die mir dieser Rath Becker und sein (vermuthlich) Hallischer Correspondent verursachte? Kan es mich entschädigen, daß ich zu seiner Zeit mich rechtfertige, und das Publikum über mein Schiksal verständige? Gewiß nicht, denn seine Leser sind gerade nicht die meinigen. Unter seinen 40000 Lesern sind vieleicht nicht 2000, die zu meinem Publikum gehören, von denen ich gelesen werde. Bleibe ich also nicht unter 38000 Menschen ein Ge-

brandmarkter? Hiezu komt, daß die Zahl der Menschen, unter denen ich geschändet bin, weit gröser ist, als ich sie angegeben habe. Denn man muß nicht blos rechnen, daß an einem Zeitungsblatte oft 30 bis 50 Menschen lesen, sondern daß die, welche es lesen, das Gelesene mündlich, an Koffetischen, in Wirthshäusern, ausbreiten, und daß also eine Zeitungsnachricht aus einem Blatte oft unter 1000 Menschen komt, und ganze Städte und Dörfer damit erfült werden. Daher entsteht die entsezliche Folge, daß böse Gerüchte, weil die Erzähler derselben selten sie wiederrufen, oder doch nicht bei allen, die sie von ihnen z. B. auf einem Koffehause mit angehört hatten, wiederrufen können — nur alzuleicht verewigt werden. — So erfuhr ich erst vor wenig Tagen diese traurige Folge, da ein Gelehrter, eine vornehme obrigkeitliche Person, ein Mann von vieler Litteratur und Korrespondenz, mir (von Grosglogau aus) den aus der deutschen Zeitung entstandnen Vorwurf machte, daß ich mich zu einer solchen Unklugheit hätte verleiten lassen, daß also ein solcher Mann, 40 Wochen nach meiner Arretirung, deren wahre Ursache nicht wuste, sondern

den Irthum der deutschen Zeitung für Wahrheit hielt. — Pfui der unbesonnenen und liebloſen Menſchen!

Und eben ſo iſts mit der Huſarengeſchichte gegangen. Sie hat ſich wirklich verewigt. Noch jezt giebts Tauſende, die in der Meinung ſtehn, daß ich ehemals Huſar geweſen ſey. Und noch als Profeſſor Theologiae Ordinarius in Gieſen wiederfuhr mir die Ehre, daß ein Mitglied der theologiſchen Fakultät zu Jena, in der dortigen Gelehrten Zeitung, meine theologiſchen Kezzereien ſo wie meine ganze Perſon dadurch herabzuwürdigen ſuchte, daß er mir dieſe Huſarengeſchichte öffentlich vorrukte, — wie wenn der verdienſtvolle Mann im vierzigſten Jahre, darum kein verdienſtvoller Mann ſey, oder darum die chriſtliche Welt nicht aufklären, und ein nuzbarer Schriftſteller ſeyn könne, weil er im ſiebzehnten Jahre einige Tage unter den Huſaren war — oder weil ſonſt noch einige jugendliche Streiche von ihm im Publikum rolliren — dergleichen ich ſelbſt von mir berichten werde.

Sechszehntes Kapitel.

Ich, als Löwensteinscher Dragoner.

Ich habe es oben schon eingestanden, daß eine karge Zumessung des Taschengeldes auch einige nachtheilige Folgen hat, ob ich gleich gewiß bin, daß die guten Folgen die bösen unendlich überwiegen.

Freilich — wenn ein junger Mensch, zumal von feurigem und unternehmendem Geist, alzusehr eingeschränkt und von den Mitteln, sich zuweilen nach eignem Sinn und Geschmak, ein Vergnügen zu machen, gänzlich entblößt ist; so verfält er natürlich auf allerlei, meist unrechte Versuche, sich diese Mittel zu verschaffen, oder sie durch etwas anders sich zu ersezzen. Dies war der Fall auch bei mir. Die ewige Monotonie im väterlichen Hause, so gut ichs auch da hatte, konte mir unmöglich behagen. Mein Freiheitsgefühl war zu lebhaft. Die aufgedrungenen Freuden schmekten nicht. Nur die selbst gewählten haben anziehende Reize.

Ich sehnte mich unter andern nach einem Reitpferde. Ich seufzte heimlich, wenn ich die Studenten so flink durch die Straßen reiten, und so munter wie ihre Rosse in die weite Welt fliegen sahe. O daß auch du, war mein Gedanke, einmal so in die weite Welt auswandern könntest!

Was war natürlicher, als daß ich tausend Projekte machte, zu diesem erhabenen Ziele, das meine Phantasie mir vorgestekt hatte, zu gelangen. Ich fing zuerst an, mein wöchentliches Zweigroschenstük zurükzulegen, und das einzige Bedürfniß, den Tabak, dazu ich es sonst verwendet hatte, und davon mein Vater mir zu wenig gab, auf andere Art zu befriedigen. Ich versorgte mich, als meines Vaters Tabakschneider, aus seiner Büchse und sparte meine zwei Groschen zum Ritt.

Ein gewisser Bürger, Namens Hellmann, welcher zu seiner Zeit als Prahlhans sich auszeichnete, und sich ein eignes Geschäft daraus machte, meinen Vater zu posaunen und überal als hoher Gönner der Bahrdtischen Familie zu erscheinen, half mir das langsam wachsende Sümchen dadurch vermehren, daß er wolhabende Leute, welche etwa einmal

einmal eine von meines Vaters Predigten vorzüglich rührend gefunden hatten, beredete, sich dieselbe abschreiben zu lassen. Die Schreibgebühren betrugen acht Groschen, und ich verdiente sie mir.

In einer Zeit von sechs bis sieben Monaten hatte ich denn die ungeheure Summe, von einigen Thalern beisammen, und empfand darüber eine unaussprechliche Freude. Denn so viel Geld hatte ich noch in meinem Leben nicht zu kommandiren gehabt. Ich dünkte mich reicher als der Mogul.

Nun entdekte ich einigen Freunden mein Vorhaben, einen Ritt in die weite Welt zu machen. Das waren leichtsinnige und rasch entschlossene junge Leute, welche augenbliklich theilnahmen. Der eine, Namens Schmelzer, that den Vorschlag, hinauf ins Wendische zu gehen, wo sein Vater Amtmann war, und den zu besuchen. Der Vorschlag gefiel, weil er Kosten sparte, sintemal der Amtmann unser Vetter war, und ich also da freie Zehrung hatte.

Die Gesellschaft war vier Personen stark, und ziemlich gut zusammengepaßt. Alle waren von lustigem Humeur: alle viere unternehmend und

rasch: alle viere hatten kein Geld. Denn zu einer Reise zu Pferde, wo allein das Pferd täglich zwölf Groschen Miethe kostete, auf sechs Tage, fast sechzehn Meilen weit, waren zwei bis drei Thaler, die jeder bei sich hatte, so gut als kein Geld.

Ich meines Orts kümmerte mich bei diesem Unternehmen um gar nichts. Ich sahe nur die reizende Seite desselben. Tag und Nacht mahlte mir meine Phantasie die lieblichsten Bilder und schenkte mir den süßesten Vorgenuß. Ich gefiel mir in der männlichen Figur eines Ritters, da ich bisher nur als Knabe gelebt hatte. Ich ward entzükt, das Pferd unter mir sich bäumen und stolzieren zu sehn. Ich dachte mir die taufend Menschen, die alle Maul und Nase aufsperren würden, wenn der junge Bahrdt in dieser erhabnen Gestalt sich zeigte. Ich sahe schon die Gegenden und Fluren, die ich durchfliegen solte. Ich saß schon am Tische des Amtmanns und schmaußte und — liebäugelte auch schon im Geist mit des Schmelzers Schwester, die er mir als schön beschrieben hatte. Für Bedenklichkei-

ten hatte ich keinen Sinn. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich zum erstenmale ein Pferd bestieg, daß ich nicht reiten gelernt hatte, daß ich Hals und Beine brechen, daß ich wenigstens schon den ersten Tag mich aufreiten und liegen bleiben könte. Noch vielweniger kam mir ein beunruhigender Gedanke an meine Kasse ein: denn diese hielt ich für unerschöpflich, weil sie meine Phantasie kolossalisch gezeichnet hatte.

An einem Montage ritten wir aus, mit dem Vorsazze, den Sonnabend Abend wieder zu Hause zu seyn. Der Ritt selbst gieng besser als zu vermuthen war. Ich fand mich sehr bald in den Schluß und, da ich ein leichtes Pferd bekommen hatte, so machte ich meine Reise ohne Anstoß, indeß die andern bald hie bald da über Unbequemlichkeiten klagten.

Aber einer darunter erdreistete sich gleich auf der ersten Meile, als schon die jungen Magen ihr Frühstük zu fodern begannen, die sämtliche Gesellschaft wohlbedächtig um den Kassenbestand zu fragen, mit der erbaulichen Vorklage,

daß er sich ganz auf uns verlassen und deshalb nur wenig zu sich gestekt habe. Ich lächelte zwar über diese Bedenklichkeit, aber wurde gewaltig wieder ausgelacht, da ich mit vollen Backen die große Summe meiner drei Thaler posaunte und alle Besorgnisse für Thorheit erklärte.

„Man siehts, Bruder, erwiederte mein Freund,
„daß das dein erster Ausritt ist. Hast du nicht
„bedacht, daß deine drei Thaler erst das Mietl-
„geld fürs Pferd bestreiten, ohne das Trink-
„geld? Und meinst du, daß wir jeden Tag, bei
„zweimaligem Frühstük, Mittagsmahl, Ves-
„perbrod, Abendmahlzeit, und Nachtquartier,
„vier Mann und vier Rosse, unter sechs bis acht
„Thalern durchkommen werden, zumal jezt im
„Kriege, wo alles wegfuragirt und alles theuer
„ist?"

Die Gesellschaft erschrak bei dieser Rechnung, indem jeder bekante, daß er nur wenige Thaler bei sich habe. Ich allein blieb unerschüttert. Ei, sagte ich, wir wollen schon sehen, wie wir durchkommen. Nur lustig zum ersten Frühstük!

Der alte Student, der die Bedenklichkeit aufgebracht hatte, wolte sich mit meinem Leichtsinn nicht abspeisen lassen. Entweder wir kehren wieder um, Brüder, oder wir machen ein Mittel aus, durch welches wir unsern Kassendefekt ersezzen können.

Nun begannen Debatten, lang und weitläuftig und nichts wirkend, wie im englischen Parlement, wenn die Foxianer sich kampeln. Ich aber nahm keinen Theil am Gespräch. Ich ritt rasch vorwärts, und sah nach dem Dorfe, wo das erste Frühstük genossen werden solte. Nur neben her ließ ich meine liebe Phantasie im Reiche der Möglichkeiten patrulliren, und eines glüklichen Einfals harren. Und siehe, er kam.

Auf einmal wandte ich mein Roß, sprengte die Brüder an und rufte: halt! Ich weis Rath, Brüder. Habt ihr eure Schlafrökke mit? — Ja. Wozu? — Wie sehen sie aus? Von was für Zeuge sind sie und wie gefuttert? Meiner ist von rothem Kalmang und inwendig von weißem Flanell. — Eben so ist meiner, schrie jeder. — Wohl, so ist uns allen geholfen. Gleich die

Mantelsäkke auf! — Was sol das? — Nur die Mantelsäkke auf und die Schlafrökke hervor. Es wil ohnehin regnen. — Die Brüder gehorchten. — Nun frisch, die Schlafrökke umgekehrt und über die Kleider gezogen! — Die Brüder thatens und erschienen, samt mir, in weissen Mänteln mit rothen Aufschlägen. — Wie sehen wir aus? Brüder. —

Nun brüllte der alte Student im höchsten Jubelton: Herzensjunge, das ist ein göttlicher Einfal! Wir passiren als Löwensteinische Dragoner und leben nun auf Gemeindekosten. Frisch auf zum Frühstük!

Wir trabten froh dem Dorfe zu und flink an die Schenke. — Herr Wirth! 'raus da! — Was steht zu Befehl, meine Herren? — Butterbrod, Wurst, Schnaps, lustig, lustig! — Der Wirth brachte was wir foderten, schien vergnügt, daß er einmal freundliche und lustige Gesichter zu sehen bekam, und gab von Herzen gern, was wir zum satt werden brauchten. Wir liessens uns schmekken, blieben aber wolbedächtig auf den Pferden. — Da wir gesätigt waren,

gab ich den andern einen Wink und rufte noch einmal: Herr Wirth, das lezte! — Meine Brüder trabten davon und, so wie der Wirth den Rükken wandte, den lezten Schnaps zu holen, flog ich ihnen nach. Und so hatten wir zum erstenmale glüklich umsonst gezecht.

Meine Leser werden voraussezzen, daß ich diesen Streich für das ansehe, was er war. Denn wer wird leugnen, daß dieser tolle Einfal uns ins gröste Unglük stürzen konte, wenn wir entdekt wurden. Nur jugendliche Unbesonnenheit kan ihn entschuldigen.

Am gefährlichsten war die Mittagsmahlzeit: denn beim zweiten Frühstük machten wirs, wie beim ersten. Aber da wir Mittags einkehren wolten, schienen zwei der Brüder ängstlich zu werden: weil wir hier absteigen und uns den Wirthsleuten genauer zur Schau geben musten und daher zu befürchten hatten, daß man uns gar bald für Studenten halten und die Löwensteiner Maske uns abziehen würde. Aber ich — blieb standhaft, und sezte den Entschluß durch, auch das Mittagsquartier ohne Zahlung zu ver-

lassen. Nur rieth ich, in Gesprächen behutsam zu seyn, einen baurischen Ton anzunehmen, die Mäntel stets umgegürtet zu lassen, und von lauter Bataillen und Scharmüzzeln zu sprechen.

Wie gesagt, so gethan. Wir wählten absichtlich einen einsam liegenden Gasthof im Walde. Getrosten Muths ritten wir ein, zäumten unsere Pferde ab, foderten freundlich Futter und Mittagsbrod, und fanden zum Glük einen Wirth, der äußerst schüchtern war und uns allerlei Mishandlungen klagte, welche unsere Kameraden, d. h. andere Dragoner, an ihm verübt hatten. Er traktirte uns daher, als höfliche Leute sehr gut, sezte Fisch und Braten uns vor, gab Schnaps vollauf, bekösstigte unsere Pferde mit eitelm Hafer und lebte traulich unter uns und vergnügt, bei unsern militärischen Abendtheuern, die wir ihm wie gedrukt vorzulügen wusten.

Nach der Mahlzeit gieng ich allein in den Stall, zäumte alle Pferde auf, gab ein verabredetes Zeichen, auf welches die Brüder erschrokken aufspringen solten, wie wenn eine feindliche

Patrulle oder des etwas in der Nähe sey: und so gelang es uns, daß wir, ehe der erschrokne Wirth sich recht besann, auf den Pferden saßen und ihm sein Lebewohl ins Fenster ruften.

Als wir, bei Fortsezzung dieser Methode, den folgenden Tag zum Amtmann kamen, ließen wir freilich uns nichts merken, daß wir vermittelst so unvernünftiger und verwegener Streiche unsern Beutel geschont hatten; allein den Donnerstag trafen aus zwei Dörfern, wo wir zechefrey gelebt hatten, und die in sein Amt gehörten, die Rechnungen über die Zehrung durchziehender Soldaten ein, welche der Amtmann unter die Gemeinen zu repartiren hatte, und er fand von Dienstage eine Mittagsmahlzeit zu 2 Thlr. 11 Gr. und ein Vesperbrod zu 18 Gr. für vier Löwensteinische Dragoner.

Bedenklich sahe der Amtmann seinen Sohn an, da er sich erinnerte, daß wir mit unsern verkehrten Schlafrökken bei ihm angekommen waren, und fragte etwas ernsthaft: Friz, Friz, du bist doch nicht einer von den vier Löwensteinischen Dragonern gewesen? — Friz war ein gu-

ter Junge, der den Vater nicht betrügen konte. Er gestand ihm also den ganzen Handel.

Man kan denken, wie der Amtmann erschrak. Das Messer entsank ihm und seine Alteration theilte sich uns allen mit. Und nun erst lernten wir von diesem rechtskundigen Manne, in was für Gefahren wir uns begeben und welch einen unverzeihlich tollen Streich wir begangen hatten. Er zeichnete uns hierauf eine neue Marschruthe vor, damit wir die vorigen Dörfer nicht wieder passiren, und aufgefangen werden möchten, gab dem Sohne vorräthige Barschaft, und entließ uns mit freundschaftlichen Warnungen vor ähnlichen Thorheiten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine neue Liebschaft.

Nachdem wir eine Zeitlang im Marstalle, in der Peterspredigerwohnung gehauset hatten, nahmen die wolthätigen Freunde unsers Vaters uns

auf, und wir freuten uns beide darüber, daß wir nun im Plazischen Hause, mehr Freiheit und folglich mehr Vergnügen genießen solten. Allein, da unser Wochengeld sich nicht dabei vermehrte; so konte auch kein sonderliches Plus in dem vermeinten Genusse der Freiheit erwachsen.

Ich blieb im Ganzen derselbe Mensch: vol guten Willen, vol Ehrgeiz, vol der besten Vorsäzze, zum tüchtigen Mann mich empor zu arbeiten, aber auch — kraftlos, meine Gelübde zu halten. Crusische Philosophie blieb meine einzige Weisheit, und mein Privatstudium, ohne Leitung von aussen und ohne Stetigkeit von innen.

Einstmal that Kunz, der jezt auch die Fürstenschule verlassen hatte, und von meinem Vater zum Stubenkameraden meines Bruders ersehen wurde, den Vorschlag, eine Reise zu seinen Eltern nach Hubertsburg zu machen, und zwar zu Fuße. Sein Vater war Bettmeister auf dem Schlosse und hatte also Plaz genug, uns zu herbergen. Wir lebten acht Tage bei ihm höchst vergnügt. Und ich — verliebte mich, (wie

überal,) in aller Kürze und Einfalt, in die Tochter von Hause.

Luise war vier und dreißig Jahr alt und ich stand am Schlusse des siebzehnten. Aber auf solche Dinge pflegte ich nicht zu reflektiren. Ich hatte blos das noch bis jezt unbefriedigte Bedürfniß, ein Mädchen zu besizzen, das mich liebte. Ohne diesen Besiz war in meinem Herzen eine gewisse Leere, die ich fühlte, und auf deren Ausfüllung ich beständig dachte, ohne mich um die Art und Weise derselben sonderlich zu kümmern.

Eine heftige Leidenschaft, wie man sie sonst bei feurigen Personen findet, und wie unsere Romanen sie schildern, hatte ich nie gehabt und ich kan betheuern, daß ich, in diesem Sinne in meinem Leben nicht geliebt habe. Ich bedurfte blos ein Mädchen, welches mirs sagte, daß sie mich liebe. Bei mir selbst wars mehr Ehrgeiz, als Liebe. Es schmeichelte mir, geliebt zu werden. Und wenn ich das fand, war meine Dunst gesätigt. Dabei hatte ich gar keine großen und vielfältigen Requisite. Glänzende Schönheit kante

ich kaum, versteht sich, mit Kennerschaft, geschweige, daß ich sie als ausschliessendes Erforderniß betrachtet hätte. Geist, Wiz, und ein gewisser edler Stolz war ein weit stärkerer Reiz für mich. Und das fand ich bei Luisen.

Aber hätte nur auch Luise bei mir Geist und Wiz gefunden. Es war wirklich zum Erstikken, wer mich damals hätte sehen sollen, wie gimpelhaft ich liebte. Vom ersten Tage an, wo ich sie in mein Herz schloß, gieng ich ihr nicht mehr von der Seite. Wo sie sich hinbegab, verfolgte ich sie, wie ihr Schatten. Und wenn wir irgendwo getrennt saßen oder stunden, hieng mein Auge unverwandt an ihr. Aber sprechen konte ich kein Wort. Ich war blos Auge und Herz. Sprache hatte ich nicht. Ich war entzükt bis in den dritten Himmel, und eben deswegen waren meine Empfindungen ἀπορρητα — unaussprechbar.

Luise hatte sehr vielen Verstand und durchschaute mich ganz, merkte die kindische Liebe, und war doch so großmüthig, so tolerant, um mich weder zu beschämen noch in dem Genusse meiner

Seligkeit zu stöhren. Ein paarmal fragte sie mich: wie es komme, daß ich so gern bei ihr sei, und doch nicht mit ihr spreche? Und der siebzehnjährige Simpel antwortete: Kan man denn nicht auch mit dem Auge sprechen?

Ich verließ endlich Hubertsburg und Luisen, mit schwermuthvoller Seele. Mein ganzes Herz war zurükgeblieben. Nichts härmte mich so sehr, als daß ich nicht einmal Muth gehabt hatte, ihr einen Kuß zu geben.

Aber nun war meine Phantasie desto reger. Ich dachte Tag und Nacht nichts als Luisen, und alle die Orte, wo ich sie gesehen hatte, und alle die Spuren ihres Geistes, die ich gehört hatte, und alle die sanften Blikke, die sie mir gegeben hatte — die ich für helle klare Liebe hielt, ob sie gleich nichts als Mitleid mit meiner Einfalt gewesen waren.

Jezt sann ich nach, wie ich diese Eroberung erhalten und mich des Besizzes meines Mädchens versichern wolte. Natürlich muste ich nun reden, zumal da ich in Hubertsburg kein Wort

gesprochen hatte. Natürlich muste ich ihrs sagen, daß es mein Ernst sey, sie glüklich zu machen. Aber wo solte ich die Sprache der Liebe hernehmen, die mir noch so fremd war, wie das arabische? Nach langem Herumsinnen schlug ich endlich verzweiflungsvol mein Auge auf mein Repositor, wo einige Duzzend Bücher paradirten, ob etwa da ein Tröster mir lächeln möchte. Und siehe da, ich fand — Gottscheds vernünftige Tadlerinnen.

Wer war froher, als ich. Zweimal las ich das Buch durch. Zweimal haschte ich auf jeder Seite jeden Ausdruk und schrieb ihn auf, der irgend Freundschaft und Liebe bezeichnete. Und durch dies Studium bekam ich einige Bogen voll der schönsten Redensarten, mit und ohne Blumen, die alle zwar da lagen, wie Kraut und Rüben, aber auch von einem Genie meiner Art, wie ich glaubte, nur geordnet zu werden brauchten, um Steine zu schmelzen und alte Eichbäume in Bewegung zu sezzen.

Ich sezte mich und arbeitete meinen Cento. Drei Tage schwizte ich, wie Herkules, da er

Augias Stall fegte. Endlich aber ſtand auch dafür ein Liebes-Brief auf dem Papiere, welchen, meiner Einbildung nach, kein Götking an ſein Nantchen herzbrechender ſchreiben konte. Ich kaufte einen Bogen Papier mit goldnem Schnitt, a 6 Pf., brachte faſt einen Tag mit der Kopie zu, und — ſchikte ihn, mit hochklopfendem Herzen — auf die Poſt.

Aber nun ging erſt die Unruhe recht an. Nun dachte ich mir beſtändig Luiſen bei dem Empfang meines Briefes. Nun ſah ich ſie holdſelig lächeln. Nun entdekte ich eine Thräne, die ihrem ſchönen Auge entfiel vor lauter Freuden, daß Gott in ihrem hohen Alter noch ſo glänzend ſie verſorgte. Kurz, ich konte nicht eher etwas anders im Kopfe haben als Luiſen, bis ihre Antwort eingelaufen war.

Eine Ewigkeit von vierzehn Tagen hatte ich geharrt, und gehoft und geſeufzt, und beinahe ſchon die Hofnung aufgegeben, als endlich eines Morgens früh Herr Kunz in meine Stube trat, und einen Brief in der Hand hielt. Ich zitterte wie ein Eſpenlaub, da ich einen Brief von Luiſen ahndete, und den gleichwol den Händen eines

Men-

Menschen anvertraut sahe, welcher mir schon als Spottvogel manche kleine Demüthigung gemacht hatte. — Hier ist ein Brief, sprach er, und blieb, wie ein Satyr gestaltet, an der Thüre stehen.

Ich erbreche, ich lese — welch ein Schlag.

„Mein lieber Herr Bahrdt, ich muß es Ih-
„rer Jugend und Unerfahrenheit zuschreiben,
„daß sie mich in die Versuchung gesezt haben,
„Ihnen auf einen Liebesbrief zu antworten.
„Haben Sie auch bedacht, daß ich Ihre
„Mutter seyn könte? Ich verspreche Ihnen,
„Ihren Brief zu Ihrer Ehre zu verbrennen,
„wenn Sie mir versprechen wollen, nie wie-
„der eine solche Thorheit zu begehn, und,
„für diese gutgemeinte Offenherzigkeit, Ihre
„fernere Freundschaft zu schenken

Ihrer

aufrichtig ergebenen

Luise."

Diese Arzenei wirkte. Jezt fiel es mir zum erstenmal in meinem Leben ein, daß ich doch wol ein Thor seyn könte, der sich bisher eingebildet

hatte, zu Spielung eines Romans Geschikke zu haben, der aber in der That sich überal lächerlich gemacht hatte. Diese Betrachtungen wurden immer ernstlicher, und so beschloß ich endlich, alle diese Versuche, mir jezt schon ein Mädchen eigen zu machen, so sehr es Bedürfniß meines Herzens zu seyn schien, aufzugeben, und die Zeit zu erwarten, wo meine äußerliche Person so wol als meine Geisteskraft mehr Reife dazu haben würde.

Achtzehntes Kapitel.

Fausts Höllenzwang.

Es war im Anfange des siebenjährigen Krieges, ohngefähr im zweyten Jahre desselben, da meine Phantasie von einem neuen Gegenstande erfült, und beinahe ganz gefesselt wurde.

Ich wohnte mit meinem Bruder wieder in meines Vaters Hause (denn die Fr. D: Plazin hatte sich sehr bald an uns gesätigt) als ein Student mich besuchte, und mir den Antrag that,

Fausts Höllenzwang zu kaufen, oder einen Kaufman dazu ihm zu verschaffen. Ich kante das Buch nicht, ward aber vol heisser Begierde, es zu besizzen, da mir der Student sagte, daß es eine volständige Beschreibung der Geisterwelt enthalte und Anweisung gebe, wie man mit den Geistern bekant werden, und sie zwingen könne, alles zu thun, was man verlange.

Meine Einbildungskraft associirte sogleich diese Beschreibung, mit allen den feierlichen Vorstellungen von Geistern und Dämonen, womit mein akademisches Orakel, der Philosoph Crusius, meinen Kopf bereits angeschwängert hatte. Ich fühlte schon eine Art von Seligkeit, wenn ich bedachte, daß ich aus diesem Buche von den Geistern mehr noch erfahren würde, als Crusius mir hatte sagen können, welcher meine Wisbegierde nur erhizt, aber nie befriedigt hatte. Ich empfand einen gewissen Stolz bei dem Gedanken, daß ich nun mit den höhern Geistern Umgang haben, und mir Schäzze der Weisheit und des Mammons, ohne allen Aufwand an Geld und Kopfanstrengung, durch sie würde verschaffen können.

Mit diesen aus Durst nach höherer Weisheit und selbst aus einer Art von Andacht und Pietät entstandenen Betrachtungen, verband sich mein Hang zu großen Projekten und glänzenden Aussichten, den der Schneider Ernst mir in die Seele geplaudert hatte, und entzündete in mir den feurigsten Wunsch, dieses Buch in meine Hände zu bekommen.

Ich hatte seit der ersten Nachricht Tag und Nacht keine Ruhe dafür. Immer schwebten mir die Geister mit allen ihren Herrlichkeiten vor Augen, welche der Mensch durch sie erlangen solte. Und unaufhörlich sann ich auf ein Mittel, dieses Schazzes, es koste auch was es wolle, mächtig zu werden. Denn ich war fest überzeugt, daß ich mit diesem Buche alles mir erwerben könte, was ein Sterblicher hienieden sich zu seiner Glükseligkeit wünschen mag.

Ohnfehlbar hatte auch meine Armuth Theil an dieser Flamme, die mich verzehrte. Denn das Buch solte auch die Mittel enthalten, sich ganze Scheffelsäkke vol Gold und Silber zu erzeugen. Was konte also ein junger Mensch, dessen Kopf so

voller Unternehmungen war, und der doch nur über wenige Groschen Wochengeld zu gebieten hatte, sehnlicher und brennender wünschen, als eine solche Quelle des Ueberflusses.

Der Student ließ mir Zeit, mich zu besinnen. Er kam alle Tage und erzählte mir von dem Buche und sprach jedesmal in einem Tone davon, als obs ein Heiligthum wäre, welches selbst mit grosser Behutsamkeit angesehn, und begriffen werden durfte. Die Summe, welche der Besizzer forderte, war, wie er vorgab, fünfhundert Thaler. Der Besizzer selbst wurde verschwiegen. Es — ist ein Fremder, hieß es, der es in Dresden aus der gräflich-Brühlschen Bibliothek entwendet hat. Er sezte hinzu, daß es der Graf v. Brühl vor einigen Jahren aus Venedig erhalten, und mit tausend Thalern bezahlt habe.

Dieser Schaz überstieg meine ökonomische Kraft, aber nicht meine Erfindungskraft. Ich ging mit meinen Brüdern, und einem gewissen armen Studenten, Namens Funk, zu rathe, ob dies Buch wol in der Geschwindigkeit abzuschreiben sey. Funk, der als ein äußerst armer Mensch alles in

der Welt wagte, wenn er nur die mindeste Aussicht bekam, aus seiner traurigen Lage in eine erträglichere versezt zu werden, war bereit, einige Nächte Schlaf zu opfern. Meine Brüder stimten ein. Und nun war das Projekt fertig.

Ich meldete dem Inhaber des Heiligthums, daß ich endlich einen preußischen vornehmen Officier gefunden hätte, welcher große Lust bezeigte, das Buch zu kaufen: er sey bereit achthundert Thaler baar zu bezahlen, wenn es der ächte Höllenzwang wäre: er verlange daher, es nur einige Augenblikke in Händen zu haben, und seine Authenticität zu untersuchen: er wolle aber durchaus sich nicht entschlüssen, seine Person bei so einem verdächtigen Handel kentlich werden zu lassen, und habe mir es daher zur Bedingung gemacht, daß ich ihn in einem Nebenzimmer verbergen, ihm das Buch zeigen, und wenn ers für ächt erkenne, das Geld sogleich in Empfang nehmen, ihn selbst aber ungesehn durch eine Hinterthüre entlassen solle.

Der Student, durch den Ueberschuß von dreihundert Thalern, die er mit mir theilen solte, geblendet, bemerkte nichts von den Unwahrscheinlich-

Seiten meines Antrags. Er glaubte mir und versprach, auf einen gewissen Tag das Buch zu bringen, und besichtigen zu lassen. Und ich wiederholte ihm zu seiner Beruhigung das Versprechen, daß das Geld vorher schon aufgezählt liegen solte.

Am Abend des gesezten Tages, in der Dämmerung erschien zitternd der Student mit seinem Faust unterm Arme, den er in zehnfaches Papier und dreifache Tücher eingeschlagen hatte, damit der Geisterduft nicht herausgehen, und Unheil in einer Priesterwohnung anrichten möchte. Denn es war ihm wirklich nicht anders zu Muthe, als ob er die Geister selbst in einer Schachtel hätte, welche, gleich dem stärksten Weingeiste, der vom Annähern der Luft sich entzündet, von der geringsten Erschütterung oder Berührung herausfahren, und Tod und Verheerung anrichten könten.

Mit gröster Behutsamkeit wurde langsam jeder Umschlag abgelöset, bis endlich die korduanene Kapsel hervor kam, welche das Geisterheer verschloß. Auf dem Gesicht des Studenten stund der Angstschweiß, da er die Kapsel mir übergab: und zitternd und bebend sahe er mich mit dem Schazze in

das Nebenzimmer gehn, wo der Officier, seiner Meinung nach, schon mit dem Geldsakke angekommen war.

Aber ich, so wie das heilige Buch in meinen Händen war, flohe wie ein Pfeil durch die Hinterthüre nach dem Paulino, wo Funk mit meinen Brüdern bereits in ängstlicher Sehnsucht meiner harrten. Eine ansehnliche Portion Studentenkost von Kaffe, Zukker, und Semmeln war in Bereitschaft, uns in diesem Gefängnisse drei Tage und drei Nächte zu beköstigen. Es war eine Stube, deren Besizzer verreißt war, wo wir mit unglaublicher Hizze den ganzen Höllenzwang abschrieben. Wir schnitten die Hefte (es war Manuscript) aus einander, und theilten sie unter uns. Und ich übernahm das wichtige Geschäft, die Teufel nebst allen Kreisen, Sigillis, Pentaculis Salomonis, und wie all die Dinge heißen, am Fenster abzuzeichnen, und dann mit rother oder schwarzer Tinte, der Farbe des Originals gemäß, auszufüllen.

Man stelle sich die Angst vor, in welche wir den Studenten indessen versezt hatten. An dem Abende, wo ich ihm entrann, stand er fast zwei

Stunden an der Thür und horcht — bald vor Furcht um sein Buch zu kommen gequ..hlt, bald von der Hofnung, hundert und funfzig Thaler zu erobern wieder erquikt — und harrte und seufzte — wolte doch es nicht wagen, die Thür zu öfnen, und den Zorn des preußischen Officiers auf sich zu laden. Endlich aber sieget die Angst wegen des möglichen Verlusts des Buchs, und er drükt an die Klinke — drükt wieder — klopft leise — murmelt meinen Namen — ruft ihn laut — pocht förmlich an — pocht stärker — stößt mit dem Fuße an die Thür, und — fühlt so immer höher steigende Beklemmung bis zur Todesangst. — Nun macht er Lermen in Hause. Mein Vater erwacht. Das Gesinde fährt auf. Es war bald eilf Uhr und niemand erwartete, daß noch jemand fremdes im Hause sey. Der arme Mensch hört rufen. Er nähert sich weinend meinem Vater, und klagt ihm seine schrekliche Bestürzung. Man zündet Lichter an. Man öfnet das Zimmer, welches ich hinter mir zugeriegelt hatte, mit Gewalt, und erstaunt, daß alle drei Herren Söhne nicht zu finden waren. Mein Vater war sicher, daß ich das Buch nicht zu stehlen im Sinn haben konte. Denn er

kante mich zu gut, als daß er mich einer eigentlichen Niederträchtigkeit hätte, für fähig halten sollen. Er vermuthete blossen Leichtsin und allenfals Wisbegierde, die mich verleitet haben dürfte, mit dem Buche zu entfliehen um es ruhig zu lesen, oder einiges daraus abzuschreiben. Denn es waren ihm schon einige solche Reiskische gelehrte Diebstähle von mir bekant. Er that also alles, den Studenten zu beruhigen, konte es aber nur mit der äußersten Mühe dahin bringen, daß der Mensch weinend und händeringend das Haus verließ, und sich in seine Wohnung verfügte.

Aber am folgenden Tage, da man bis Abends uns vergeblich erwartet hatte, und durch alle mögliche Erkundigungen unser Aufenthalt nicht zu erfahren gewesen war, stieg die Angst des Studenten schier bis zur Verzweiflung, da selbst mein Vater nicht mehr wuste, was er zu seinem Troste ihm sagen solte.

Und warlich wir verdienten die härteste Züchtigung, daß wir diese Tragödie drei Tage fortspielten, und unsre Eltern in solche Verlegenheit, den Studenten aber in wahre Gefahr sezten, un-

sinnig zu werden. Aber unser guter Vater ließ sich von mir besänftigen, da er seinen Carl nur wieder= sahe und vernahm, daß wir nichts bösers gethan hatten, als die Copirung des Buchs. Es ist ein alzugroßer Schaz, bester Vater, sagte ich ihm mit meinem ganzen Feuer, worüber Crusius sich freuen wird. Ich konte der Begierde nicht wiederstehn, ihn zu besizzen. Sie werden selbst erstaunen und sich freun, alle Geister so kennen zu lernen. Ich habe sie nun sämtlich nach allen ihren Gestalten und Erscheinungen. O ich habe ein Kleinod, das mir lieber ist als eine Tonne Goldes. Vergeben Sie mirs. Die Versuchung war zu groß. Ich habe ja weiter keinen Schaden gethan. Ich wil dem Menschen sein bischen Angst schon vergüten. Er hat ja sein Buch unversehrt wieder.

Tragisch war die Geschichte meiner Besizneh= mung von D. Fausts Höllenzwange, aber desto ko= mischer die Geschichte des Gebrauchs, den ich von diesem Buche machte.

Neunzehntes Kapitel.

Man sagt oft, es sey kein Uebel in der Welt, das nicht zu etwas gut sey. Und ich habe das unzähligemal und auch bei dieser jugendlichen Thorheit erfahren. Die Vorsehung benuzte diese meine Albernheiten zu meiner Vervolkomnung. Sie began damit die Heilung meiner Seele von der Schwärmerei, mit welcher Crusius mich so völlig inficirt hatte, daß ich sicher zeitlebens ein Phantast mit Genie geblieben wäre, wie Crusius selbst war, und wie mir viele seiner Schüler, z. B. der selige Prof. Schmidt in Wittenberg, der Archidiakonus Teller in Zeiz u. a. m. bekannt sind.

Mit wahrem Heishunger fiel ich nun über das so sauer erworbene Kleinod her, und studirte es Tag und Nacht mit solcher Emsigkeit, daß ich es schier auswendig lernte. Denn es befriedigte nicht blos meine Wisbegierde, sondern flößte mir zugleich eine gewisse Ehrfurcht gegen den Verfasser ein.

Gleich die Vorrede oder Einleitung erfüllte mich mit einem heiligen Schauer, und ertödete in

mir alle Gedanken des Mistrauens gegen Betrug, oder Schwärmerei. Ich las da Dinge, welche lauter Pietät und Tugend athmeten. „Ich Faust, hieß es z. B. habe durch Gottes Gnade mir große Kentnisse erworben, und habe durch Gebet und geistliche Uebungen es so weit gebracht ꝛc." Das war warhaftig für meine damalige Art von Frömmigkeit mehr als zu einladend.

Und wie herrlich waren erst die Erfordernisse, welche Faust für einen Menschen festsezte, der sich die Macht erwerben wolte, Geister vor sich zu laden, ihre wilden Karaktere zu bändigen, mit ihnen sich zu unterhalten und sie zur Volbringung seiner Befehle zu nöthigen. — „Wer die Geister zwingen wil, hieß es, muß fleißig zu Gott beten — er muß, ehe er eine Citation vornimt, das heilige Abendmahl mit wahrer Herzensandacht genieſsen — er muß sich acht Tage vorher aller Unreinigkeit und selbst des ehelichen Beischlafs enthalten — er muß sich dabei auch der körperlichen Reinigkeit befleissigen und vornehmlich in reiner Wäsche erscheinen — er muß ein kindliches Vertrauen zu Gott fassen und mit Unerschrokenheit und festem Muthe die Geister behandeln u. s. w.

Hierauf folgte ein weitläuftiges Detail, à la Pezold, über die Zahl, Macht, und Rangordnung der Geister, welches mit solcher Zuversicht angegeben und so pünktlich auseinander gesezt war, daß man den D. Faust schlechterdings für einen Vertrauten der Geister halten und ihm einen eben so genauen Umgang mit ihnen zuschreiben mußte, wie sein Gevatter Schwedenborg vorgeben hat.

Das Geisterreich hatte, nach Fausts Angabe, eine sehr große Aehnlichkeit mit der deutschen Reichsverfassung: wie es auch wol natürlich war, da Faust, als ein Deutscher, doch wol seine Geister auf die nämliche Art angegaft haben wird, wie sie der Franzos oder Engländer angukken würde, bei denen man ohnfehlbar eine französische oder englische Verfassung finden müste.

„Die Geister, sagt Faust, stehn alle unter sieben Kurfürsten, denen die Grafen und Barone untergeordnet sind. Die sieben Kurfürsten heißen Ariel, Mephistophiel, Barbiel u. s. w. Der eine dieser Groß- oder Kurfürsten hat die Macht über alle Wissenschaften und Kentnisse der Men-

schen, und kan dir, mein christlicher Leser, wenn du die Kunst verstehst, ihn zu zwingen, (er ist aber ein sehr unbändiger Geist,) in einem Moment alles lehren und beibringen, was du dir wünschest." Ha, dachte ich, bei mir selbst, das ist ein nüzlicher Bursche. Du brauchst keine Bücher, keine Kollegia, kein mühsames Studiren mehr. Der sol dir Dogmatik, Polemik, prophetische Theologie, Kirchen- und Kezzergeschichte und alles, was du zum großen Mann brauchst, in wenig Tagen mittheilen. Welche Freude! Für diesen Geist ist das Buch allein viele tausende werth.

„Der zweite Kurfürst hat Macht über alle Herzen der Menschen und weiß ihre verborgensten Gedanken zu erforschen und nach seinem Gefallen zu lenken. So du ihn zwingen kanst und nur vor seiner ersten Erscheinung nicht erschrikst, denn er ist etwas gräßlich, so kanst du von ihm nicht nur alles erfahren, was in der Welt vorgeht und die verborgensten Anschläge der Menschen entdekken, sondern du kanst auch durch ihn jedes Menschen Gunst und Liebe erlangen, so daß er dir auf das beständigste und eifrigste ergeben seyn muß." —

O wie schön! dacht ich, nun brauche ich ja über keinen Liebesbrief mehr zu schwizzen und mich mit Projekten zu Mädcheneroberungen zu plagen: nun wähle ich mir die schönste und reichste Jungfrau, die in ganz Sachsen zu finden ist, und befehle dem Geiste mein Anliegen, so ist ihr Herz mein und sie muß vor Liebe sterben oder mir selbst ihre Hand anbieten. Und dann seufze ich auch nicht mehr nach jener Folianten füllenden theologischen Gelehrsamkeit, um einmal ein lumpigter Professor zu werden. Nein! jezt nichts geringers als eine Excellenz! Denn ich kan nun durch meinen Geist alle Geheimnisse der Kabinetter auf meinem Sofa erfahren und als Staatsminister oder Gesandter — Wunder thun.

„Der dritte Kurfürst, sagt Faust, ist über alle verborgne und unsichtbare Schäzze gesezt und kan dir, so du Macht über ihn bekomst und die Geissel der Geister recht gebrauchen lernst, alle Schäzze verrathen, die in der Erde verborgen liegen. Ja du kanst ihn zwingen, daß er dir gemünztes oder ungemünztes Gold auf deine Stube bringen muß, so viel du magst." — O weg nur, dachte

dachte ich nun, mit allen übrigen Geistern. Das sol mein Mann seyn. Was sol ich mich am Hofe geniren und mich unter den Excellenzen herumhudeln lassen und Fürstenlaunen dulden. Nein, dieser sol mir täglich soviel Geld liefern, daß ich wie eine Excellenz leben und wolleben kan, ohne wie eine Excellenz kommandirt zu werden.

Nachdem so der D. Faust mich gelehrt hatte, was mit den Geistern anzufangen sey, wenn man sie zu zwingen verstünde, so studierte ich nun die Zwangmethode, die er mir vorschrieb. Aber hier fand ich wider Vermuthen eine Menge Schwierigkeiten, die mich fürchten ließen, daß ich wol sobald keine Probe würde anstellen können. Denn da waren der Vorschriften, der Regeln, Kautelen, und Erfordernisse soviel, daß mir der Kopf warm wurde und — mein armer Beutel sich empörte. Da muste man soviel Pfunde englisch Zin haben, um sich die Sigillen und Pentakula Salomonis zu verfertigen. Da mußte man ein Kupferstecher seyn, oder einen in Sold nehmen können, um auf diese zinnerne Heiligthümer die Karaktere stechen zu lassen, in welchen die magische

Kraft enthalten war. Da muste man soviel Jungfern=Pergament kaufen, um die Kreise davon zu machen und zu beschreiben. Da muste man ein gelernter Astronom seyn, um jede Minute des Aufgangs und Eintritts jedes Gestirns berechnen zu können, weil alles was man kaufte, schrieb, stach, und sonst verrichtete, in einer gewissen Minute des Eintrits eines himlischen Zeichens oder Gestirns gekauft, geschrieben, gestochen und verrichtet werden mußte.

Da sank nun freilich mein Muth, weil mir es alzusehr einleuchtete, daß ich mit großer Mühe (der ich auf mein ganzes Leben durch den D. Faust entübrigt zu bleiben gehoft hatte) die nöthigen Kentnisse mir erwerben und mit fast unübersteiglichen Hindernissen würde kämpfen müssen, um alle das Geld aufzutreiben, was die Anschaffung der exorcistischen Geräthschaften erfoderte.

Gleichwol brante ich vor Begierde und Sehnsucht, von meinem Buche Nuzzen zu ziehen und zwar bald. Ich ließ also vor der Hand den ganzen ersten Theil des Höllenzwanges liegen, welcher Magia innaturalis überschrieben war, und

las geschwind den zweiten durch, der Magia naturalis hieß: in Hofnung, daß da der Weg zum Glük müheloser seyn werde. Und so schien es auch.

Ich fand da weit kürzere Vorschriften und weit weniger Erfordernisse. Die Formeln der Beschwörung bei dem El, Schadai, Elohim, Jehovah, Trismegistos, Eloha, Zebaoth, Ayrios, Kadosch u. s. w. waren nicht so lang und folglich leichter auswendig zu lernen. Ja einige Kunststükke erfoderten gar keine Beschwörung. Es bedurfte auch keiner Kreise, in die man mit langen Gebeten eintreten, keiner magischen Behänge, mit denen man sich gegen die Tükke der Geister verwahren, keiner Geissel, mit der man die Geister durchhauen und zum Gehorsam zwingen mußte. Kurz, hier schien ich, ohne neue Kentnisse und Kosten, die Geister zwingen und mich durch sie glüklich machen zu lernen.

Das erste, was mich reizte, waren die kleinen Erdgeister, von denen Faust versicherte, daß sie leicht zu haben wären, und daß man so einen Burschen zeitlebens wie einen Bedienten bei sich

behalten und zu allem gebrauchen könne. Ich versuchte daher heimlich eine Citation, die auf einem Kirchhofe geschehen mußte und — bekam keinen Geist zu sehen und zu hören.

Hierauf fand ich ein Stük, wie man in allen Spielen gewinnen könne. Ei, das ist ja eben so gut, dachte ich, als der Schazgeist. Du darfst ja nur einige Messen hintereinander Gabrielen oder Polenzen die Bank sprengen, so hast du auch, was du brauchst, um im Besiz eines Ritterguts, dich wol zu befinden. Ich that also gleich, was vorgeschrieben war. Ich kaufte ein Stükchen Jungfernpergament, schafte eine weiße Taube an, riß ihr mit Aussprechung gewisser mir unverständlichen Worte den Kopf ab, und schrieb auf das Pergament mit ihrem Blute die Karaktere, welche Faust mir angegeben hatte. Nun band ichs vorschriftsmäßig unter meinen linken Arm aufs bloße Fleisch, zog meine besten Kleider an, wanderte in eine Gesellschaft, wo gespielt wurde, ließ mich in hohes Spiel ein, um meine Wunderkraft zu probiren und — verlor alles Geld, was ich hatte und blieb noch einige Thaler schuldig.

Und noch war ichs nicht müde, mich von dem elenden Mönche äffen zu lassen, der wahrscheinlich das ganze Buch zusammengeschmiert hatte: (denn alle die deutschen und lateinischen Zauberbücher, welche mit Gebeten und Abendmahlgehen und biblischen Sprüchen täuschen, sind Klosterprodukte müßiger und abergläubischer Mönche.) Ich trieb das Studium der Magie, wie ichs damals nannte, fast ein halbes Jahr und erhizte mir meine Phantasie so, daß es jeden andern, in dem eine geringere Portion des aufdämmernden Vernunftlichts war, vielleicht zum Tolhause reif gemacht haben würde.

Nur erst nach vielen Versuchen, die mir alle mislungen waren, ermannte sich endlich der vernünftige Gedanke in mir, daß al das Ding Betrügerei seyn dürfte: und der lezte brachte ihn zur Reife und Wirksamkeit.

Ich stieß nämlich zulezt auf das Kunststük, sich unsichtbar zu machen und wurde durch dasselbe, weil es alle andere Künste der Magie entbehrlich zu machen schien, dermaßen gereizt, daß ich mein schon gethanes Gelübd, alle diese Possen aufzuge-

ben, noch einmal brach und es zu versuchen be-
schloß. Vielleicht, dachte ich, hast du selbst bei dei-
ner Flüchtigkeit manches bisher versehn: vielleicht
bist du nicht rein genug für den Umgang mit Gei-
stern: u. s. w. Dergleichen Betrachtungen be-
wogen mich, den armen Funk bei diesem lezten Ver-
suche anzustellen, weil ich von dem gewiß zu seyn
glaubte, daß er ein reiner Junggeselle war, daß
er fleißig kommunicirte, kurz, daß ihn nichts zum
Exorcisten inhabil mache, als sein körperlicher
Schmuz, der ihm eigen war.

Funk also, der wie gesagt, aus Armuth alles
that, mußte sich zum Exorcismus entschließen.
Er muste seinen Leib baden. Er mußte sich in
weiße Wäsche kleiden. Mit einem Worte, wir
bereiteten ihn zu dem heiligen Werke so vor, daß
kein Geist an ihm etwas zu tadeln haben konte.

Die Vorschrift war diese. An einem gewissen
Morgen, beim Eintrit eines gewissen Gestirns,
mußte der Exorcist in einem weiß überzognen Bette
liegen. Neben dem Bette mußte ein ganz neuer
Tisch stehen, mit einem ganz neuen weißleinenen
Tuche bedekt, und auf dem Tische eine neue Kohl-

pfanne. Auf den Kohlen mußte Räucherwerk angezündet, und vorher alles mit Weihwasser besprengt, und eingesegnet werden. Hierauf solte der Exorcist die Formel der Beschwörung dreimal lesen, und dann — würde eine große Horniſſe geflogen kommen, welche einen Ring im Munde führen, und auf den Tiſch fallen lassen würde, welcher den, der ihn trüge, unsichtbar machte.

Das alles leisteten wir. Nur das Weihwasser machte Schwierigkeit. Aber mein Bruder schafte es. Er war sehr lang von Körper, und konte also am besten die Operation vornehmen. Er ging in die katholische Kirche auf der Pleissenburg, während der Predigt, stelte sich mit seiner langen Figur an die Ekke der Thür, in dem Winkel, da das Gefäß mit dem Weihwasser befestigt war, reichte mit dem Arme hinter sich, senkte ein Gläschen ins Gefäß, und ließ es vol laufen. — Hocherfreut kam er nach Hause, und entzükte uns alle mit der Nachricht, daß er glüklich eine Dosis Weihwasser wegpraktizirt habe.

Nun war alles in schönster Ordnung. Wir legten uns an dem Abende vor dem großen Mor-

gen, der uns alle glüklich machen solte, zu Bette und pflanzten unsern Funk in eine Kammer neben uns, damit wir alles höven und ihm den Ring gleich abnehmen könten. Keiner that diese Nacht ein Auge zu. Denn es war uns Angst, weil Fauste gedroht hatte, daß der Exorcist unglüklich werden könne, wenn er etwas versähe. — Endlich schlugs fünf Uhr, und unser Funk hub seinen Spruch an: „Ich Carl Elias Funk, beschwöre dich Saladiel, bei dem Jehovah, Eloha, Elohim ꝛc.“ Das wiederholt er dreimal und schwieg. Wir — horchten, ob der Geist dem armen Funk ein Stük Fleisch abgerissen habe, zitterten vor Furcht und Hofnung — öfneten, da er still ward, die Thür ein wenig — blikten — sahen den Funk wolbehalten — gingen hinein, und — Funk hatte nichts. Die Hornisse und der Ring waren aussengeblieben.

Ich kan es nicht ausdrükken, wie tief und fest sich jezt auf einmal der Unglaube gegen alles, was Geist und Gespenst und Erscheinung und Umgang mit Geistern hieß, in mir einwurzelte. Nun war es für mich auf ewig ausgemachte Wahrheit,

daß alle diese Dinge Betrug oder Schwärmerei, d. h. Täuschungen einer erhizten Phantasie sind. Und ich philosophirte ganz richtig, daß alle diese Proben ohnmöglich ganz ohne allen Effekt hätten bleiben können, wenn nicht die ganze Geisterseherei Erfindung schurkischer Pfaffen und Mönche wäre. Denn, wenn es einmal Geister giebt, welche sich citiren lassen, wenn die Nennung aller Namen Gottes sie konjurirt, wenn Gebet, Weihwasser und dergleichen Dinge auf sie wirken, und wenn diese Geister, wie mein Faust versicherte, und alle solche Bücher behaupten, bei jeder Beschwörung zur Hand sind, und dem Exorcisten, wenn er der Sache nicht gewachsen ist, wenigstens zu schaffen machen, oder ihn wol gar beschädigen, und auf jeden Fall ihr Daseyn zu erkennen geben; so müßte sich, dachte ich bei mir selbst, doch etwas merklich machen, bei so vielen und ernstlichen Versuchen, die ich angestellt hatte: oder die ganze Sache ist — Posse.

Und bei diesem Glauben bin ich von Stund an geblieben. Ich war schon vorher ziemlich beherzt, welches man aus dieser ganzen Geschichte

meiner Geisterseherversuche erkennen wird, aber ich ward es nun weit mehr, und verlor meinen ganzen Rest von Furcht vor Teufeln und Gespenstern.

Zwar hörte ich darum nicht auf, ihr Daseyn zu glauben, denn das hatte mir Crusius aus der von ihm erklärten Bibel zu tief eingeprägt: aber es schoß doch, vermittelst dieser Geschichte, der erste Keim von Aufklärung in mir hervor. Meine Vernunft nahm gleichsam zum erstenmal Plaz auf dem Richterstuhl der Wahrheit. Und wenn ich gleich noch lange Zeit hernach ihres vollen Lichts beraubt, und in vielen Stükken ein krasser Schwärmer blieb; so war doch nun ein Funke angeschlagen, der sich nach und nach immer mehr vergrösserte, immer mehr Nahrung bekam, und in kurzem manche Zellen in meiner Ideenmasse helle machte.

Meinen Faust pakte ich ein, und betrachtete ihn als ein Monument der menschlichen Dumheit, und Betrügerei, das blos seiner Seltenheit wegen aufgehoben zu werden verdient.

Mit dem armen Funk spielten wir noch eine Comödie zur Schadloshaltung, welche ich noch jezt bereue, weil sie ihm hätte das Leben kosten können. Wir benuzten seinen Aberglauben dazu, daß wir eine Geisterersсheinung selbst veranstalteten. Wir legten des Abends, wo Funk sich einzufinden pflegte, einen Perükkenstok in meines Bruders Bett, mit dessen Nachtsachen angethan, und gaben vor, der Bruder sey krank und eben eingeschlafen. Er aber hatte sich in weisse Tücher eingehült, und zog auf dem Gange und Boden als Gespenst herum, und machte ein immer lauter werdendes Geräusch. Wir stellten uns erschrokken, und äußerten gegen Funk, daß seine Beschwörung vielleicht nun erst wirke. Der arme Mensch fieng an zu zittern, und zu beben, und wie das Gespenst oder der Geist sich immermehr unserer Stubenthüre näherte, so nahm auch seine Bangigkeit zu, daß ihm endlich der Angstschweiß am Gesichte herab triefte. Nachdem wir eine Zeitlang durch allerlei bedenkliche Reden seine Furcht vermehrt, und ihn überredet hatten, daß der Geist ganz gewiß um seinetwillen gekommen sey, und daß er sich nun beherzt entschlüssen müße, sich mit ihm einzu-

lassen; so rukte der Geist mit gräßlichen Gepolter an der Thür, und nannte mit einer hohlen Stimme Funks Namen. Und nun fiel der arme Mann klappernd wie im Fieberfrost, auf seine Knie und hub an, alle Liederverse herzubeten, welche er zur Verbannung des bösen Geistes aufzubringen wuste. Aber das Beten half nichts. Der Geist that zwar, als wenn ihn das Beten einige Schritte zurüktriebe, allein er drängte sich immer wieder heran, und rufte endlich mit einem fürchterlichen Tone: Funk, komm und empfange dein Glük, oder du mußt sterben! Jezt sank der halb todte Mensch wieder nieder und wolte beten, aber wir fuhren ihn zornig an und bestunden darauf, er müsse schlechterdings sich Herz fassen, und den Schaz vom Geiste annehmen. Kurz, nach vielen Zureden und Beängstigungen raft er sich auf, geht nach der Thür, faßt die Klinke mit den Worten, im Namen Gottes des — — — öfnet die Thür und empfängt — stat des Schazes, ein lautes Lachen und Händeklatschen der Gesellschaft. — Aber bei dem entsezlichen Lermen, der hier entstand, kam unser Vater herauf und bestrafte uns ernstlich wegen eines Streiches, welcher unter allen Muth-

willigkeiten der Jugend, einer der gefährlichsten war: da plözlicher Tod oder die fallende Sucht in vielen Fällen die unglükliche Folge solcher Unbesonnenheiten ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Meine erste Predigt.

Es war, wo ich nicht irre, das Ende meines siebzehnten Jahres, welches mir durch die erste Predigt merkwürdig geworden ist. Der mehrgedachte M. Hofmann, war der Stifter dieses großen Unternehmens. Er ermunterte mich selbst dazu, da er, ohngeachtet meiner Jugend, so viel Feuer und Herzhaftigkeit an mir erblikte, eine Predigt zu versuchen. Und er erbot sich, bei dem Pastor Hofmann in Tauche, (der Residenz der Tischer und Besenmacher) die Erlaubniß dazu mit zu bewirken.

Eitelkeit, Dreistigkeit und Zutrauen auf meine Kräfte, auch wol der Wunsch, meinen Eltern

eine Freude damit zu machen, bewogen mich augenbliklich, den Vorschlag anzunehmen, ohngeachtet ich weder Moral, noch Dogmatik, noch Homiletik verstund. Denn es dünkte mich, was auch wol so gar irrig nicht seyn mag, wiewol es sehr parodox klingt, daß jeder vernünftige Mensch, welcher die algemeinen Religionskentnisse gefaßt hat, und durch ein wenig Lektüre im Stande ist, seine Gedanken zusammenhängend und verständlich mitzutheilen, eine Predigt zu machen und zu halten, eben so gut Fähigkeit als Beruf hat: und daß zum Predigen wenig oder nichts von dem allen erfodert wird, was unsre theologischen Studenten auf Universitäten lernen: wie ich in meiner Schrift über das theologische Studium erwiesen zu haben glaube.

Genug, ich verarbeitete ein Thema über das Evangelium am dritten Pfingsttage und memorirte meine Oration so scharf, daß ich sie im Traume hersagen konte. Und nun gieng ich, ohne alle Furcht und Unruhe, mit meinem Hofmann, den Sonnabend vor dem Feste, nach Tauche, und wurde vom Pastor Hofmann freundschaftlich aufgenommen und bewirthet.

Aber wo kein Mensch Arges denkt, da hat die Liebe ihr Spiel. — Ich war kaum ins Haus eingetreten und hatte die Frau Pastorin erblikt, so klopfte mir auch schon das Herz, und — ich war von dem Augenblikke an mit ihr allein beschäftiget.

Ein zwar kleiner und schwacher, aber doch feuriger und wol figurirter Jüngling, (ich möchte Knabe sagen) konte ja wol einer jungen Frau gefallen, welche halb so alt, als ihr starkbeleibter und fast keichender Ehegemahl war? Zudem war ich jezt wirklich nicht völlig mehr der blöde und pinselhafte Liebhaber, den ich sonst gespielt hatte. Mein Aeußerliches hatte sich seit einem Jahre sehr abgeschliffen. Das Kindische, was in meiner lezten Geschichte mit Luisen, noch merklich gewesen war, hatte sich verloren. Ich wuste nun schon mich etwas besser und angemeßner auszudrükken. Ich besaß mehr anständige Dreistigkeit. Und so ward ich, durch die von meinem Vater mir eigen gewordne Freundlichkeit, und einnehmende Art, mich zu betragen, gar wol fähig, mich beliebt und angenehm zu machen.

Selbst der Pastor Hofmann gewann mich gleich ausserordentlich lieb, und hatte über meine Lebhaftigkeit und muntere Laune, in welcher schon mancher wahre Wiz durchzuleuchten began, seine innige Freude. Noch an demselben Tage, wo wir ankamen, ward ich im ganzen Hause bekant, und verrichtete für den schwerfälligen Mann kleine Geschäfte, zu denen ich selbst mich erbot, und die ich pfeilschnel besorgte. Kurz, ich ward der Haushofmeister, der alle Schlüssel zu Hafer, Heu, Käsekammer u. s. w. hatte und gebrauchte.

Und diese meine Dreistigkeit wurde denn die natürliche Gelegenheit, daß ich beständig der jungen Frau zur Seite war, daß ich sie überal begleitete, und — folglich auch (ob sich dies, folglich, mit jeder Logik vertrage, lasse ich unentschieden) überal einen Kuß ihr gab, und empfing.

Ich versichere heilig, daß dies das Böse alles war, was ich begieng. Aber ich wurde von diesem kleinen Genusse der Liebe so berauscht, als ich noch nie gewesen war. Denn noch nie hatte ein weibliches Geschöpf mir so gütig begegnet. Noch nie hatte ich den Unterschied zwischen einem gestohlnen

frohlnen Wangenkuß und einem freywilligen und feurigen Lippenkusse so geschmekt. Und am wenigsten hatte ich dies bei einer Dame genossen. Das schmeichelte meinem Ehrgeize eben so stark, als es meine Phantasie erhizte und meine Verliebtheit begünstigte.

Wirklich waren diese Tage von den wenigen glüklichen Tagen meines Lebens. Denn ich denke doch, daß man da glüklich ist, wo man im hohen Grade vergnügt ist und seines Daseyns froh wird — ohne seine Glükseligkeit dadurch anderweit zu beschädigen. Und das war ich bis dahin sehr selten gewesen, weil ich vermöge meiner Erziehung und eingeschränkter Lage wenig Gelegenheit zu lebhaftem Freudegenuß gehabt hatte. Aber hier war ich, ich denke es noch ganz, im volsten Genuß. Hier konte sich meine Kraft zu empfinden erschöpfen. Hier schiens Ausfüllung meines Dursts nach Vergnügen zu seyn. Hier war jeder Augenblik Genuß. Die Freude schien wie der Ocean mich zu umgeben und in ihr mich schwimmen zu lassen.

Nur zuweilen fühlte ich eine kleine Zukkung, wenn mirs mitten in diesem Taumel der kußreichen Freude einfiel, daß ich nun bald zum erstenmale die heilige Stäte betreten und an Gottes statt mit der christlichen Gemeine spechen solte. Allein, das waren nur kleine Momente, welche in der Fluth der gleich folgenden wonnevollen Augenblikke so gleich wieder ersäuft wurden.

Endlich bestieg ich am dritten Pfingsttage die Kanzel. Die Kirche war gestopft vol, weil der Sohn des berühmten D. Bahrdts aus Leipzig Ruf genug vor sich hatte, um jeden Rathsherrn und Bürger der Stadt Tauche neugierig zu machen. Denn mein Vater galt damals für einen der größten Kanzelredner seiner Zeit. Und nach diesem Ruhme war die Erwartung gespannt, die man sich von mir machte.

Aber so wie ich auftrat, konte man die Erwartung sinken sehn. Man erblikte ein volkomnes Knabengesicht, und in jedem Herzen wandelte sich die vorhergehabte große Idee in eine Art von Mitleid. In den Weiberstühlen zeigte sich Er-

blassung und verengter Odem, wie wenn es schon gewiß wäre, daß ich stekken bleiben würde.

Doch die Angst verlor sich, da ich anfing zu sprechen. Die Fächer zogen sich zurük. Die Augen öfneten sich. Man athmete von neuem, da man den blutjungen Redner mit so starker Stimme und mit so seltner Beherztheit peroriren hörte.

Indeß begegnete mir unter dem Kanzelliede ein Streich, der jeden minder beherzten Erstling der heiligen Stäte aus dem Konzept gebracht haben würde. Ich konte das Lied: Nun bitten wir den heil. Geist ꝛc. nicht auswendig, und verirte mich daher in der Verszahl. Mit dem Schluß des dritten Verses erhob ich langsam und feierlich meine Arme, faltete meine Hände, senkte mich auf meine Knie und wolte — das Vater Unser beten. Und schon lag ich mit dem Haupte auf meinem Pulte, als zu meinem Schrekken die Orgel von neuem began, und ein vierter Vers noch erfolgte. — Aber mich brachte nichts aus meiner Fassung. Ich erhob mich ganz majestätisch, ward ein wenig roth, erblikte mit heiligem Unwillen das Volk in den Weiberstühlen, daß es die Fächer

vorhielt, das Lächeln zu verbergen, und — erreichte ohne allen Anstoß das Ende.

Lange dauerte meine Predigt nicht. Sie war auf drei Viertelstunden zugeschnitten, und ward in einer starken Virtelstunde vollendet. Ich sprach zu geschwind. Die Memorie verfolgte mich gleichsam und mein natürliches Feuer, das schon ohnehin die Gewohnheit schnel zu sprechen erzeugt hatte, jagte jezt dermaßen meine Worte, daß zuverlässig kein einziger Periode ganz verstanden worden ist.

Die ganze Gemeine schien sich indeß zu freuen, daß dem guten Jüngling sein erstes Probestük so glüklich von statten gegangen war. Und um destoweniger trug sie nun Bedenken, sich recht satt an mir zu sehen und mich, minder zurükhaltend, auszulachen, da ich bei Vorlesung der Fürbitten und Aufgebote die allerdrolligsten Schnizzer beging. Denn der Küster hatte die Dumheit begangen, mir diese Dinge vorher nicht zum Durchlesen zu geben: und so las ich, da seine Hand undeutlich war, alles verkehrt. Insonderheit aber verstümmelte ich die Namen der Aufzubietenden,

Kranken, Kindbetterinnen u. d. so seltsam, daß ein fast hörbares Gelächter entstand.

Mit Glükwünschungen und Lobsprüchen empfing mich nun mein Hofmann und bald darauf, da ich die Küche besuchte, die Frau Pastorin mit einem Strohme von Küssen. — So gut hatte mir nie eine Mahlzeit geschmekt, wie die, welche ich nun einnahm. — Nachmittage mußte ich zu Fuße aufs Filial gehen und dieselbe Predigt wiederholen. Und ich endigte sie leider noch um einige Minuten geschwinder, als es Vormittage geschehen war.

Mein Gewin wars, daß von dieser Zeit an meine Beherztheit und Dreistigkeit auf den höchsten Grad stieg. Dies Gelingen des erstern Versuchs mit einem öffentlichen Auftritte schien mir Beweis, daß ich zu allem fähig sey. Und ich beschloß nun, sobald als möglich zu magistriren, um auf dem akademischen Katheder prangen zu können.

Aber ich muß doch wohl meinen Lesern hier noch sagen, wie meine Tauchsche Liebschaft sich geendigt hat. Denn für die Ewigkeit war sie ja nicht.

Meine Phantasie nahm ganz natürlich das Bild meiner Donna mit nach Leipzig und ließ es mir täglich vor Augen schweben. Nicht so liebetrunken wie ehemals, wo ich, nach einem Paroxismus dieser Art, ganzer vier Wochen nicht studiren konte, aber doch ganz vol von meinem Gegenstande, dachte ich in geschäftlosen Stunden auf nichts, als auf Mittel, mein Leben ferner mit solchen wonnevollen Zwischenzeiten würzen zu können. Aber die glükliche Schwierigkeit, die auch diesmal von fernern Thorheiten mich zurükhielt, war meine Armuth. Denn in Tauche bei dem Herrn Pastor zu übernachten hatte ich kein Recht, da ich nur ein mitgebrachter Gast des M. Hofmann gewesen war, und auf eine Stunde einen Besuch abzulegen, wurde ein Wagen oder ein Pferd erfodert, weil Tauche eine starke Meile von Leipzig entfernt liegt.

Ich sann indeß auf ein kleines Geschenk, durch welches ich mein Andenken bei der schönen Frau unterhalten wolte. Und da ich nichts neues kaufen konte, so bestimte ich ein kleines schwarzlakkirtes Schränkchen, mit chinesischen Figuren für sie,

welches ich von meiner Mutter erhalten hatte. Ich kaufte ein Buch geschlagnes Gold für einen halben Groschen: klebte damit das inwendige der Thüren und alle Schubladen aus: und puzte das Pfand meiner Liebe so schön an, als es meine Armuth gestattete. Dazu schrieb ich einen überaus zärtlichen Brief, welcher die genossenen Seligkeiten schilderte, und meine Sehnsucht nach ihrer Fortsezzung ausdrükte, und gab das Präsent nebst dem Briefe einem tauchschen Besenbinder, mit der geschärftesten Ordre, beides in die eignen Hände der Frau Pastorin abzuliefern.

Mit herzlichem Verlangen sahe ich einer Antwort entgegen, aber sie blieb aussen. Und nun machte ich Anstalt, mir sie selbst zu holen. Ich hatte meinem Bruder schon einmal von der Glükseligkeit erzählt, welche ich in Tauche genösse, und ihn beredet, sich von mir einführen zu lassen. Wir samleten sechs Wochen unser Geld, mietheten ein Kapriolet und fuhren an einem Tage, wo Jahrmarkt war, nach Tauche.

Mein Kopf glühte von entzükkenden Vorstellungen. Ich fuhr gleich hinter an das Thor. Ich

erstaunte, da ich es verschlossen fand. Ich stieg ab, sahe durch die Glinze, erblikte Töffeln, der mich am Pfingsten so gut hatte kennen lernen, und rufte mit meinem alten Tone: geschwind Töffel, mach auf! — Aber Töffel sah sich nicht einmal um. Ich rufte noch einmal, und Töffel — bat mich zu Gaste.

Izt sank mir der Muth. Ich ahndete was und doch so was gar arges nicht, als ich hernach erfuhr. Ich lenkte um, fuhr an die Vorderthür, stieg ab, und trat eben ins Haus, da der Herr Pastor eine Menge Jahrmarktsgäste die Treppe hinaufführte. Der Pastor sah sich eben vor der Treppe um, da er unsre Krazfüsse vernahm, wandte sich aber ganz kalt und stieg vollends hinauf, ohne auf uns zu achten. Eine Magd kam bald, welche uns die untere Stube eröfnete, und hineingehen hieß, und einen Krug Bier hinsezte. Mein Herz klopfte vor Angst. — Sag sie mir Marie, was ist das? — Das Mädchen war mitleidiger als Töffel, denn sie hatte am Pfingsten vier Groschen Trinkgeld erhalten, (daher man die Trinkgelder doch ja nicht sparen sol) und beichtete mir

also, daß der Pastor das Kästchen mit dem Briefe aufgefangen, der Frau Pastorin ihre Thorheit mit ein paar Ohrfeigen verwiesen, und im Hause befohlen habe, mich nicht mehr vor ihn zu lassen.

Das schmerzte, aber — es schlug meinen Muth nicht nieder. Ich ging ganz großmüthig nach meinem Kapriolet, stieg mit meinem Bruder ein, verschlukte seine Spöttereien über mein ihm vorgeprahltes Glük, gab dem Diakonus Frisch eine kurze Visite, fuhr dann nach Leipzig zurük, und wurde unterweges von einem Gewitterregen dermaßen eingeweicht, daß mein ganzes Liebesfeuer sich vollends abkühlen konte. Und so hatte auch diese Liebschaft — ihr Ende.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wanderung zum Ziele akademischen Glanzes.

Noch bis jezt war nichts als Crusianische Weisheit in meiner Seele, nebst den wenigen isolirten Gedanken, welche zuweilen durch Lektüre, und

Nachdenken in mir erzeugt worden waren. Plan war nie in meinem Studiren. Ich ging alle halbe Jahr ans schwarze Bret und was, durch Erweckung einer dunkeln Vorstellung von Nuzzen oder Annehmlichkeit, mich reizte, das wählte ich, fiengs an, und hörte gewöhnlich wieder auf, ehe das Collegium geendigt war.

Ich hatte auch keinen Begrif vom theologischen Studium, und dessen Umfange und wesentlichen Theilen. Philosophie, Dogmatik, ein Hebraikum — schienen mir das wichtigste zu seyn. Dogmatik mit Polemik verbunden, hörte ich einzig bei meinem Vater: Logik und Metaphysik habe ich wol dreimal bei Crusius genossen, und nie ganz verdaut: Hebräische Grammatik lehrte mich Bosek, über den Stark. Hernach nahm ich ein Collegium bei ihm an, über den Esaias, in welchem wir, am Ende des halben Jahres, das Ende des ersten Kapitels erreicht, und doch fast nichts als Grammatikalien getrieben hatten. Bei Dathen habe ich auch einmal einige Brokken über die kleinen Propheten zu mir genommen. Kirchengeschichte habe ich gar nicht ordentlich gehört, so wenig als exege-

tische Vorlesungen über das Neue Testament. Und so ist auch philosophische sowol, als theologische Moral gänzlich vernachläßiget worden.

Einst bekam ich einen Appetit nach Geschichte, und entschloß mich zu dem äußerst gelehrten, aber höchst konfusen und seltsamen M. Schumann zu gehn, den man nur den Groschenmagister nennte, weil er für gewisse Gefälligkeiten keine größere Summe bezahlte, weil er nicht mehr bezahlen konte.

Auch deutsche Sprachlehre fiel mir einmal ein, bei dem großen Gottsched einzunehmen. Ich wuste sein Auditorium nicht, und kam unglüklicher weise an die Kammerthüre seiner Frau Gemahlin, der Hochgelahrten Viktoria Adelgunda, von welcher man algemein sagte, daß sie mehr Verstand und Kentnisse besizze, als ihr lieber Eheherr. Zweifelhaft, welche Thüre ich wählen solte, pochte ich an, und Viktoria erschien, und ich — erblikte zu meinem Schrekken die Viktoria in einer Attitude, und — Leibesfarbe, welche mir auf ein halbes Jahr alle Begierde nach dem andern Geschlechte erstikte.

Nachher lernte ich zwar das Auditorium des Hrn. Gottscheds besser unterscheiden, aber ich erlebte bald einen noch sonderbarern Auftritt. Gottsched las früh um sieben Uhr und ich fand mich gewöhnlich halb sieben Uhr da ein, weil das Auditorium seine Bibliothek war deren Pracht mich reizte, mich mit derselben bekant zu machen. Eines Morgens, da ich in voller Andacht die schönen Bände musterte, klopft etwas leise an die Thür. Ich öfne sie und erblikke ein bekontuschtes Frauenzimmer, welches mit einer Sprache, welche ein weggefaultes Zäpfchen verrieth, nach dem Herrn Professor fragte. Ich erschrak, ein solches Geschöpf an diesem Orte zu sehn, das mir selbst noch nie vorgekommen war, und das ich gewiß am wenigsten bei meinem Lehrer erwartet hatte. Ich zeigte ihr die Thür seiner Studierstube. Diese ward geöfnet, und die Schöne eingelassen.

Ganz am Ende meiner Studentenjahre kam Kloz auf die Universität, welcher sehr schöne Humanistische Kentnisse mitbrachte. Dieser ließ mich meine Blösse in diesem Fache fühlen, sprach mir beständig von Römern und Griechen, als der ein-

zigen Quelle der Geistesbildung, und verlaßte mich bei M. Hentsch, einem Schüler des großen Ernesti, und nachmals bei D. Ernesti, selbst mich im lateinisch Schreiben zu üben.

In den Hentschischen Lehrstunden, wurde zufälliger weise meine mit H. Kloz errichtete Freundschaft getrent. Sein Enthusiasmus für die Alten gebahr eine lateinische Rede, welche er mit Lobsprüchen derselben angefült hatte, und worin er bewieß, daß jeder Mensch, in Absicht auf Philosophie und schöne Wissenschaften, so wie überhaupt in aller Rüksicht, ein ganz eigentlicher Schafskopf sey, welcher nicht mit den Schriften der Römer und Griechen sich vertraut gemacht habe. Da nun meine Seele schwärmerisch für Crusius eingenommen war, und ich seine Philosophie vielmehr allein für zureichend hielt, den großen Mann zu bilden; so las ich acht Tage darauf einen Aufsaz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neuern bewieß, und auf H. Kloz ein wenig stichelte. Darüber wurde Kloz mein Feind, und ließ mich hernach sein Misfallen, einige Jahre lang, in seinen Zeitungen und Journalen dergestalt empfinden;

daß ich fast allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen.

Etwas von Crusius Vorlesungen über die Psalmen, habe ich auch noch ganz spät eingenommen. Ich habe aber wenig davon genossen. Denn er hatte schon acht Jahre über diese alten Gesänge kommentirt, da ich ihn zu kosten began, und war noch lange nicht bis in die Hälfte. Man kan also denken, wie viel man im halben Jahre zu hören bekam. Aber dafür waren auch seine Digressionen desto saftreicher. Er war im Stande, über den Namen Jehovah acht Stunden zu lesen. Funfzehn Stunden lang erzählte er die Geschichte Davids, die Psalmen zu erläutern. Einige Stunden lang demonstrirte er, daß der Harascha in allen Psalmen der Antichrist, oder der Pabst zu Rom sey. — Da wars ja wol leicht über die Psalmen zwanzig Jahre zu lesen.

Ausser meiner Gewöhnung zum scharfen und ordentlichen Denken habe ich ihm die ganze Richtung meiner Seele auf Schwärmerei zuzuschreiben. Er leitete alle seine Zuhörer beständig aufs Mysteriöse und Uebernatürliche. Er lehrte sie, in der

Bibel, überal, Typen und Weissagungen auf die neuern Zeiten, finden. Er gewöhnte sie, über bibliſche Stellen blos zu räſonniren, und den Sinn, ohne Rükſicht auf Sprachlehre, a priori beweiſen. Und er flößte ihnen allen einen ganz auſſerordentlichen Weisheitsdünkel ein, bei welchem ſie alles verachteten, was nicht aus ſeiner Schule war.

Mich ſelbſt (er hatte mich wirklich lieb) ermahnte er unaufhörlich, und mit einem ſo ernſten und religiöſen Tone, der unwiderſtehlich war, daß ich mich nicht von dem rechten Wege irre machen, und zur falſchen Quelle führen laſſen ſolte. Denken ſie, ſprach er, immer an die Worte des Apoſtels: die Weisheit (d. h. Erneſtiſche Sprachgelehrſamkeit) blähet auf. Studiren ſie meine Philoſophie, und mit der Zeit die prophetiſche Theologie, und beten um die Grade des H. Geiſtes, ſo werden ſie alles erlangen, was Sie zu einem nüzlichen Werkzeuge der Kirche Chriſti machen kan.

Da wir einſt von der Wolfiſchen Philoſophie ſprachen, und er mir vieles über den gefährlichen Einfluß derſelben auf die Religion vorſagte, da-

diente er sich unter andern dieser Worte, die ich, als Denkmal des gutmeinendsten Schwärmers, nie vergessen werden, „es ist doch in der That ein wahres arcanum Satanae, daß Wolf den Begrif der Subsistenz nicht hat.“ Er nämlich unterschied in seiner Metaphysik den Begrif des Subsistirens von dem des Existirens so, daß jener das Seyn in, mit und vermittelst eines andern Dinges ausdrükte, wie z. B. die Figur am Körper ist, dieses hingegen des Seyn für sich selbst, und ohne erforderliche Verbindung mit einem andern Dinge: wie z. B. ein jedes Individuum ist. Daher schrieb er z. B. der Figur Subsistenz, dem Körper selbst aber, an dem sich die Figur befindet, Existenz zu, und meinte nun, daß der Beelzebub in seinem Kabinet einen Meisterstreich gespielt habe, daß er den Kanzler Wolf verleitet hatte, den Begrif der Subsistenz zu vergessen, und dadurch Crusii Erklärung der Dreieinigkeitslehre, nach welcher drei Personen in einem Wesen subsistiren, unmöglich gemacht, folglich die Religion einer ihrer grösten Stüzze beraubt habe.

Zu andrer Zeit sprach ich mit ihm von Ernesti, und der Nuzbarkeit der Sprachkunde, und

insons

insonderheit der alten griechischen Uebersezzungen für die Exegese des Neuen Testaments. Da gerieth er in eine recht eigentlich religiöse Wärme und beschwor mich, den Geist Gottes nicht von mir zu stoßen. Wie können Sie glauben, sprach er, daß solche Apostaten und irregeniti wie Aquila und Symmachus waren, den Sinn des h. Geistes verstanden, und in ihren Uebersezzungen richtig ausgedrükt haben?

Merkwürdig war es, wie der Mann durch seine fromme und dabei ruhige und die seligste Selbstgenügsamkeit anzeigende Mine bezaubern konte. In seinem Gesicht war stets ein holdes Lächeln, das mit einem Zuge des Mitleids gegen Wolfen und Ernesti, so wie gegen alle Menschen vergesellschaft war, welche seine Grundsäzze nicht hatten. Und wenn er durch Argumente sie kurz abgefertiget hatte und zu fühlen schien, daß die Böswichter doch nicht würden bekehrt werden; so schupte er sich mit Hebung der Achseln, und provocirte auf den jüngsten Tag, mit einem solchen Hohnlächeln, als wenn er sie schon alle zur Verherrlichung Gottes und seiner prophetischen Theologie brennen sähe.

Viele Religiösität hat übrigens Crusius mir eingeflößt und mich in der von frühen Jahren her mir eignen Gewöhnung bestärkt, beständig Gott vor Augen zu haben und alle meine Wünsche und Empfindungen auf ihn zu richten. Nur daß ich zugleich schwärmerische Ideen bekam, und das Gebet als Gottesdienst betrachten lernte, der einen Haupttheil meiner Pflichten ausmachte: und daß ich mir einbildete, durch Gebet alles durchsezzen zu können, was meine Kräfte nicht vermochten.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich dem lieben Gott in meiner Einfalt es ordentlich angelobte, recht fleißig zu beten — daß ich ihm wol gar ein festes Zeitmaß versprach, z. E. früh und abends eine halbe Stunde im Gebet zuzubringen — endlich, daß ich durch Gebet meinen Leichtsin zu bändigen und mir mehr Lust und Stetigkeit zur Arbeit zu verschaffen oder aufsteigende Bedürfnisse des Geschlechtstriebes nieder zu beten hofte.

Auf diesem Wege und in solchem Zustande erreichte ich endlich den Zeitpunkt, den mein Ehrgeiz und meines Vaters Zutrauen zu meinem bis-

herigen, aber von ihm nie geprüften Fleiße beschleunigte, wo ich unter die Zahl der Leipziger Magister aufgenommen werden solte.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Magister Promotion.

Man denke sich nun einen unbärtigen Jüngling, der im Grunde der trübseligste Ignorant war, (noch fält mir ein, daß ich auch Mathematik in meinem Leben nicht gehört habe) sich unter eine Menge alter Kandidaten mischen, und mit denen es wagen, sich zum akademischen Katheder empor zu schwingen.

Und solte man wohl glauben, daß ich bei aller meiner großen Unwissenheit schon in einer gewissen Reputation stund? In der That wurde ich damals in Leipzig für ein aufgehendes Licht gehalten. Das bewirkten folgende Ursachen. Erstlich that meine ganz außerordentliche Dreistigkeit, die

ich fast Frechheit nennen möchte, der großen Meinung Vorschub, die sich von mir verbreitet hatte. Denn ich war in Gesellschaften der erste Schreier und unterstand mich, nicht nur von allen Dingen mit zu sprechen, sondern auch, wenn ich nur einigermaßen Licht hatte, diktatorisch zu reden und, wenn Gründe nicht hinreichten, mit Wiz jeden auf den Hals zu fahren, der mir widersprach. Und weil ich schon ziemlich die Gabe besaß, mich auszudrükken, mein bischen Weisheit ordentlich und lichtvol vorzutragen und dabei eine Menge Sophistereien zur Hand hatte; so dünkte ich den mittelmäßigen Köpfen, unter denen ich lebte, ob sie gleich weit mehr wußten als ich, ein Genie vom ersten Range und ihnen in allem Betracht überlegen zu seyn.

Hierzu kam meine Fertigkeit im Lateinischreden. Ich sprach mein freilich armseliges Latein so schnell wie meine Muttersprache. Und dadurch wurde ich in den Examinirübungen so wol als in Disputirkollegien in kurzer Zeit respektabel. Ja mein lateinisches Mundwerk, das man freilich bei Studenten selten findet, mit meinem bischen Wiz

und Sophisterei, machte mich bei Disputationen ganz eigentlich furchtbar, so daß oft die ältesten Kandidaten, bei den gründlichsten Kentnissen, sich scheuten, mit mir anzubinden. Besonders war ich im Disputatorio meines Vaters der Vorfechter, der, wenn keiner sich getraute, ex tempore bald opponirte, bald respondirte.

Dieser mein Ruf machte es, daß meine Anmeldung zum Magisterexamen mit vielen Komplimenten von dem H. Dekan angenommen wurde, und ich von oben herein den zweiten Plaz in der langen Reihe der Magistrandorum erhielt. Der Tag des Examens erschien, und alle Kandidaten traten blaß und furchtsam auf, und ich allein (der schlechteste unter allen) zeigte Heiterkeit und Muth.

Früh um acht Uhr kamen wir, im rothen Kollegio, auf dem dazu bestimten Zimmer zusammen, und Vater Ernesti stelte sich ein, uns die Materialien zu einer authonianischen Chrie zu diktiren. Man sahe es dem Manne an, daß er mit wahrem Unwillen diese scheusliche Pedanterei mitmachen mußte. Aber die Statuten brachtens einmal mit sich, daß ein Mensch ohne Chrie nicht die

summos in Philosophia honores erlangen konte. — Wir saßen in diesem Zimmer, verschlossen, und nur mit Schreibmaterialien versehen, bis gegen Mittag, wo Ernesti wieder kam, jedem seine indes gefertigte Ausarbeitung abnahm und die Herren Kandidaten des Magisterthums entließ. Ich war mit meiner Chrie zuerst fertig und sahe schon zum Fenster hinaus, da mancher noch den Angstschweiß von den gelehrten Schläfen sich wischte.

Nachmittags um zwei Uhr mußten wir uns wieder einfinden und nun erblikten wir die sämtlichen neun Professoren der philosophischen Fakultät, welche der selige Stifter als die neun Musen sich geträumt haben mochte. Da ward denn aus Logik, Metaphysik, Physik, Moral, Mathematik und Geschichte, bald leicht bald schwer, nachdem der Herr Professor des Fachs selbst ein leichter oder schwerfälliger Kopf war, examinirt. Jeder Professor hatte das Recht, eine bis anderthalb Stunden uns zu ängsten und in seinem Fakultätsfache umherzujagen. Dann kam Ernesti und ließ aus einem griechischen und lateinischen Autor uns ein Stük interpretiren und zulezt (am dritten

Tage nachmittags) wurden die Chrien von ihm gemuſtert.

Wie ich durchgekommen bin, werden meine Leſer räthſelhaft finden. Aber es ging ohne Zauberei zu. Das meiſte that meine Dreiſtigkeit. Ich antwortete immer promt, und was ich nicht wuſte, ſuchte ich zu errathen oder wenigſtens meine Antwort dunkel und zweideutig auszudrükken, daß entweder der Herr Examinator ſie für richtig hielt, oder wenn er mich korrigirte, mir eine Ausflucht laſſen mußte, mit der ich meine Blöße dekken konte.

Den zweiten Vortheil verſchaften mir zwei Eigenſchaften der meiſten examinirenden Fakultiſten. Die eine war eine gewiſſe Trägheit, welche machte, daß ſie ihre aufgeſchriebenen Fragen nicht gern abänderten und daher mit einer Antwort, wenn ſie nur halben Wegs ſich zu ihrer Frage paßte, Zufriedenheit bezeugten oder, wenns ihnen ganz falſch dünkte, d. h. nicht ſo, wie ſie geantwortet haben wolten, ſogleich die wahre Antwort herſagten und zu einer neuen Frage übergingen. Die andere Eigenſchaft war die grauſame Höflichkeit, welche durch die vierzig Thaler in Golde erzeugt

wurde, die jeder Kandidat fürs Examen bezahlen mußte. Denn um dieser schönen Glodstükke willen, die alle Frühjahr ihnen zuflogen, philosophirten sie so: fahren wir die Herren um ihrer Ignoranz willen an, oder weisen gar einen ab; so werden die Ignoranten alle scheu und die goldnen Zugvögel bleiben aus, oder werden mit jedem Frühjahre seltner: Also —

Endlich das dritte, was mir zu statten kam, war mein lieber Nachbar, der Famulus des D. Crusius, H. Tittmann. Dieser hatte wirklich sechs Jahr mit unermüdetem Fleiße studiret und neben seinem Crusius aller Fakultisten Weisheit rein aufgezehrt, und war also im Stande, alles zu beantworten, was die Herren fragten. Wenn demnach eine Frage an mich kam; so murmelte er sie, meinem Ohre vornehmlich, schnel her, und ich wiederholte sie eben so schnel mit lauter Stimme, als wenns mein Eigenthum gewesen wäre.

Vater Ernesti, der mich aus einer gewissen Liebe zu meinem Vater und guter Meinung von meinen Talenten, am schärfsten beobachtete, schüttelte freilich oft mit dem Kopfe, wenn er die Spu-

ren meiner Ignoranz entdekte, und striegelte am dritten Tage des Examens meine Chrie ziemlich scharf: allein das hatte weiter keinen Einfluß auf die Hauptsache. Ich nahm zulezt dennoch Antheil an den Elogiis, welche der H. Dekan uns machte, da er uns als juvenes dignissimos, doctissimos u. s. w. abkanzelte.

Nun ging die Promotion vor sich. Herr Hofrath Bel, als der berühmte Professor der Dichtkunst kündigte uns in einem Programma der Welt als die gelehrtesten Männer an, erzählte unsre Lebensläufe und besang, Gott weiß was, in den schönsten lateinischen Versen, welche ihm der Geheimderath Kloz gemacht hatte: denn er selbst verstund nicht einmal die Prosodie, geschweige, daß er hätte Verse machen können, ob er gleich alle Tage ein paar Flaschen des besten Ungarweins zu sich nahm und dieses köstlichen Getränks so lange genoß, bis — er selbst für gut fand — seinem Fasse den Boden auszuschlagen.

Vor der Promotion musten wir nicht nur dem Kurfürsten Treue, und den symbolischen Büchern Gehorsam schwören, sondern auch dies zu-

gleich eidlich bekräftigen, was wir alle nicht wußten, sondern nur glaubten, daß wir (legitimis parentibus ortos esse) aus rechtmäßigem Ehebette wären.

An unserm Hochzeittage, wo wir mit der Jungfrau Philosophie feierlich vermählt werden solten, führte man uns in Procession, durch den, von einer mit Hermelin aufgeschlagnen roth samtnen Mantille beschabrakten Dekan aufgeführt, nach dem schwarzen Bret, ins große Auditorium, wo das Heer der Musensöhne unser erwartete.

Die Subsellien waren sämtlich wie Katheder gebaut, über welche der große Katheder des Promotors hoch hervorragte, und mit rothem Tuche ausgeschlagen. In diese prachtvolle Schranken schichtete man uns ein, so daß wir zwei Reihen formirten, und um eine Elle höher stunden, als die mit Neid auf uns blikkenden Studenten.

Nachdem das ganze gelehrte Regiment aufmarschirt und in Ordnung gestelt war, begannen ein paar Orationen, welche der Dekan und der Promotor ablegten und sodann erfolgte die Trauung selbst, mit folgenden Ceremoniel.

Jeder Kandidat der Magisterschaft hatte einen Folianten vor sich liegen: (Meiner war ein Lexikon: Mein Nachbar hatte eine alte Chronik: ein andrer brachte einen Band Leichenreden:) welcher den Aristoteles vorstellen solte: ingleichen einen Ring und ein Baret, oder Spanier. Und dies waren die Vermählungssymbole.

Der Promotor stieg so fort herab, und sezte einem nach dem andern das Baret auf, stekte jedem den Ring an, gab jedem einen Kuß, machte jedem seinen Aristoteles auf, und sprach dabei verschiedene lateinische Worte, welche die Vermählung mit der Matrone Sophia andeuten solten. — Bei Oefnung des Buchs sprach er: aperio tibi librum — und ermahnte uns fleißig den Aristoteles zu studiren, und Weisheit zu lernen.

Nach allen diesen getriebnen Kinderpossen, ging er aufs hohe Katheder zurük, und schrie nun sein: Ego Carolus Augustus — Metaphysices Professor ordinarius et Philosophiae Doctor rite promotus — Te Carolum Friedricum Bahrdt, philosophiae doctorem et liberalium artium Magistrum creo, creatum renuncio, renun-

ciatum proclamo: — ut omnibus utaris privilegiis &c.

Und nun war ichs! — Ich will's nie vergessen, was für eine Seligkeit ich gefühlt habe, da ich das Auditorium verließ, und auf der Gasse von den Leuten, in meinem gelehrten Anzuge daher schwänzend, besehen, und von meinen Bekanten zum erstenmale Herr Magister gescholten wurde. Cicero hat so viel stille Himmelswonne nicht empfunden, da er die Nachricht von Katilina's Flucht erhielt, als ich empfand, da das kahle, Herr, oder wol gar, Musge — Bahrdt, so plözlich verbannet und ein, Herr Magister, an dessen Stelle getreten war. Wie oft sah ich diesen Tag nicht in meinen Spiegel! Wie oft blikte ich nach meinem Degen, ob er auch gehörig folgte! wie oft fragte ich das Gesinde etwas, um die Antwort zu hören: ja — nein — gleich — mein Herr Magister!

Der Abend war über alles feierlich: Ein Magisterschmaus, welchem ein und zwanzig Personen beiwohnten, krönte die Freuden dieses Tages, und volle Pokale machten sie laut.

Bei diesem Schmaus erzählte, wo mein Gedächtniß mich nicht täuscht, einer der Gesellschaft die Geschichte des berühmten Keinerts, welcher, um sein Haus von der alzustrengen Aufsicht der Leipziger Rathsherren zu befreien, (die sämtlich auf reine Junggesellschaft hielten) die juristische Doktorwürde in Erfut annahm, und sich dadurch unter die mildere Jurisdiktion der Universität versezte. Keinert nämlich fand einen Freund unter seinen Kunden, der ein sehr geschikter Candidatus iuris war, welcher es übernahm, seine Stelle zu vertreten. Sie reißten nach Erfurt, und der Kandidat präsentirte sich, als Keinert, zum Examen, bestand vortreflich, disputirte mit Beifal, ward promovirt, und erhielt das Diplom. Und nun wechselten beide vor dem Thore ihre Namen, und Keinert erschien in Leipzig mit einem Doktordiplom, das seinen Namen enthielt, und kam dadurch unter die Gerichtsbarkeit der Akademie. — Diese Geschichte fand so viel Beifal, daß die Gesellschaft, durch die Pokale wizig gemacht, sogleich beschloß, meinen achtzigjährigen Holzhaker Andrees, welcher als ein noch sehr munterer und drolligter Mann die Aufwartung mit hatte, zum Magister

zu machen. Wir gaben Mann für Mann einen Thaler, pakten eine Chrie als Specimen ein, sandtens nach Wittenberg, und erhielten für Andrees das Diplom: — dafür wir freilich einen Armen hätten glüklich machen können, wenn wir nicht durch den Wein zu Kindsköpfen geworden wären.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Disputationen.

Ich eilte izt eine Disputation zusammenzuschreiben, (das eigentliche Wort!) mit welcher ich mich habilitiren d. h. bei der Fakultät, die Licenz philosophische Vorlesungen zu halten, und solche öffentlich am schwarzen Brete anzuschlagen, erlangen wolte.

Ich weiß nicht mehr genau, worüber ich schrieb. Mich deucht es war die Materie über den wahren Begrif der fundamentellen Lehren der Religion: de eo, quod constituit essentiam articulorum fidei fundamentalium — ohngefähr. Ge-

wiß weiß ich, daß ich diese Disputation bald nach meiner Promotion vertheidiget habe. Sie war ganz orthodox, und nach meines Vaters Heften gemacht. Ich legte Christum als das fundamentum salutis zum Grunde, und erklärte daher alles für Fundamentelle oder Grundartikel der Religion, was nach meiner Dogmatik eine wesentliche Beziehung auf Christum hatte. Und diese Beziehung hatten natürlicherweise alle die Lehren, welche die orthodoxen Theologen für Hauptlehren gehalten wissen wolten: die Inspiration der Bibel, die Dreieinigkeit, die übernatürlichen Gnadenwirkungen des h. Geistes, die Erbsünde, die ewigen Höllenstrafen u. s. w.

Der Ruf, den ich aus meinen Privatübungen als der erste Disputirgeist schon hatte, wurde jezt ausserordentlich vermehrt, da ich nun öffentlich mich gezeigt, und in Angesicht so vieler hundert Studenten, mit dem geschwindesten lateinischen Mundwerke, alle meine Opponenten zu Boden gestrekt hatte.

Mein Vater hielt damals in einem Sommer zehn Disputationen, über die sonderbare Materie

de dispensatione divina a legibus decalogi. Er führte in jeder Disputation, welche junge Leute zur Uebung und zu ihrer Empfehlung bei Hofe, (weil damals viel aus solchen akademischen Spiegelfechtereien gemacht wurde) vertheidigten, eines der heiligen zehn Gebote aus und untersuchte, ob Gott nach der Geschichte der h. Schrift jemals von einem derselben dispensirt habe? diese Frage negirte er nun von allen zehn Geboten, und plagte sich dabei mit denjenigen Anekdoten herum, welche im Alten Testamente besonders von den heiligen Vätern erzählt werden, und offenbare Uebertretungen der heiligen zehn Gebote enthalten. So bemühte er sich z. B. bei dem sechsten Gebote zu zeigen, daß zwar Abraham eine Magd geschwängert, Loth mit seiner Tochter zu thun gehabt, David Maitressen gehalten habe, daß aber Gott diese Unarten an seinen Heiligen blos geduldet, keinesweges aber von dem Gebote selbst irgend einen Menschen dispensirt habe. — Eben so behauptete er beim siebenten Gebote, daß die von dem jüdischen Volke verübten Diebereien in Egypten, und Plünderungen und Ermordungen der friedlichen Völker in Palästina, von dem Majestätsrechte

Gottes

Gottes über aller Menschen Leben und Eigenthum, herzuleiten seyn, keinesweges aber eine Dispensation Gottes vom siebenten Gebote erweislich machen. — Eine dieser Disputationen habe ich ebenfals vertheidigen helfen.

Ich selbst schrieb und vertheidigte hernach eine Menge Disputationen, nachdem meine Reputation so hoch gestiegen war, daß junge Leute mein Präsidium suchten und bezahlten, welche vor ihrem Abschiede von der Universität sich dieses stärkste Mittel, sich als geschikte Kandidaten geltend zu machen, zu erzeugen, und zugleich einen Präses zu haben wünschten, der sich überal durchschlagen konte, und sie nie in die Verlegenheit kommen ließ, von einem Opponenten geängstet zu werden. Die meisten dieser Disputationen waren exegetisch, und enthielten Erklärungen verschiedner Psalmen. Einige darunter waren ziemlich gut gerathen: wie sich denn nach und nach meine Kentnisse wirklich mehrten. Auch war mein Latein erträglich. Die über Ps. 2. und Ps. 8. waren die besten.

Eine schrieb ich wider den bekanten Febronius, in welcher ich zu zeigen suchte, daß uns Protestanten damit gar nicht geholfen, und folglich gar keine Vereinigung der getrenten Kirchen, damit zu erreichen sey, daß der Primat des Pabstes zerstört würde, weil ja noch immer die Menge Grundstürzender Irthümer dabei stehen blieben, welche jeder ehrliche Protestant verabscheuen müßte. Diese Schrift war äußerst armselig gerathen, und natürlich, weil ich sie nicht, wie jene exegetischen, mit freiem Nachdenken schrieb, sondern aus meines Vaters dogmatischen Heften zusammenwebte. Sie hatte den Titel: de eo, an fieri possit, ut sublato Pontificis primatu et imperio reuniantur dissidentes in religione Christiana.

Eine sehr gute Disputation verfertigte selbst ein gewisser Unselt von Danzig, ein junger Mann von schäzbaren Talenten, und dem vortreflichsten Karakter, wobei ich präsidirte, — unter dem Titel: De accommodatione locorum vet. Testamenti in novo orthodoxa, in welcher die Meinung behauptet wurde, daß im N. Testament die Stellen des A. Testaments zwar nicht nach der Vorstellung

der Schreiber derselben, die freilich nicht immer durchgeschaut hätten, aber doch nach dem Sinn des h. Geistes angeführt würden, welchen derselbe neben dem nächsten, und damals verständlichen Sinne hätte ausdrükken wollen.

Ausserdem, daß ich bei vielen Disputationen präsidirte, war ich nebst dem jungen Hebenstreit, einer der fleißigsten Opponenten. Denn in Leipzig ist es nicht wie auf andern Universitäten, wo der Disputirende sich seine gewissen Opponenten wählt, und expres dazu einladet, so daß diese ordentlichen Opponenten auf jeden Fal erst ihre präparirten, und mit dem Respondenten meist verabredeten Oppositionen vortragen, ehe irgend ein anderer Akademikus dazu gelassen wird; sondern es kan bei allen Disputationen im philosophischen Auditorio kommen, wer da wil, und sich auf den Subsellien zeigen. Und der Respondent muß, nach der Rangordnung, jeden einladen, und seine Oppositionen annehmen, welcher sich hinsezt und durch sein Sizenbleiben sich als Opponenten ankündigt. Daher ersahen ich fast bei allen öffentlichen Disputationen, und machte mirs zum

Geschäft auf scharfe, und dabei wo möglich lachenerregende Oppositionen zu studiren. Und da, wegen der Rangordnung, meistentheils Magistri nicht eher als nachmittags daran kamen, so ging ich gewöhnlich erst nach der Mahlzeit, und sezte mich auf die Warte. Und wenn dann der Respondent sich, von früh neun Uhr bis um ein Uhr, müde und matt disputirt hatte, so fiel ich ihm noch mit meiner leichten Reuterei in die Flanken, und trieb oft mein Wesen bis gegen drei Uhr. Und meine ganze Freude wars, wenn ich dabei die Lacher beständig auf meiner Seite hatte.

Es war auch so weit gediehen, daß, wenn ich ans Opponiren kam, der ganze Haufe der Zuhörer seine Plätze verließ, und sich im Trippel um meinen Plaz herumstelte, um mich recht zu hören, und meine Pantomime in Augenschein zu nehmen.

Einmal disputirte ich gegen einen gewissen M. Freisleben, welcher als ein ausschweifender Wollüstling bekant, und beinahe berüchtiget war. Dies war ein gelehrter, scharfsinniger und mir völlig gewachsner Disputant, allein es gelang mir, ihn gleich anfangs aus der Fassung zu bringen,

und dadurch den eklatantesten Sieg davon zu tragen. Ich fing nämlich in meinem vorredneriſchen Complimenten an, ihm große Lobſprüche zu machen, wegen der erſtaunenden Kraft, die er bereits, bei ſo viel erfochtenen Siegen, verſchwendet hätte: ich geſtand ihm hierauf, daß es unbeſcheiden ſchiene, ihn noch jezt von der Mahlzeit zurükzuhalten, und ſeine Rieſenſtärke auf die Probe zu ſezzen: zulezt aber ſagte ich, daß mich das alles nicht abhalten könte, noch mit ihm zu diſputiren, weil ich gewiß überzeugt wäre, daß ſeine Kraft nie erſchöpft würde, und daß es ihm, im Diſputiren, gehe, wie der Meſſalina in gewiſſen Leibesübungen, von welcher der Dichter ſage,

Haec laſſata viris, ſed non ſatiata receſſit.

Bei dieſer Vorrede entſtund ein ſo plözliches und algemeines Gelächter und Geſcharre, daß der gute Freisleben alle Gegenwart des Geiſtes verlor, und ſeine Argumente ihm verunglükten.

Bald kams ſo weit, daß jeder Diſputirende mich ſcheute, und ein und anderer, mir drohte, daß er mich nicht invitiren würde, wenn ich käme, oder — daß er mit Grobheit ſich meiner entledi-

gen müßte. Das bewog mich, wie den jungen Hebenstreit, nach und nach von diesem Handwerk abzustehn, und das Auditorium von Studentengelerm, und die Respondenten von einem schweißtreibenden Mittel zu befreien.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der angehende akademische Docent. Erstes Licht.

Ich habe im vorigen Kapitel einen Zeitraum von drei Jahren umfaßt. Ich kehre also jezt in das Jahr meiner Magisterpromotion zurük, und erinnere meine Leser daran, damit sie nicht die hier vorkommenden Bekentnisse meiner Unwissenheit mit den Merkmalen der Geschiklichkeit im Widerspruch finden, welche das vorige Kapitel aufstelte.

Das höchste Ziel meines Ehrgeizes, war der akademische Katheder. Und wirklich war die Erreichung dieses Ziels zugleich das einzige Mittel, welches mich für die Welt zum nuzbaren Manne machen konte. Denn bei meinem feurigen Tempe-

xamente würde ich nimmermehr mich haben fixiren, und zu einer soliden Lebensart bringen können, wofern ich nicht die Laufbahn des akademischen Lehrers betreten hätte. Hier allein war es möglich, mich fest zu machen, und zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Hier war es die Ehre, die mir Fesseln anlegte, und meine Flüchtigkeit minderte. Hier war ich gezwungen, zu arbeiten, wenn ich mich nicht selbst vor der Welt zu schanden machen wolte.

Mit Warheit kan ichs sagen, daß ich in meinem Leben alles durch lehren — gelernt habe. Ich war überal Ignorant, und ward überal meiner Wissenschaft mächtig, sobald ich einmal darüber Vorlesungen gehalten hatte. Denn nun sezte ich mich vor jeder Stunde, in welcher ich Dociren solte, vier bis fünf Stunden hin, und las und dachte und studirte, mit der allergrößten Anstrengung, über die Materie, welche ich in der Stunde vortragen solte. Und natürlich bekam ich sie nun durch jenes Studium der Materie, und dieses Bestreben, sie ordentlich, deutlich, fliessend, und mit Lebhaftigkeit vorzutragen, (man bringe im-

mer den guten Kopf mit in Rechnung) so völlig in meine Gewalt, daß ich sie am Finger hersagen konte. Und so ward durch das Dociren das bewirkt, was durch alles Kollegienhören nicht zu erzwingen gewesen war.

Was meinen Lesern hierbei am sonderbarsten vorkommen wird, ist gewiß dis, daß ich mit der theologischen Dogmatik den Anfang machte. Allein das ging sehr natürlich zu. Erstlich schien es mir nach meinen damaligen Begriffen, die ich mir von den Erfordernissen eines Gelehrten meiner Art machte, mein höchstes Bedürfniß zu seyn, daß ich vor allen Dingen meiner Dogmatik mächtig seyn müßte. Zweitens war ich gar nicht im Stande, etwas anders zu lesen, weil ich die philosophischen Wissenschaften, bei aller der Zeit und dem Fleiße, den ich darauf verwendet hatte, noch nicht zu verdauen vermögend gewesen war. Was ich von theoretischer Philosophie wußte, vnd selbst, was ich gründlich wußte, waren vereinzelte Jdeen. Manche Materien verstand ich noch gar nicht, und das Ganze war ich nicht im Stande so zu übersehen, daß ich mir hätte ein System bilden können.

Ich fing also mit Dogmatik an, weil mir diese am leichtesten wurde. Und ich hatte das seltsame Glük, ohngeachtet ich nicht öffentlich anschlagen, und sie nur als Repetition der Vorlesungen meines Vaters ausbieten durfte, dreißig Zuhörer zu bekommen: wobei ich die Merkwürdigkeit nicht übergehen darf, daß in diesen meinen ersten Vorlesungen sich Zuhörer befanden, welche noch in der Fürstenschule meine Obern gewesen waren, und mich mit Ohrfeigen beehrt hatten. Dies ist so zu enträthseln. Die Zeit, welche ein Alumnus eigentlich in der Pforte bleiben muß, beträgt sechs Jahre. Nun blieb ich nur zwei Jahre. Folglich hatten viele der Obersekundaner, und jüngsten Primaner meiner Zeit noch drittehalb und drei Jahre zu bleiben, da ich die Schule verließ. Daher kam es, daß einige z. E. Eisenhut, Deutrich, (jezt ein Prediger im Merseburgischen) Senf (jezt Pastor und Consistorialrath in Halle) und verschiedene andere, damals erst von der Schule angelangt waren, da ich mein erstes Collegium las. Ich habe sie auch selbst, da sie sich zur Dogmatik meldeten, daran scherzend erinnert, daß sie mich noch vor vier Jahren als

einen Tertianer ihre schwere Hand hätten fühlen lassen.

Aber noch erinnere ich mich mit Lachen an den greulichen Kohl, den ich damals meinen dreißig Zuhörern auftischte. Ich las in meines Vaters Auditorium, welches neben seiner Studierstube war. Mein Vater also stand, jede Stunde, wenn ich las, hinter der Thür, um mir zuzuhören, und hatte eine Schreibtafel zur Hand, in welcher er meine Schnizzer notirte, um mich nach der Stunde zu belehren. Und leider mußte er jede Stunde mehrere Seiten volschreiben und bald besondere Klassen formiren, um die dogmatischen, exegetischen und grammatischen Fehler von einander zu sondern. Denn es war fürchterlich, was ich mitunter für Ignoranzen beging. Es verfloß keine Stunde, wo der gute Vater nicht ein paar Duzzend Donatschnizzer aufzeichnen mußte, welche mir im Sprechen entwischt waren: denn ich docirte alles lateinisch: was damals noch in Leipzig mode war. Und eben so häufig sündigte ich bei Entwiklungen dogmatischer Begriffe oder Erklärungen der biblischen Beweisstellen. Am häu-

figsten schlegelte ich im N. Testament, wo ich so sehr Idiot war, daß ich mich erinnere, einmal μελλειν mit μελεταν verwechselt zu haben.

Und doch gingen meine dogmatischen Vorlesungen ohne Prostitution ab. Ich sprach mein Latein so fertig, daß viele Schnizzer nicht bemerkt und die bemerkten dem neunzehnjährigen Docenten verziehen wurden. Und in meinem Vortrage selbst war, der vielen Fehler ungeachtet, dennoch auch viel Gutes, in Absicht auf Ordnung, Deutlichkeit, Entwiklung der Begriffe, lichtvolle Darstellung der Argumente u. s. w. was ich meinen mühsamen Präparationen zu verdanken hatte; gnug meine Auditoren waren mit mir zufrieden und hielten aus bis ans Ende. Und ich — hatte den sehr wichtigen Vortheil, nun meine Dogmatik volkommen inne zu haben. Denn mein von Ehrgeiz erzwungnes Studium, mit denen täglichen Nachbesserungen meines Vaters, war natürlich, bei einem guten Kopf und zugleich glüklichem Gedächtnisse, das entscheidende Mittel, mich von meinem theologischen System Meister zu machen. —

Ich kan auch betheuern, daß ich in meinem Leben

weiter kein theologisches System, weder groß noch klein gelesen, viel weniger studiret habe. Ja ich habe nie einen Kemniz, Buddäus, Holmann und wie alle die orthodoxen Systematiker heissen, in meinem Hause gehabt.

Nachdem ich die nach meiner Vorstellung hauptsächlichste Wissenschaft hinter meinen Rükken hatte, ging ich aufs Hebräische los, welches mir Bosek so sauer und folglich so zum Ekel gemacht hatte, daß ich ganz unwissend darinnen geblieben war. Ich machte den Anfang mit einem sogenanten Fundamentali, und verfuhr, wie mit der Dogmatik. Zu halben Tagen saß ich und studierte die Subtilitäten der Punktveränderungen und lernte Regeln und Exempel auswendig, um in jeder Stunde als ein Mann auftreten zu können, der seiner Wissenschaft mächtig ist. Und so war ich am Ende des halben Jahres so firm in der hebräischen Grammatik, daß ich meinen Kodex so gut wie Bosek analysiren konte.

So hab' ich zwei Jahr fortgefahren. Alle halbe Jahre nahm ich ein, in der Folge auch zwei Fache vor, die ich als Docent bearbeitete, um sie

mir eigen zu machen. Und dadurch lernte ich nicht nur, sondern ich gewöhnte mich zugleich ans Studiren und bekam, mit der Luſt zum gelehrten Fleiße (welche das täglich ſichtbare Wachsthum meiner Kentniſſe erhöhte) auch immer mehr Kraft und Reife des Geiſtes.

Das erſte in mir aufgehende Licht, deſſen ich mich aus dieſem Zeitpunkte erinnere, ſchien im exegetiſchen Fache. Ich ſtieß, ſchon bei meinen Vorbereitungen auf die dogmatiſchen Vorleſungen, auf ſo viel Stellen des N. Teſtaments, welche Anführungen des A. Teſtaments enthielten, und wurde bei etwas genauerer Vergleichung derſelben oft ſtuzzig, wenn ſie im Alten das gar nicht zu enthalten ſchienen, was ſie im Neuen Teſtamente bezeugen ſolten. Als ich hernach über den Eſaias und Hoſeas las und dieſe dichteriſchen Schriftſteller zum erſtenmale im Zuſammenhange ſtudirte, ſo fand ich mehr als einen Spruch ſo augenſcheinlich verſchieden von dem Sinne des Anführenden im N. Teſtament, daß ich mich zu der Kezzerei gedrungen fühlte, im N. Teſtament bloße Akkommodationen anzunehmen, und zu behaupten, daß

die Propheten an das gar nicht gedacht und mit ihren Worten angedeutet hätten, was die Schriftsteller des N. Testaments bei Anführung derselben hätten sagen wollen. So hielt ich es Es. 7. für offenbar albern, eine Weissagung vom Messias finden zu wollen, da der ganze Zusammenhang lehrt, daß von lauter Gegenständen der damaligen Zeit die Rede ist. Selbst bei Kap. 53. wurde ich zweifelhaft; und hielt die Deutung desselben auf Hiskias für die wahrscheinlichere, ohngeachtet meine damals noch hohe Idee von der theologischen Satisfaktionstheorie mich zurükhielt, die herkomliche Meinung ganz zu verwerfen. Am stärksten bewegte mich die Stelle Hos. 11. wo es heist: Da Israel jung war (d. h. da die Israeliten erst anfingen, einen Staat zu formiren) hatte ich ihn lieb und führte ihn, meinen Sohn, (mit der Zärtlichkeit eines Vaters für seinen Sohn) aus Egypten. Aber wenn ich ihn jezt rufe (wenn ich ihn jezt leiten und führen wil) so huret er andern Göttern nach. ꝛc. Denn da war es aus dem Gegensazze: jezt huret er ꝛc. alzuklar, daß der Prophet und (was ich damals noch glaubte) der durch ihn redende h. Geist ganz ohnmöglich

an Christum gedacht und von seiner Rükkunft aus Egypten geweissagt haben konte.

Und diese erste Einsicht, die ich durch eignes Prüfen erlangte, verursachte denn, daß ich jezt um so emsiger studirte und mit meinen eignen Augen zu untersuchen strebte, ob auch alles so sey, wie man michs überredet hatte. Venema und Grotius waren damals die Bücher, die ich gebrauchte und die mir manches Licht gaben und manche alte herkomliche Schriftauslegung von mir verscheuchten.

Indessen blieb ich im ersten Jahre meines forschenden Fleißes der erlernten Dogmatik völlig treu und glaubte eisenfest alle Lehrsäzze derselben, mit allen ihren Bestimmungen, welche meines Vaters Hefte enthielten. Ja, ich hielt es für unmöglich, daß in den Lehrsäzzen selbst irgend etwas falsch seyn könte, gesezt auch, daß die Theologen in den Beweissprüchen manches übersehn und nicht überal ihrem wahren Sinne gemäs sie angeführt hätten. Daher fiel mir es auch noch gar nicht ein, die Lehrsäzze selbst zu prüfen. Und ich

würde mir vor Gottes Angesicht einen Vorwurf darüber gemacht haben, wenn mir ein Zweifel dagegen aufgestoßen wäre.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Meine Bekehrung, oder, Durchbruch des Lichts.

Viele Pietisten haben behauptet, der Mensch müsse die Stunde, ja den Moment seiner Bekehrung angeben können. Denn sie meinen, es sei ein gewisser Augenblik, wo der h. Geist, wie ein Küchlein das Ei durchbricht, gleichsam die harte Sündenkruste durchbreche, und wo der Mensch es ganz genau fühlen könne, wenn, nach langem Kampfe mit der Liebe zur eignen Gerechtigkeit, endlich das Gnadenlicht plözlich eindringt und das völlige Hinsinken in die Wunden Jesu und das alleinige Ergreifen derselben bewirkt und damit zugleich die selige Empfindung der geschehenen Rechtfertigung hervorbringt.

Ich

Ich kan wirklich auch den Moment meiner Bekehrung, nach meiner Art angeben. Denn ich weiß genau die Stunde, wo das Licht meiner Vernunft die harte Kruste meiner Steifglaubigkeit aufriß, und der Durchbruch erfolgte, so daß das neugeborne Kind der Aufklärung — freilich nur nach und nach und sehr langsam — wachsen, und zum Manne reifen konte.

Gott hatte mir einen Freund beschert, welcher das Werkzeug dazu ward, und dadurch den Namen des Freundes im erhabensten Sinn des Worts verdiente. Er ist jezt, wo ich nicht irre, Lehrer an der Leipziger Thomasschule. Sein Name ist Topf. Dieser redete mir nicht nur beständig von den herrlichen Dingen vor, die man bei Ernesti und Fischern lernen könte, sondern er reizte und beschämte mich auch fast täglich durch das Beispiel seines unermüdeten Fleißes. Wir waren vertraut und spielten fleißig ein Lhomberchen mit einander — ein Spiel, welches mein Vater liebte und das ich, in seinen Gesellschaften, durch Zusehen frühzeitig gelernt habe. Er tadelte daher sehr oft und freimüthig meine blinde Anhänglichkeit an

Crusius, und bedaurete mich, daß ich bei all meinem Kopfe ein armer Ritter werden würde, wenn ich weiter nichts lernte.

Eines Tages war ich schon auf seiner Stube, und hatte die Karten zurechte gelegt, als er aus den Vorlesungen des Prof. Fischer nach Hause kam, und mich mit einer mitleidigen Mine ansah. O wie daurest du mich, lieber Bahrdt, sprach er, indem er seine Hefte mit einem Seufzer auf den Tisch warf, daß du solchen Unterricht entbehrest, wie ich jezt genieße. Warlich Bruder, der Fischer sagt uns Sachen, die man bei all den großen Fakultätsperükken nicht zu hören bekomt. Das heist doch Bibelerklärung! Da lernt man doch seine Bibel verstehn, und gewiß werden, daß man den rechten und einzig wahren und möglichen Sinn gefunden hat. Bei deiner Crusianischen Methode ist die Bibel eine wächserne Nase, die sich nach jeder Philosophie und nach jedem System drehen läßt. Bruder, du mußt warlich mit zu Fischern, wenn du gleich schon Magister bist. Es ist Winter, und in den Abendstunden, wo er liest, ist's so ziemlich dunkel, daß dich niemand gewahr

wird. Du wirsts bei Gott nicht bereuen, mir gefolgt zu haben.

Bei diesen Worten sah mir der gute Topf so herzlich ins Gesicht, und schien so gerührt, daß ich ohnmöglich ohne Rührung bleiben, und der so gutgemeinten Ermahnung widerstehen konte. — Mein ganzer Ehrgeiz wachte auf, all meine Wisbegierde wurde rege, und der Gedanke, daß ich das vermeinte Licht, was mir schon aufgegangen war, vergrößern würde, bestimte mich zur Folgsamkeit. — Weist du was, Bruder, sprach ich auf eine ihn überraschende Art, morgendes Tages geh' ich mit. — Er fiel mir um den Hals, und eine Thräne zitterte in seinem Auge. Denn es war eine weiche Seele. — „Nun hab' ich dich „erst recht lieb; Und nun glaub' ich, daß du den „Weg zum großen Mann finden wirst."

Ich ging. Fischer las über den ersten Brief an die Korinther, und war am Ende des zweiten Kapitels. Ich hörte einige Stunden aufmerksam zu, war aber wie ein Mensch, der aus Obersachsen zum erstenmale nach Niedersachsen komt. Ich verstand wenig. Erstlich las er lateinisch. Dann

räsonnirte er gar nicht über den Text, demonstrirte den Sinn nicht a priori, zog keine Dogmata, keine Porismata heraus: kurz es war gar nicht die Küche, die ich gewohnt war. Er redete von grammatischer Erklärung, von Sprachgebrauch, von Gewohnheiten gleichzeitiger Schriftsteller — sprach von Septuaginta, Aquila, Symmachus, Theodotion, Hierichuntina — Philo, Josephus — erläuterte aus diesen Schriftstellern den Apostel — kurz er redete von Dingen, die mir neu und unerhört waren: und vor denen mich Crusius in der Folge (wie ich oben schon erzählt habe) sehr andächtig, ob schon zu spät warnte.

Doch die ungewöhnte Kost schrekte mich nicht ab. Meines Topfes brüderliche Ermahnungen hatten mir den Magen so weit zubereitet, daß Lüsternheit da war, ohngeachtet ich noch dem Dinge den Geschmak nicht abgewinnen koute. Es ging mir wie einem, der zum erstenmale Austern vorgesezt bekomt. Der Gedanke, daß es ein vornehmes Essen ist, macht ihn lüstern. Er kostet. Es schmekt nicht. Er zwingt sich. Endlich lernt er sie hundertweise mit Wollust verschlukken.

Fischer kam aufs dritte Kapitel, wo Paulus die Korinther ausschilt, daß sie unter der Gemeine Spaltungen machten, und einige sich Kefisch, andere Apollisch, andere Paulisch, andere Christisch nanten, und wo er den sehr vernühftigen Grund von der Thorheit und Ungereimtheit dieser (bis anno 1789 beibehaltenen, und durch Landesgesezze privilegirten) Mode angiebt, daß ja Paulus und Apollo und Kephas eins sind — ἓν εἰσι — d. h. einerlei Religion vortragen, für einerlei Zwek arbeiten.

Bei dieser Stelle führte Fischer verschiedene Stellen aus andern so wol guten als Hellenistischen Schriftstellern an, in welchen das Eins seyn von Personen prädicirt wird, und allezeit eine moralische Einheit d. h. eine Uebereinstimmung der Lehre, der Grundsäzze, der Absichten, der Endzwekke — andeutet. Und er erinnerte uns dabei, daß es auch hier, vermöge des Zusammenhanges, nichts anders bedeuten könne, als — eine moralische Verbindung, und Uebereinstimmung der Lehren: da der Apostel die Absicht habe, zu sagen, daß es ungereimt sey, von irgend einem Lehrer sich

einen Namen zu geben, und eine Parthei zu formiren; weil ja alle Lehrer einerlei Religion predigten oder doch predigen solten, und für einerlei Zwek, nämlich für die Veredlung und Beseligung der Menschen durch die Lehre Christi, bestimt und angestelt wären.

Nachdem er nun so uns den Sinn des Einsseyns augenscheinlich gemacht hatte, sezte er mit seinem ihm eignen austeren und barschen Tone hinzu: „und nun seht ihrs ja, was das Diktum „1 Joh. 5, 7. für Eure Dreieinigkeitslehre beweisen kan, wenns auch genuin wäre."

Hier wars, als wenn ein Donnerschlag mich erschütterte. Ich erblaßte, und das Herz fing mir an zu schlagen, als wenn ich meinen Freund in Feuersgefahr erblikt hätte. „Gott, dachte ich bei „mir selbst, nicht genuin? und wenns auch genuin „wäre, nichts beweisend? das dictum classicum „primi ordinis pro adstruenda Ss. Trinitate, „welches dir bisher das stärkste und unwidersprechlichste geschienen hat, um dieses heilige „Geheimniß aus der Schrift klar zu machen, sol „nicht genuin seyn? Was ist das, nicht genuin?

„Und sol auch keine Beweiskraft haben? Warlich,
„wenn das Diktum nichts mehr gilt, so siehts um
„die andern noch schlechter aus, da wanket meine
„ganze Dogmatik, und verdient eigne Prüfung."

Ich hatte für die ganze übrige Lektion meine Aufmerksamkeit verloren. Ich ging schwermüthig nach Hause, und verfiel in tiefes Nachdenken. „Nicht genuin? Nicht beweisend?" Das lag mir auf dem Herzen, wie ein Stein. Denn so was in meinem Leben zu hören, hatte ich mir nie vorgestelt.

Mein Gewissen wolte mich anfangs gar nicht zur Untersuchung lassen. Es war mir immer, als wenn mich eines warnte: gieb den Zweifeln keinen Raum, damit du nicht zum Unglauben verführt werdest, und dein Heil verscherzest. Und doch wolte mirs nicht aus dem Sinne, daß das Diktum nichts beweisen solte. Auch war mir der Grund davon so einleuchtend, daß ich mirs gar nicht erwähren konte, ihn zu sehn. Einsseyn, von Personen gesagt, heißt doch überal — selbst bei Paulo — moralische Einheit: warum sols hier beim Johannes Einheit des Wesens seyn? Das lag

mir unaufhörlich vor der Stirn. Ich mochts nicht los werden.

Endlich ging ich zu meinem Vater. „Ich komme heut mit schwerem Herzen zu Ihnen, hub ich an, der Fischer hat mich in meiner ganzen Dogmatik irre gemacht."

Er. Wie so? Das wird wol so ernstlich nicht gemeint seyn. Das sol der Fischer wol bleiben lassen. Die Lehre Christi, mein Sohn, ist ein Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

Ich. Das weiß ich, bester Vater. Aber ich wanke wirklich. Und ich komme, bei Ihnen Hülfe zu suchen. Sagen Sie mir doch vor allen Dingen, was das heißt, ein Diktum der Bibel sey nicht genuin?

Er. (verweisend) Ja, es ist nicht gut, daß du nie ein Collegium über die Kritik der Bibel gehört hast. Du mußt das jezt durch Privatfleiß nachholen. — Nicht genuin nent man ein Diktum, welches in den neuern gedrukten Ausgaben der Bibel zwar steht, von dem aber behauptet wird, daß es in den ältesten und besten Handschrif-

ten nicht gestanden habe, und also irgend einmal in den Text sey eingeschoben worden.

Ich. Also wäre ein solches Diktum nicht vom Apostel, sondern von einem Betrüger?

Er. Eben nicht, Betrüger. Aber man sagt häufig, daß in den alten Zeiten auf den Rand der Abschriften des N. Testaments mancherlei geschrieben worden sey, welches hernach durch Versehn der Abschreiber, manchmal auch absichtlich, zum Behuf eines Dogma, mit in den Text gesezt worden wäre. Aber wie komst du denn jezt auf die Frage?

Ich. Ich war gestern ganz des Todes, da Fischer sagte, daß das Hauptdiktum 1 Joh. 5, 7. Drei sind, die da zeugen ꝛc. nicht genuin sey.

Er. O darüber laß dir keine grauen Haare wachsen. Das ist schon ein alter Streit, wo die Gegner hinlänglich widerlegt sind. Wenn du einmal den Myll, Wettstein und andere kritische Werke studiren wirst, da wird sich schon mehr Licht für dich finden. Das Diktum fehlt freilich in manchen alten Handschriften, und patristischen Allegationen (beiläufig, lieber Sohn, an Patri-

stik hast du wol auch noch nicht gedacht?) aber es steht auch gegenseitig in vielen Codicibus, und wird von sehr alten Kirchenvätern allegirt. Zudem hats alle mögliche argumenta interna für sich. Also hats keine Noth. Das Diktum ist genuin.

Dieses Gespräch ward unterbrochen, und ich verließ meinen Vater doch mit halber Beruhigung, weil ichs ihm glaubte, daß der Spruch wenigstens genuin sey, und weil das nun gehoben schien, was mich am meisten geängstet hatte. Aber des andern Tages stunds wieder mit mir auf, und meine Unruhe nahm von neuem überhand. Es fiel mir ein, daß es doch in vielen — alten — bewährten Handschriften nicht fehlen könnte, wenns genuin wäre: und — daß wenigstens, aus jenem Fehlen, so viel sich folgern ließe, daß der Spruch kritisch zweifelhaft sey, und folglich als entscheidender Beweisspruch nicht gebraucht werden könne. Denn wenn es nicht ganz gewiß, ganz unwidersprechlich wahr ist, dachte ich bei mir selbst, daß ein Spruch wirklich vom h. Geiste ist: wenn es noch Gründe für die Möglichkeit giebt, daß er untergeschoben seyn könte; so kan ich meinen

Glauben, auf einen solchen Spruch nicht mehr gründen: so kan ich mich dessen gegen keinen Gegner bedienen: — und so ist mir, selbst nach dem, was mein Vater zugestund, das Diktum 1 Joh. 5, 7. nun doch so gut als verloren. Und gewiß wird es nicht das einzige Diktum in der Dogmatik seyn, gegen welches sich dergleichen Einwendungen machen ließen, wenn man sie genauer untersuchte.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fortsezzungs.

In diesen Gedanken des Unglaubens bestärkte mich die Fortsezzung des Gesprächs mit meinem Vater, statt daß sie mich hätte beruhigen sollen. Er konte mich auf keine Weise befriedigen.

Gleich meinen Hauptzweifel, mit dem ich am folgendem Tage ihn antrat, schien er mir nicht recht lösen zu können. Ich stelte ihm nämlich vor, daß, wenn er zugeben müsse, daß die Fischersche

Erklärung des Einsseyns der drei Zeugen möglich sey, die alte Auslegung von der Einheit des Wesens so gut als widerlegt sey. Dies erklärte er für eine unstatthafte Folgerung. Aber ich beharrte dabei, und entwikelte ihm meinen Schluß so: „wenn ich, bei meinem Glauben an die Lehrsäzze der Religion, Beruhigung haben, und gewiß seyn sol, daß die h. Schrift sie wirklich enthält, und Gott sie in derselben gelehrt, und sie mir zu glauben befohlen habe; so muß der Spruch, auf welchen ich diesen Glauben gründe, einen so ausgemachten Sinn haben, daß kein anderer Sinn reelle Möglichkeit hat. Denn so lange ein Gegner auftreten und sagen kan, sein Sinn sey möglich d. h. er stimme mit Grammatik, Sprachgebrauch, und Kontext überein, so lange habe ich bei meinem Sinn keine Gewißheit. Denn das ist nicht völlig gewiß, dessen Gegentheil eben so wol möglich ist, d. h. eben so wol Gründe für sich hat. Wenn ich also annehme, daß die Worte, Drei sind, die da zeugen — und diese drei sind eins, eben so gut nach den Regeln der Auslegung von einer moralischen Einheit verstanden werden können, als von einer wesentlichen; so ist die leztere

insofern nicht gewiß, und mein Glaube kan sich auf diesen Spruch nicht mehr mit Beruhigung gründen. Und der Gegner, der nun die Dreieinigkeit leugnet, hat eben dadurch diesen Beweisspruch widerlegt, daß er eine andere gleich mögliche Erklärung desselben angezeigt hat. Denn mir liegt es ja ob, wenn ich den Gegner bekehren und seinen Irthum benehmen wil, daß ich ihm Beweissprüche bringe, in denen das Dogma, das er glauben sol, so entscheidend vorgetragen wird, daß gar kein andrer Sinn, nach den Gesezzen der Interpretation, stat findet. Wenn also der Gegner mir bei einem Beweisspruche zeigen kan, daß allerdings ein andrer stat findet; so bin ich eben damit widerlegt. Denn der Orthodoxe muß Gewißheit geben, der Kezzer aber braucht nur Möglichkeit des Gegentheils zu beweisen."

Er. Mit solchen Räsonnements, mein Sohn, wirst du die Ruhe deines eignen Glaubens zerstören.

Ich. Ohne meine Schuld, bester Vater. So lange mir dies Räsonnement einleuchtet, kan ich ja nicht widerstehn. Ich bin ja gezwungen, zu zweifeln. Helfen Sie selbst mir heraus.

Er. Das kanst du selbst, wenn du nur nicht vorsezlich der Wahrheit widerstrebest. Denn du weist doch, daß die Lehre von der h. Dreieinigkeit eine herschende Lehre der Schrift ist. Du hast also gar keinen Grund, unter den möglichen Erklärungen des Einsseyns, gerade die zu wählen, welche dich zum Unglauben führt.

Ich. Es fält mir auch nicht ein, bester Vater, die herschende Lehre der Schrift zu verwerfen und an ihr ungläubig zu werden: sondern es scheint mir nur, daß durch die mehrgedachte Möglichkeit, dieses schöne Diktum probans verloren gehe.

Er. Warum sol es aber verloren gehen: da du die Wahl hast?

Ich. Für den Gegner gehts doch verloren: und insoweit auch für mich, insofern ich dem Gegner nichts mehr damit beweisen kan, weil er sich darauf beruft, daß seine Erklärung eben so wol möglich sey. Und er hat noch überdies einen wichtigen Grund seiner Wahl. Er kan sagen, ich bin verbunden, unter zwei möglichen Erklärungen eines Spruchs, die zu wählen, welche

der Vernunft am gemäßesten ist. Nun aber ist die orthodoxe Erklärung über alle Vernunft und ganz unbegreiflich: hingegen die meine, von der moralischen Einheit oder Zusammenstimmung der Zeugen ist vernünftig und einleuchtend, also muß ich die meinige vorziehn.

Er. Aber wenn du ihm zeigen kanst, daß die Einheit des Wesens der drei Personen herschende Schriftlehre ist; so hast du ihm ja einen entscheidenden Grund angegeben, unter den zwei möglichen Erklärungen, hier die zu wählen, welche der herschenden Schriftlehre gemäs ist.

Ich. Ja, bester Vater, aber so ist doch vor der Hand dieses Diktum verloren, weil es eher keine Beweiskraft hat, als bis ich bewiesen habe, daß die Dreieinigkeit herschende Schriftlehre ist. Und die Frage wär' es, ob ich eine einzige Stelle der Bibel für die Dreieinigkeitslehre fände, welche mir der Gegner nicht eben so zurükschikken könte wie diese, nämlich durch Darlegung eines andern eben so möglichen Sinnes.

Er. Und dennoch wäre das Diktum nicht verloren, denn ich würde dem Gegner zeigen, daß

er nicht nur durch den herschenden Schriftvortrag, sondern selbst durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch bestimt werde, die orthodoxe Erklärung zu wählen, und die Einheit des Wesens gelten zu lassen.

Ich. Ja, da hätten wir gewonnen Spiel, wenn wir zeigen könten, daß das Eins seyn, gewöhnlich, die Einheit des Wesens bedeute. Denn ich habe immer gedacht, daß sich diese Bedeutung gar nicht beweisen lasse. Wenn Sie mir nun zeigten, daß es sogar die gewöhnliche sey, so wäre mein Glaube freilich beruhigt und das Diktum gerettet.

Er. Ich weiß nicht, wie du mir vorkomst. Du hast über meine Dogmatik gelesen und wilst nicht wissen, daß das Einsseyn hundertmal in den Reden Jesu von der Einheit des Wesens vorkomt? Wie oft sagt Christus auf das nachdrüklichste, ich und der Vater sind eins?

Ich. Diese Stellen, mein Vater, habe ich nicht vergessen. Aber ich weiß nur nicht die orthodoxe Bedeutung des Einsseyns damit zu beweisen. Denn aus einer Stelle etwas beweisen,

heist

heist ja soviel als zeigen, daß der angegebne Sinn der einzig mögliche sey, und daß jeder andere Sinn mit den Regeln der Auslegung streite und also keine reelle Möglichkeit habe.

Er. Richtig. Und so darfst du ja nur alle die unzähligen Beweisstellen der Dogmatik, für die wesentliche Gottheit Christi zusammennehmen, so ists ja klar, daß Christus sich in keinem andern Sinne eins mit Gott nennen kan.

Ich. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich beklage, daß Sie damit die Untersuchung verlängern, und mich überal in derselben Noth sizzen lassen. Ich solte ja dem Gegner, um das Diktum 1 Joh. 5, 7. zu retten, beweisen, daß das Einsseyn in der h. Schrift eine Einheit des Wesens anzeige, und daß das gewöhnlicher Sprachgebrauch sey. Da ich das nun nicht zu können schien, führten Sie mich auf die vielen Reden Jesu, wo das Einsseyn Jesu mit dem Vater behauptet wird. Und da ich nun hier wieder frage: wie ich aus diesen vielen Stellen den gewöhnlichen Sprachgebrauch beweisen solle; so verlangen sie, daß ich erst wieder alle andern Beweisstellen für die Gott-

heit Christi zu Hülfe nehmen sol. Wie nun, wenn es uns bei allen so gienge, daß der Gegner eine andere mögliche Deutung fände? Und zudem hätte ich damit nicht einmal etwas bewiesen. Denn wenn auch die Gottheit Christi, wie ich fest glaube, aus hundert Stellen sich erweisen läßt, so folgt ja noch gar nicht, daß darum das Einseyn eine Einheit des Wesens anzeigen muß. Des Gegners moralische Einheit bleibt ja immer noch möglich.

Er. Nimmermehr. Besinne dich nur, daß Christus diese Redensart meistentheils in der Verbindung braucht, wo von der Hoheit seiner Person die Rede ist, welche die Juden bezweifelten. Wie wäre es möglich, daß Christus auf die Frage, bist du Gott? antworten könte: ich und der Vater sind eins, wenn er damit eine blos moralische Einheit anzeigen wolte. Das wäre ja widersinnisch. Denn, moralisch eins, können und sollen ja alle Menschen mit Gott seyn: sind sie darum Gott?

Ich. Nein. Aber gleichwol scheint Christus selbst nichts als eine moralische Einheit seiner Person mit Gott lehren zu wollen, weil er ausdrük-

sich sein Einsseyn mit Gott und das Einsseyn der Menschen mit Gott als einerlei vorstelt.

Er. Wie? Als einerlei?

Ich. Mich deuchts. Betet Christus nicht im Johannes: Vater, ich wil, daß meine Jünger mit dir und mit mir eins seyn, wie ich mit dir eins bin? Hier deucht mich, ist offenbar der Sinn dieser: Vater, gieb, daß meine Jünger eben so mit mir, und dir Ein Herz und Eine Seele werden, und sich mit uns zu dem großen Zwekke der Beseligung der Menschheit durch Warheit vereinigen, wie ich mit dir zu diesem großen Werke vereiniget bin.

Er. Du nimst die Vergleichung zu streng. Es sol nur so viel heißen: Laß meine Jünger moralisch mit uns eins seyn, in einem eben so festen Bande, wie das ist, was uns wesentlich eins macht.

Ich. Das läßt sich hören. Aber der Gegner wird immer sagen, daß diese Vergleichung gezwungen und — nicht bewiesen sey.

Er. Ei, so beweise ich sie ihm eben damit, daß Christus die Redensart, wie ich oben dir sagte,

da braucht, wo ausdrüklich von seiner Gottheit die Rede ist.

Ich. Aber sagt denn Christus in irgend einer solchen Stelle ausdrüklich, wenn die Juden ihn fragen: ja, ich bin Gott? Ich erinnere mich keiner. Einmal weiß ich, schikten die Juden (ich glaube nach Joh. 10) eine Deputation an ihn, und ließen ihn ausdrüklich fragen, wofür er sich denn eigentlich ausgebe? Und da braucht er blos die Worte: ich und der Vater sind eins. Aber er sagt nicht, ich bin Gott,

Er. Gut, daß du selbst diese Stelle bringst. Hier ist ja das Einsseyn mit Gott ganz offenbar die wesentliche Einheit, die seine Gottheit beweist. Denn die Juden wolten ihn ja steinigen, weil er sich mit dieser Redensart selbst zu Gott mache. Also muß es ja damals Sprachgebrauch gewesen seyn, das Einsseyn mit Gott von wesentlicher Einheit zu verstehen. Bist du denn noch nicht beruhigt?

Ich. Ermüden Sie nicht, bester Vater. Aus dem, was Sie sagen, folgt nur, daß ihn die Juden so verstanden haben, nicht aber, daß er sein Einsseyn mit dem Vater für eine Einheit des

Wesens genommen habe. Vielmehr scheint er dieses als eine Misdeutung anzusehn. Denn er entschuldigt sich ja mit dem herschenden Sprachgebrauche des alten Testaments, vermöge welchem alle solche Redensarten, und selbst das Wort, Gott, als Prädikat, von blossen durch den Geist Gottes erleuchteten Menschen gesagt werden. Die Schrift, spricht er, kan ja nicht gelößt d. h. eines Irrthums beschuldiget werden. Nun aber nennt ja die Schrift so gar die Menschen Gott, zu welchen das Wort des Herrn geschehen ist, d. h. welche göttliche Erleuchtung hatten. Scheint es hier nicht offenbar, daß Christus sich die wesentliche Einheit, und folglich die Gottheit verbitte, indem er die Juden auf diesen Sprachgebrauch des A. Testaments führt? Denn wenn er hier die Deputation wirklich hätte belehren wollen, daß er wahrer Gott sey, und wenn er folglich die Worte, ich und der Vater sind eins, von einer Einheit des Wesens verstanden hätte, so mußte ers ja lieber gerade heraussagen: ja, ich bin Gott!

Mein Vater wendete hier ein, daß Christus aus weisen Absichten nicht für gut gefunden habe,

sich jezt noch gegen die Juden, und besonders gegen eine pharisäische Deputation so ganz deutlich und kategorisch zu erklären, und führte mich und sich, in der Folge des Gesprächs, in immer verwikkeltere Labyrinthe, dergestalt, daß ich zulezt ihn verließ, ohne das mindeste für meine Beruhigung gewonnen zu haben.

Ich ward nunmehro — nicht ungläubig (denn das ließ mein Gewissen nicht zu — da Orthodoxie zu tief in mir eingewurzelt war) aber doch zweifelhaft. Und ich faßte den ernstlichen Entschluß, Fischern fortzuhören, mich mit seiner Methode zu interpretiren vertraut zu machen, und eigentlicher Philolog zu werden, ganz in der Absicht, um meine Dogmatik von Anfang bis zu Ende der schärfsten Prüfung zu unterwerfen, und nicht eher zu ruhen, bis ich die Lehren meiner Kirche mit der vollen Rüstung des gelehrten Philologen vertheidigen, und für jeden Glaubensartikel solche Beweisstellen aufbringen könte, in welchen das zu beweisende Dogma so einzig der Sinn der Stelle sey, daß kein andrer Sinn, vermöge Grammatik, Sprachgebrauch und Kontext möglich bliebe.

Und von Stund an gab ich meinem Crusius den Abschied. Ich studirte seine Philosophie nicht mehr. Ich achtete seine Warnungen vor den Buchstaben (wie er die Sprachgelehrsamkeit nennte) nicht mehr. Ja, ich besuchte ihn nicht anders, als wenn ich auf Befehl meines Vaters zu ihm gehen, und etwas ausrichten mußte.

Ich studirte nun mit unermüdetem Fleiße Geschichte und Sprachen. Und ich suchte besonders alle Hülfsmittel der Philologie zusammen, um in meiner Bibel mit eignen Augen sehen zu lernen. Und so war nun, bei allem meinen fortdauernden Glauben an die Grundartikel des Systems, dennoch in mir der unerschütterliche Grund zum Unglauben gelegt, und meine Bekehrung vollendet. Denn ein Mensch, der einmal erst entschlossen ist, die Kirchentheologie zu prüfen, und auf den Probierstein der Vernunft und Philologie zu bringen, der kan, wenn er die nöthigen Talente und Stätigkeit hat, bei dem Glauben nicht ausharren, der muß, auf diesem Wege, zulezt ein Ungläubiger werden: d. h. es kan ihm am Ende der Untersuchung nichts als vernünftige Religion übrig

bleiben, und der positive Kram muß ihm zulezt wie Seifenblasen zerstieben. — Doch, mein Weg war lang, und meine Laufbahn mühsam! Erst in meinem vierzigsten Jahre habe ich sie geendet.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Kandidaten-Examen.

Ich kan michs wirklich nicht genau mehr erinnern, ob ich mich kurz vor oder gleich nach meiner Promotion zum Kandidatenexamen in Dresden präsentirt habe. So viel weiß ich, daß es um diese Zeit ohngefähr geschehen ist, und daß ich damals schon eine große Fertigkeit im Lateinreden hatte und, mit der größten Dreistigkeit, einige Funken des Vernunftlichts in mir verbunden waren.

D. Herrmann war Oberhofprediger und Am-Ende Generalsuperintendent. Lezterer war ein sanfter Mann und hatte ganz das fromme Air meines verabschiedeten Crusius. Ersterer aber war

lauter Feuer und — ein volkomner Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war vermögend, einen jungen Menschen zu erschrekken. Er sprach mit solcher Hastigkeit, mit solchem Geschrei, mit solchen Gestikulationen, und fuhr, wenn er vor mir saß, mit dem Stuhle so hin und her, daß ich alle Augenblikke fürchten mußte, daß er mit dem Stuhle auf mir zu sizzen kommen oder mit den Händen mir in die Perükke gerathen würde. Er war aber dabei sehr gefällig, höflich und, nach Art der Hofleute, bereit, alles in der Welt zu thun, was man sich nur von ihm wünschen konte.

Das Kandidatenexamen in Dresden wurde öffentlich gehalten, so daß ein Schwarm von dreißig alten und jungen Kandidaten einen Kreis schloß, von welchem die armen Sünder, welche auf der Schwizparade stunden, umgeben waren. Die Examina sind auch da, ihrer Form nach, eben so verkehrt, und unzwekmäßig, wie ich sie überal gefunden habe. Sie bestehn in bloßen Fragen und Antworten. Da sizzen denn die beiden furchtbaren Examinatoren, die durch ihre hohen Aemter und großen Perükken schon Angst einflößen, (wel-

che natürlich durch die Gegenwart des Präsidenten und der übrigen Konsistorialen so wie durch die Menge der oft ganz laut lachenden Zuschauer vermehrt wird,) und legen den armen Kandidaten Fragen vor, die sie vorher sich aufgeschrieben haben, und verlangen, daß man ihnen gerade so antworte, wie sie die Antwort erwarten d. h. wie es ihre Vorstellungsart erfodert, nach welcher sie schon wieder die folgenden Fragen eingerichtet haben. Ists wol möglich, bei diesem albernen Verfahren einen jungen Menschen zu prüfen? Mag ein Mensch aus dem Stegreif alles beantworten, was die präparirten Herren fragen? Und mag er es in dieser Lage, wo sich alles vereinigt, ihn aus der Fassung zu bringen?

Wann wird man denn einmal einsehen lernen, daß die Prüfung eines Menschen gar nicht anders angestelt werden kan, als wenn das, was er von sich giebt, Folge seines ruhigsten Nachdenkens ist? Das Amt, wozu er bestimt ist, erfodert ja keinen Schwäzzer aus dem Stegreif: warum stelt man denn also die Prüfung so an? Man wil wissen, ob der Kandidat die Religionswahr-

Heiten gefaßt und die Fertigkeit sich erworben hat, sie zusammenhängend, gründlich, lichtvol und populär vorzutragen: erfährt man das wol, wenn man ihn ein paarhundert Fragen in abgebrochnen Redensarten beantworten läßt? Man schließe ihn doch in ein Zimmer ein, man gebe ihm verschiedene Materien aus Religion, Moral, Geschichte, — lasse ihn Zeit zum Nachdenken, heisse ihn sie in schriftlichen Aufsäzzen bearbeiten — dann kan man wissen, ob der Mensch Talente und Kentnisse des Lehrers besizt. Und dann führe man ein paar Kinder zu ihm, und lasse ihn ein Stük mit ihnen durchkatechisiren, um zu sehen, ob er auch Begriffe leicht entwikkeln und sich zu Kinderfähigkeiten herablassen kan. Aber — neue Erfindungen für sinliche Lust oder, neue Finanzprojekte, sind unsern Großen wichtiger als Vorschläge zum Besten der Menschheit. Weg damit!

Bei dem Oberhofprediger kam ich am leichtesten durch. Der Mann spricht fast immer selbst. Er hat kaum eine Frage gethan, so treibt ihn sein Feuer schon wieder zu neuen Fragen, so daß der Kandidat nur nöthig hat, hier und da, prom-

ein paar recht passende Worte dazwischen zu werfen, so schreit er bene, bene, und fährt immer wieder fort, zu schwadroniren.

Ich erwarb mir ein paarmal ein bene und egregie auf eine recht lächerliche Art, indem ich zu Bedeutungen griechischer Worte, von denen die Rede war, mit meiner gewöhnlichen Dreistigkeit, ein paar Stellen aus dem Homer und Plutarch allegirte, ohne sie je da gefunden zu haben, blos in der Voraussezzung, daß er doch nicht nachschlagen und mich auf der Täuschung ertappen konte.

Am=Ende war ein erbärmlicher Frager. Er verstand gar nicht, bestimt sich auszudrükken. Insonderheit war er so erstaunend reich an Divisionen und Distinktionen und gab doch, bei keiner einzigen Frage, den Grund der Eintheilung (fundamentum dividendi) an, so daß man immer die Eintheilung nur errathen mußte. So fragte er mich z. B. wie vielerlei ist die Gnade? Da waren nun funfzig Antworten möglich. Denn die Dogmatik hat in dem Kapitel de gratia bekantlich gerade die gröste Menge von Eintheilungen. Ich war also schnel mit der Antwort: est vel univer-

salis vel — er schüttelte mit dem Kopfe — est vel praeveniens vel operans vel — er schüttelte mit dem Kopfe — est vel vocans vel illuminans vel convertens, vel — er schüttelte mit dem Kopfe: und so durchwühlte meine Phantasie noch alle die Eintheilungen, welche meines Vaters System so reichlich enthielt; und vermochte doch die nicht zu treffen, die er haben wolte, weil zufälligerweise mein Vater sie nicht hatte, oder vielmehr, weil er sie nicht wörtlich so hatte, wie sie Am-Ende haben wolte. Da er sahe, daß sein Kopfschütteln nichts fruchtete, wolte er mir helfen und fing an: est vel medicinalis vel — und nun solte ich forensis hinzusezzen: Aber ich war auch das nicht im Stande, und mußte mir gefallen lassen, daß er Zeichen der Verwunderung über meine Unwissenheit gab, und daß alle Zuschauer hohnlächelten, weil ihnen, aus dem beständigen Zuhören, die Am-Endischen Floskeln so bekant worden waren, daß sie kaum begreifen konten, wie ein Kandidat sie nicht wissen solte. Und wahrhaftig, ich konte meine Dogmatik auswendig (denn es ist ja nur Memorienwerk) und hatte doch von seiner medicinellen und gerichtlichen Gnade kein Jota in

meinem Kopfe. Zwar enthielt meine berufende, erleuchtende, bekehrende, wiedergebärende und rechtfertigende Gnade eben dasselbe. Denn meine vier ersten Glieder der Eintheilung umfaßten seine medicinelle, und mein leztes, seine gerichtliche. Aber wie konte ich das wissen, daß er den h. Geist bei seinen Gnadenwirkungen gerade als D. Medicinä und Justizrath abgetheilt haben wolte?

Meine verunglükten Antworten bei dem guten Am-Ende verursachten, daß meine Censur geringer ausfiel, als mir sie der Oberhofprediger schon vorläufig versprochen hatte. Er sahe sich, wie er mir hernach selbst sagte, genöthiget, seines Kollegens halber, das recte wegzulassen und mich mit einem bloßen promte respondit abzufertigen.

Auf das Examen folgte die Kandidatenpredigt, welche ich, zwar in der Kirche, aber blos vor den Examinatoren und dem Küster ablegen muste. Ich hatte das Evangelium vom ungläubigen Thomas, und bekam den Einfal, welcher in der That von der in mir keimenden Aufklärung meines Geistes zeigte, eine Apologie des Thomas zu übernehmen.

Mein Thema war, die nöthige Vorsicht des Christen bei den Gegenständen seines Glaubens. Ich bewies, daß der Christ große Vorsicht und Behutsamkeit nöthig habe bei seinem Glauben, aus der Wichtigkeit der Sache, indem, von der Religion und der Richtigkeit unsers Glaubens an dieselbe, unsere ganze Moralität und Glükseligkeit abhange, und beide in der größten Gefahr wären, wenn man sich zum leichtsinnigen Fürwahrhalten verleiten ließe. Ich folgerte daraus die Pflicht, alles, was man uns als Religionswahrheit vorträgt, zu prüfen, und mit eigensinniger Strenge zu untersuchen. Und nun gründete ich darauf die Rechtfertigung des Thomas und zeigte, daß ihm gar nicht der Beiname des Ungläubigen zukomme, sondern, daß er vielmehr uns allen zum Muster dienen müsse, nach welchem wir mit gleicher Vorsicht verfahren und Dinge der Religion nicht eher fürwahrhalten müßten, bis wir, so zu sagen, uns, wie Thomas, gedrungen und genöthiget fühlten, der Stärke der Gründe nachzugeben und sie für wahr zu halten.

Ich erwartete von einem meiner hohen Patrone und Vorgesezten über diese Predigt eine Cen-

fur, aber keiner sagte mir etwas. Herrmann allein ließ mich die wenigen Worte vernehmen: nun, Herr Kandidat, Sie haben heute ein intrikates Thema gewagt. Es ließ sich recht gut hören. — Das war alles

Das ganze nuzzenlose Ceremoniel kostete mich mit den Reisespesen über vierzig Thaler. Ists nicht arg, daß so viel arme Leute ums Geld gebracht werden, die zu Hause der Pastor ihres Orts eben so klug fragen könte? Und wie sind erst die Kandidaten zu bedauren, von denen Dresden zu meiner Zeit überschwemt war, welche ohne Patrone und gehoßte oder geschürzte Vorsprecher dahin kommen, und erst ihr Geld verreisen, dann ein paar Monate warten und zehren müssen, ehe sie zum Examen gelangen, und hernach doch wol zwei, drei — ja wol sechs, acht Jahr laufen und (wenn sie dem Registrator, oder Protonotar nicht Goldstükken zeigen) vor allen Kammerlakeien tiefe Verbeugungen machen und sich wie Bettelbuben hudeln lassen müssen, ehe ihnen eine elende Pfarre zu Theil wird, welche die Vergütung ihrer Universitäts- und Kandidaten-Jahre seyn sol.

Um diese Zeit fing mein Vater die undankbarste Arbeit seines Lebens an. Er bekam den unglüklichen Gedanken, das Buch Hiob zu kommentiren, und sich an einen Schriftsteller zu wagen, dem er weder in Absicht auf erforderliche Sprachkentnisse, noch dichterischen Geist gewachsen war. Wie er darauf gefallen ist, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß eine dogmatische Idee ihn begeistert, und zu diesem Entschluß verführt hat, dessen Schwierigkeiten er nicht kante.

Die Hauptlehre, für die sein Herz am meisten glühte, und welche er mit dem wärmsten Eifer und am fleißigsten predigte, war die kirchliche Lehre von der Gerechtigkeit des Menschen vor Gott, ohne Werke, durch den Glauben, welche er die Glaubensgerechtigkeit nennte. Und diese mochte, bei einer einsamen Meditation, mit denjenigen Stellen des Buchs Hiob zusammengetroffen seyn, wo die Freunde Hiobs den Werth seiner Tugend herabsezzen, und ihm vorwerfen, daß sein Vertrauen, das er auf sie gesezt habe, eitel sey, indem er ja jezt aus seinen schrecklichen Schiksalen sehe, daß ihn Gott nichts achte, son-

dern, alles seines Tugendeifers ohngeachtet, im Elende verschmachten lasse. Dabei mochten ihm nun die Reden Hiobs aufgestoßen seyn, wo sich dieser gegen jene Spöttereien vertheidigt, und behauptet, daß Gott doch gewiß endlich noch, seines moralischen Werthes eingedenk, ihn aus seiner Noth retten, und seine Tugend krönen werde. Und nun associirte damit meines Vaters Phantasie die Rede Gottes im Wetter, und — da schoß ihm der Gedanke ein, daß Hiobs Fehler daran gelegen haben müsse, daß er zu sehr auf seine guten Werke getrozt habe, und daß Gott die ganze Geschichte veranstaltet, und vielleicht auch das ganze Buch absichtlich deswegen inspirirt habe, um den Hiob so wol als die Schauer und Leser seiner Geschichte auf die Glaubensgerechtigkeit zu führen, und diese große Warheit zu versinlichen.

So dünkt mich, war in ihm die Hypothese entstanden, welche er nun mit demjenigen Enthusiasmus festhielt, welchen die Liebe zu einer neuen Erfindung, in feurigen Seelen, nur alzuleicht zu erzeugen pflegt.

Ganz lebhaft denke ich mirs, wie da sein Geist glühen mochte, da er diesen Gedanken aufgefaßt, und das Große des Unternehmens empfunden hatte, eine neue Sonne für die Forscher der Dunkelheiten Hiobs aufzustekken, welche zugleich die ihm erhabenste Lehre des Christenthums mit neuem Glanze verherrlichte.

Aber er hat leider für diese voreilige Hizze in Ausführung eines so unreifen Entschlusses büssen müssen. Bei sieben Jahre lang hat er alle seine Stunden darauf verwendet, die ihm seine Aemter übrig ließen, hat von seinem Schlafe sich abgebrochen, hat seine Seelenkräfte angestrengt, und — manchen, manchen Angstschweiß vergossen, wenn die Hypothese in die Fugen des Gedichts nicht passen oder, in den Dunkelheiten einzelner Stellen sich nicht aufhellen wolte.

Dazu kam noch das Unglük, daß er seinen Hiob schlechterdings ganz aus der arabischen Sprache erläutern wolte, und doch gleichwol erst kurz vorher, mit mir, bei Reisken diese Sprache erlernt hatte. Da hatte der gute Mann nun weiter keine Hülfsmittel als seinen Golius, und wuste

auch weiter nichts vorzunehmen, als hebräische Worte, nach der Aehnlichkeit der Buchstaben, im Golius aufzusuchen, und mit den arabischen zu vergleichen. Da habe ichs oft gesehen, wie er über einem Worte stunden lang suchte, bis er endlich ein gleichlautendes arabisches auffand, und eine Bedeutung erhaschte, die ihm in seine einmal festgesezte Erklärungsart taugte: und wie er sich da den Schweiß troknete, und frohlokte. Kurz, ich weiß, daß der liebe Hiob, den hernach die algemeine deutsche Bibliothek, zu seiner äußersten Kränkung, noch obendrein so mishandelte, der erste Nagel zu seinem Sarge war.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

K u h l.

Ich kehre zu meinem akademischen Leben zurük, um meinen Lesern eine Geschichte zu erzählen, welche unter die traurigen Denkmale des Fanatismus gehört, und uns zu erkennen giebt, wie weit sich

der Mensch verirren kan, wenn der Aberglaube einmal über die Vernunft gesiegt, und sich der Herrschaft über die Seele bemächtiget hat.

Nur eben hatte ich durch meine Vorlesungen mir einige Reputation erworben, welche ich damals gewiß nicht der Güte des Inhalts, sondern blos dem Feuer meines einnehmenden Vortrags verdanken mußte; als ein Mensch sich bei mir zu einem Privatissimo in der hebräischen Sprache meldete. Er war vorher bei meinem Vater gewesen, der ihn aber wegen überhäufter Arbeit an mich verwiesen hatte. Dieser Mensch war seines Handwerks ein Kirschner, hatte eine Frau und fünf Kinder, besaß ein Vermögen von sechs bis acht tausend Thalern, und lebte im Thüringschen. Sein Name war, Kuhl. Es war eine lange, rappeldürre Figur, mit einem schmalen und übermäßig langen Gesicht, kleinen Augen, stumpfer Nase, breitem Maule, und kohlenschwarzen Haaren. Stupidität kündete seine Stellung, sein Gang, und jede Mine seines Gesichts. Und in seiner Seele lag jede, ihm lebhaft gewordne, sinliche Idee, wie Blei.

Mein Herr Magister, so war ohngefähr seine Anrede, die Gnade Gottes hat mich ergriffen, daß ich der Welt Buße predigen sol. Und Gott der Herr hats mir eingegeben, daß ich bei Ihnen hebräisch lernen sol. Ich gebe funfzig Thaler, wenn sie mich fertig machen, daß ich predigen kan. Ich bitte Sie sehr, nehmen Sie mich an. Ich wil Tag und Nacht sizzen und lernen.

Ich wuste anfangs nicht, was ich zu dieser Erscheinung sagen solte. Denn ein Narr dieser Art war mir noch nicht vorgekommen. Ich fühlte meine Pflicht, diesen Menschen von seiner Schwärmerei zu heilen, fühlte aber auch auf der andern Seite den Reiz der funfzig Thaler, welche in meiner Lage eine sehr wichtige Summe ausmachten. Dies bewog mich, mit dem Menschen mich einzulassen, mit dem Vorsaz, alles zu versuchen, um ihm seine Narrheit auszureden, aber auch, wenn er unheilbar seyn solte, die funfzig Thaler mir nicht entschlüpfen zu lassen, weil ich vorausseззen konte, daß ein anderer doch den Vogel einnehmen würde, wenn ich ihn fliegen ließe. Und so began unter uns ohngefähr folgendes Gespräch. Man sezze vor-

aus, daß die Fragen, die seine Person betrafen, schon vorausgegangen waren.

Ich. Sein Vorhaben befremdet mich, mein lieber Kuhl. Ich wolte Ihm wol rathen, daß Er es erst noch reiflicher überlegte.

Er. Der Mensch muß nicht überlegen, wenn der Geist ihm Gottes Willen kund gethan hat. Fleisch und Blut kan das Reich Gottes nicht ererben. Der natürliche Mensch vernimt nichts von dem, was des Geistes Gottes ist.

Ich. Ja, ich gebe zu, daß wir mit unserer Vernunft Gott selbst nicht meistern müssen, wenn er uns seinen Willen einmal offenbaret hat. Aber weiß Er auch gewiß, das es Gottes Wille ist, daß Er ein Prediger der Buße werden sol?

Er. (freudig, mit einem lebhaften Aufblik zu Gott) Ja, das weiß ich gewiß.

Ich. Aber woher weiß Er das so gewiß? Hat Er Gott gesehn, und mit ihm geredet?

Er. Eben daher, woher es die Apostel wußten, die Gott auch nicht gesehn, und mit ihm geredet hatten. Der Geist Gottes hat mirs eingege-

ben, und dieses innere Licht fühl ich, und sein Drang ist unwiderstehlich.

(Ich bitte meine Leser vorauszusezzen, daß ich damals noch orthodox war, und daß sie sich daraus die Verlegenheiten erklären müssen, in die ich hier gerieth, und welche mich nöthigten, da, wo mich der Schwärmer gepakt hatte, abzuspringen, und auf etwas anders überzugehen, ohne ihn gründlich widerlegt zu haben.)

Ich. Die Apostel waren freilich ihrer göttlichen Eingebung gewiß. Aber Er hat doch keinen Grund. —

Ev. (hizzig einfallend) Eben so viel wie die Propheten, und Apostel. Jeremias klagt dort, daß er nicht habe predigen wollen, daß er aber ein Brennen in seinem Leibe gefühlt habe, dem er nicht widerstehen konte. Das hab ich auch. Aber so was kan man niemanden sagen, wie einem da zu Muthe ist. Die Apostel kontens auch nicht, und habens niemanden gesagt, und haben doch behauptet, daß sie den Geist Gottes hätten. Die heiligen Männer Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geist.

Ich. Aber, lieber Freund, solte denn hierbei kein Irthum möglich seyn? Wie wenn Ihn seine Einbildung getäuscht hätte?

Er. So könte man auch bei den Aposteln fragen.

Ich. Ja, aber die Apostel haben sich durch Wunder legitimirt.

Er. Die könte ich auch thun, wenns Gottes Wille wäre.

Ich. Wie aber, wenn ich Ihm zeigte, daß es gar nicht Gottes Wille seyn kan, daß Er ein Prediger werde? Wie alt ist er?

Er. Vierzig Jahr.

Ich. Nun seh Er einmal, in diesem Alter ists ja gar nicht möglich, das alles noch zu erlernen, was zum Predigtamte erfodert wird. Und unmögliche Dinge kan ihn ja Gottes Geist nicht geheissen haben?

Er. (lächelnd) Ei, bei Gott ist kein Ding unmöglich.

Ich. Aber es ist doch über alle Kräfte der Natur, die der weise Gott weder zerstört, noch verändert, noch gewaltsam vermehrt.

Er. Der Glaube ist auch über die Kräfte der Natur. Und wissen Sie nicht, daß Gott ihn den Kindern durch die Taufe schenkt?

Ich. (erröthend und stokkend) Ja — aber — der Glaube — ist doch. —

Er. (einfallend) Kan Gott den Kindern ohne Naturkraft den Glauben schenken; so kan er auch mir in meinem Alter so viel Gelehrsamkeit schenken, als ich brauche, ein Prediger der Buße zu werden. Also machen Sie sich darüber keine Sorge, sondern nehmen mich nur getrost in die Lehre. Trauen Sie es Gott zu, daß er durch Sie mehr ausrichten wird, als Sie natürlicherweise im Stande seyn würden.

Ich. Aber wozu wil Er erst hebräisch lernen? Ein Prediger hat das so nöthig nicht. Er macht sich den Weg zu seinem Ziele lang, und beschwerlich.

Er. Thut nichts, Herr Magister. Hebräisch muß ich lernen. Der Geist hat michs geheißen. Er hat mir gesagt, daß ich, wie die alten Propheten, reden, und Königen und Fürsten die Wahrheit sagen sol.

Ich. Lieber Kuhl, Er wirds sehen, daß das Ding nicht geht. Er ist warlich nicht im Stande, alles das zu lernen, was das alte Testament zu verstehen nöthig ist. Und dann braucht Er ja vor allen Dingen auch Philosophie, um richtig und ordentlich denken zu lernen.

Er. Nicht daß wir tüchtig sind, etwas gutes von uns selber zu denken — verstehen Sie das Herr Magister? — sondern unsere Tüchtigkeit ist von Gott — Lehren Sie mich nur hebräisch. Ich bezahle funfzig Thaler. Und Philosophie werd ich auch schon lernen. Der h. Geist wird mich alles lehren.

Ich. Aber wozu wil Er sein schönes Brod verlassen, sein Handwerk vernachläßigen, das Ihn zum nuzbaren Mann machte, sich seinem Weibe und Kindern entziehn?

Er. Wissen Sie wol, was Christus sagt? Wer nicht verläßt Vater und Mutter, und Weib und Kind, und Häuser und Aekker um meinet willen, der ist mein nicht werth?

Ich. Wir haben ja aber schon Lehrer gnug, lieber Kuhl, welche Buße predigen. Und Gott

hat doch seiner Kirche die Macht gegeben, ordentliche Prediger zu berufen und anzustellen, warum wil er sich eindrängen?

Er. Ich dränge mich nicht ein. Gott hat mich berufen. Und Prediger genug, sagen Sie? O das sind stumme Hunde, wie Esaias sagt. Deswegen schikt mich Gott, daß ich reden sol, weil diese schweigen.

Ich. Aber lieber Kuhl, Er wird schwerlich Erlaubniß erhalten zum Predigen. Nach Kurfürstlicher Verordnung wird Ihm die Kanzel nicht gestattet werden können.

Er. O, o, der Kurfürst wird wol müssen! Kein Kurfürst und kein Kaiser kan der Macht Gottes widerstehen. Gott wirds ihnen schon lehren, wenn er seinen Knecht sendet. Dafür sorge ich nicht. Der Gott, der mich berufen hat, wird auch die Kanzel mir öfnen. Christus hats seinen Jüngern allen und also auch mir verboten, sich vor Königen und Fürsten zu fürchten. Hat nicht Johannes dem Herodes zum Troz gepredigt?

Jezt sahe ich, daß mit dem Menschen nichts anzufangen war. Er war in seiner Bibel so be-

wandert, daß er mich mit Sprüchen ängstigte, und alles, was ich ihm sagte, sogleich mit einer Schriftstelle widerlegte. Und meine Orthodoxie selbst brachte mich dabei in die größte Verlegenheit. Denn da mußte ich immer selbst die albernsten Dinge zugestehn, aus denen er hernach folgerte.

Da ich also den Menschen inkurabel fand, dachte ich, es sey besser, daß ich die funfzig Thaler nähme, als ihn einem andern Docenten in die Hände spielte. Denn noch nie hatte ich für ein Kollegium Bezahlung erhalten, sondern war froh gewesen, wenn ich Zuhörer bekam, die mich umsonst hören wolten.

Aber was für ein schrekliches Stük Arbeit hatte ich mit diesem Stoknarren! Ich solte ihn hebr. Grammatik lehren und er verstand nicht, was Grammatik, was Nomen, was Verbum, was Regel hieß. — Vier volle Wochen brachte ich mit ihm zu, ehe er die Buchstaben begrif. Und doch lernte er nie richtig lesen, und zum analysiren kam es gar nicht. Ich analysirte ihm selbst beständig vor, ohne je von ihm verstanden zu werden.

Sein eigner Fleiß war unbeschreiblich. Aber er war auch ganz nuzzenlos. Denn alles, was er vermochte, bestand im Vokabellernen. Und das trieb er mit einer Geduld, die alle menschliche Erwartung übertraf. Er saß gewöhnlich auf einer Kammer, wo wir unser Holz hatten, am Fenster und memorirte an einem halben Duzzend Worte ganze Tage so, daß er die Worte Millionenmal laut wiederholte. Da saß er stundenlang und betete, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em, Af der Vater, der Vater Af, Em die Mutter, die Mutter Em. — So trieb's der arme Thor, bis das halbe Jahr zu Ende und die funfzig Thaler verdient waren.

Indessen hat der Mensch, bei aller der unglaublichen Mühe, die ihm jeder Schrit zu seinem Ziele kostete, dennoch ausgehalten. Er gerieth hernach zu Crusiussen, welcher ihn in seiner Schwärmerei bestärkt haben mochte. Denn er nahm bald alle Kollegia bei Crusius an und stopfte von dem philosophischen und prophetischen Krame des Mannes so viel Brokken in sich hinein, als hinein wolten. Und man hat mir sogar gesagt, daß der Mensch jezt auf Leipziger Kanzeln sich hören lassen darf.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Mein Rükfal.

Beinahe wäre ich selbst wieder an die Ketten der Schwärmerei angeschmiedet worden, welche ich seither nur stükweise an den Händen getragen hatte, die aber doch die Macht der Vernunft schon zerbrochen zu haben schien.

Mein ehemaliger Obergeselle in der Fürstenschule, Pallmann, kam jezt unvermuthet nach Leipzig, nachdem ich seit mehrern Jahren gar keine Nachricht von ihm gehabt hatte. Er war in dieser Zeit in Klosterbergen gewesen und hatte da als Lehrer gearbeitet, unter der Leitung des bekanten Abt Steinmez. Man kan sich die Freude nicht groß genug vorstellen, die ich empfand, da mein Pallmann in mein Zimmer trat und mich umarmte. Es war, als wenn ein Engel Gottes mir erschien.

Ich hatte auf der Schule diesen Mann auserordentlich geliebt, und seine unverkenbare Geschiklichkeit, vorzüglich aber seine Tugend, sein

sanftes, liebevolles, edelmüthiges Betragen, seine feinen Sitten, und seine merkliche Pietät und Gottesfurcht hatten mir ein so unbegränztes Vertrauen zu ihm eingeflößt, daß seine Worte für mich Orakel waren. Was Pallmann sagte, glaubte ich, was Pallmann that, hielt ich für recht, was er mir rieth, befolgte ich, wofür er mich warnte, das verabscheute ich.

Man denke sich diese Liebe und dieses Zutrauen, und sezze nun, daß Pallmann bei Steinmezzen ein volkomner Schwärmer geworden war, und jezt anfing, auf mich zu wirken. Was muste da wol auf ein so weiches Herz und auf einen so feurigen und zur Schwärmerei gestimten Geist, wie ich hatte, für ein Eindruk entstehen?

Pallmanns Mine, war die Mine eines Engels. Ein sanftes Schmachten lag in seinen Augen, welches jezt die Schwärmerei erhöht hatte. Die Liebe und Wahrheit selbst glaubte man zu hören, wenn er sprach. Und nun stelle man sich vor, wie dieser Mann, gleich nach den ersten Begrüßungen, mich mit den Worten anredet. „Aber „mein Herzensfreund, wie stehts um das Heil

„Ihrer

„Ihrer Seele? Sie kennen mein zärtliches Herz:
„Sie wissen, daß ich Sie wie meine Seele liebe:
„Sie begreifen also, daß ich ohnmöglich gleich-
„gültig bei Ihrem Seelenzustande seyn kan. Ha-
„ben Sie mich noch so lieb, wie ehemals, so schlie-
„ßen Sie mir Ihr Herz auf und reden ohne Scheu
„mit mir. Vielleicht bin ichs, den Gottes Gnade
„Ihnen sandte, Sie als eines seiner schönsten
„Werkzeuge vollends auszubilden."

Er sah bei diesen Worten mich zärtlich an und harrte meiner Antwort. — Ich verfärbte mich. Mein Herz glühte von dem Wunsche, ein guter und gottgefälliger Mensch zu seyn: aber mein Gewissen sagte mir auch, daß ich nicht vol-kommen war. Blizschnel dachte ich jezt meinen Leichtsin im Handeln, meine Nachlässigkeit im Stu-diren, meine oft übermäßige Munterkeit in Ge-selschaften, und — meine zuweilen, obgleich äus-serst selten vorgefallenen Fehltritte in puncto pun-cti. Indem das alles im Moment mir vor Augen schwebte, antwortete ich ihm getrost: Freund, ich hoffe, daß ich, obgleich kein volkommner, doch noch wol ein guter Mensch bin. Wenigstens bin ich

jezt auf gutem Wege. Ich werde immer fleißiger und arbeitsamer, und kämpfe mit aller Macht gegen gewisse Versündigungen, welche der Jugend eigen sind.

Hier zitterte merklich eine Thräne in seinem Auge. Mein Bruder, sprach er, mit kummervollen Tone, Sie sind noch nicht auf gutem Wege. Es wird Ihnen noch manchen Kampf kosten, das sehe ich schon. Aber ich wil Ihnen meine Hand reichen, wenn Sie sie nicht verschmähen. Sie kennen den einzigen Weg noch nicht, der zur Vollkommenheit führt. Sie hängen noch an sich selbst, wollen noch ihren Werth in eignen Tugendwerken finden: da werden Sie nie zu derjenigen Ruhe und Freudigkeit gelangen, welche uns hier schon so selig macht.

Ich hatte eine dunkle Vorstellung von dem, was er mir hier sagen wolte. Aber ich wünschte volles Licht. Mein Herz schlug mir — vor Freuden, daß er mir über meine verliebten Thorheiten keine sonderlichen Vorwürfe machte, — aber auch vor Verwirrung über seinen Tadel, der gerade das traf, worauf ich bisher am meisten gehalten,

wornach ich mich am heftigsten gesehnt, was ich aus allen Kräften zu vermehren getrachtet hatte, nämlich meinen Fleiß und mein Bestreben, recht viel gutes zu thun. Ich bat ihn also um nähere Erklärung.

Es thut mir leid, mein Bester, fuhr er fort, daß Sie mich nicht verstehn. Ach, wie fern ist die Gnade noch von Ihnen, da Sie ihre ersten Winke nicht einmal kennen. Wissen Sie, mein Bruder, daß Ihr einziges, einziges, einziges Heil in Jesu ist? Und haben Sie dies Heil nicht, dessen Quelle aus seinen Wunden Ihnen ströhmt; so mögen Sie der fleißigste, der sittsamste, der gelehrteste Mann in der Welt seyn: und Sie sind in Gottes Augen ein Nichts — ein Kind des Satans, ein ewig verlorner Mensch.

Diese mit Rührung gesprochnen Worte unterbrachen eine Thräne, die mir durch Mark und Bein ging. Ach mein Bruder, sprach er weiter, verlassen Sie den löcherichten Brunnen, der kein Wasser giebt. Unsere Gerechtigkeit ist ein unflätig Kleid. Unsere Tugend ist Kehricht. (σκυβαλα Philipp. 2.) Wenn Sie je die Seligkeit schmekken

wollen, die im Gefühl der Liebe Gottes enthalten ist, so müssen Sie erst ganz nakkend und blos werden, sich ganz, ganz des Unflats der eignen Gerechtigkeit entschlagen, nichts haben, nichts wünschen, auf nichts achten, als auf Jesum und seine Wunden. Jesum haben, heist Alles haben. Aber das sag' ich Ihnen, Sie können Jesum nie haben, wenn Sie ihn nicht allein haben. Wer nichts hat, als Jesum, hat Alles. Wer neben Jesu nach eigner Tugend und Werkgerechtigkeit trachtet, hat nichts, und komt in Ewigkeit zu keiner Ruhe, zu keinem Genusse der göttlichen Liebe.

Ich stand sprachlos und hörte den Mann mit bangem Herzen. Er war mir wie ein Prophet, der sein sündiges Volk zur Buße ruft. Ich verstand etwas, aber nicht alles. Die Versöhnungslehre kante ich, und die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, durch den Glauben allein, glaubte ich. Aber so hatte ich mir beide noch nicht ans Herz legen hören. Es war beides bisher bloße kahle Dogmatik gewesen d. h. Formeln, die ich mit großer Ehrfurcht festgehalten, aber noch nie so auf mich angewendet hatte, wie sie hier mein

Pallmann anwendete und zwar mit einer Herzlichkeit und Wärme, die mir seinen Vortrag unwiderstehlich machte.

Mit der ganzen Aufrichtigkeit meines Herzens gelobte ich jezt meinem Pallmann, den bessern Weg zu betreten. Aber er bat, mir nicht zu schmeicheln, als ob es ein leichtes sey. Er beschrieb mir die Fesseln der eignen Gerechtigkeit, die ich bisher getragen hatte, fürchterlich fest. Er beschwor mich, nicht auf eigne Kräfte zu bauen. Die Gnade Jesu allein, sprach er, muß Sie retten. Beten, flehen, winseln Sie ohne Aufhören, bis Ihr Jesus komt, und Ihr Herz besiegt. Ihre Krankheit ist hartnäkkig. Es sizt nichts fester im Sünder, als der Stolz auf eignes Gute. Das Herz sträubt sich gegen die Entäußerung und Wegwerfung alles eignen Verdienstes. Sie dürfen also gar nicht hoffen, daß es so geschwind gehen wird. Sie können nichts thun, als beten. Und ich wil, ach mein Bruder (mich umarmend) ich wil mit Ihnen beten, daß die Gnade Sie ergreife und durch Jesu Blut reinige von allen Ihren Sünden.

Pallmann ging. Ich verschloß mich in mein Zimmer. Ich betrachtete meinen Zustand als gefährlich. Ich faßte die heiligsten Entschließungen. Ich betete mit Inbrunst über eine Stunde. Nach dem Gebet schien mirs leichter ums Herz. Im Grunde wars freilich nur meine natürliche Stimmung, welche schwermüthige Gedanken nicht lange wirken ließ. Ich hatte mehr Muth als Pallmann wolte, daß ich haben solte. Ohne es selbst zu wissen, war mein Vorsaz, alle meine Kräfte anzustrengen, um ein noch besserer Mensch zu werden.

Aber nun war mein Kopf in einer Art von Verrükkung. Die Idee, Jesus allein: ich nichts — verließ mich nicht mehr. Ich that, was alle Schwärmer thun. Mein ganzes übriges Leben blieb, was es war, im Fleiße, in der Art des Studirens, in geselschaftlichem Umgange u. s. w. nur daß alle meine Religionsideen sich auf die hernhutischen Floskeln jezt einschränkten und von meiner Phantasie täglich und stündlich wiederholt wurden. Jesus allein: ich nichts!

Ich war schon, was ich meinen Lesern unten erzählen werde, Katechet an der Peterskirche ge-

worden, und hatte angefangen, ganz vernünftig zu predigen. Aber nun began ich zu schwärmen. Nun handelten von Stund an alle meine Predigten von Jesu, so wie in meinem Herzen, oder vielmehr in meiner Phantasie nichts war, als Jesus und seine Wunden. Nun ermahnte ich meine Gemeine mit dem dringendsten und rührendsten Flehen und Bitten, nichts zu haben, nichts zu wollen, als Jesum. Nun schrie ich, mit wirklich redlicher Gutmeinung, auf sie hinein, daß sie um Gotteswillen, alles von sich werfen und nirgends, nirgends als in Jesu ihre Ruhe, ihren Werth, ihre Seligkeit suchen möchten. Nun eiferte ich gegen den Werth der Tugend und prieß allein den Werth des Verdienstes Jesu.

Mein Pallmann lobte mich, und dieses Lob war mir süßer, als alles. — Er war meine tägliche Gesellschaft und bereicherte mich immermehr mit der Sprache der Wundenschwäzzer und erwärmte meinen Eifer, sie in der Welt überal erschallen zu lassen. Und so trieb ich mein Wesen, vol des hohen Frömmigkeits- und Weisheitsdünkels, der allen Schwärmern eigen ist, ziemlich ein halbes Jahr lang.

Endlich aber kam ein Zufal, der den Strohm der Thorheit, der mich ergriffen hatte, ein wenig hemte. An der Peterskirche, wo ich Katechet war, diente ein Bettelvogt, welcher algemein in dem Rufe stand, daß er ein exemplarisch frommer Mann sey, Tag und Nacht bete, und sich beständig mit Predigern über sein Seelenheil bespreche. Dieser Mensch hatte den unglüklichen Gedanken gefaßt, der bei der Pallmannschen Theorie, zumal in einem schwachen Kopfe, sehr leicht entstehen konte, daß die Gnade ihn noch nicht ergriffen habe, ohngeachtet er schon viele Jahre lang darum gefleht und gewinselt hätte, und er war dadurch auf die Grille gekommen, daß ihn Gott gänzlich verstoßen habe. Dieser Mensch ward endlich schwermüthig und ersäufte sich.

Diese Geschichte machte erstaunend viel Eindruk auf mich. Ich unterfing mich, darüber zu philosophiren. Ich trug meinem Pallmann allerlei Bedenklichkeiten vor. Er konte mir sie nicht befriedigend heben. Kurz, meine Wundentheorie gerieth in Stokkung und — da Pallmann bald darauf Leipzig verlies und seine Unterredungen

mich nicht mehr in Odem sezten, so fieng ich bald an, gemacher zu gehen und — die Quelle meiner Schwärmerei schien almälig zu versiegen.

Ich hatte den Mann nachher immer bedauret, daß sein gutes Herz und sein gesunder Kopf von dem Steinmez verhunzt worden war. Freilich hatten auch körperliche Beschaffenheiten, wie bei allen Schwärmern, die es von ganzem Herzen sind, einigen Antheil. Seine Gesichtsfarbe gab es schon zu erkennen, daß er ein dikkes Blut und zähe Säfte hatte. Und bei solchen Personen wird man allemal dies finden, daß sie Hang zur Schwermuth und schwermüthigen Vorstellungen haben. Denn dikke Säfte machen ein Drängen und Stokken des Bluts, davon die sinlichen Jdeen, welche ich mir ziemlich materiel denke, kompakt, dik und schwer beweglich werden, welches alsdann verursacht, daß diese Jdeen die übrige Masse der Vorstellungen niederdrükken, ein kralles Licht erhalten, und das herschende Triebwerk der Gefühle, Neigungen und Handlungen des Menschen werden, so daß die reine Vernunft gar nicht mehr zur Wirksamkeit gelangen kan.

Dieser Pallmann ist wenig Jahre darnach, in seiner Heimath, bei seinem Vater gestorben. Er hat nie eine Beförderung gesucht, weil ihm die Kirche Christi zu verwildert, und ihre Lehrart zu verdorben schien, als daß er mit Wolgefallen in ihr ein Lehramt hätte verwalten können. Denn wirklich verachtete er alle Orthodoxie, und ärgerte sich über die Menschen, die in dem theologischen Krame ihrer Glaubensartikel wühlten, und solchen Plunder zur Seligkeit für nöthig hielten. Denn nach seiner Meinung musten alle Prediger eben so wol allen ihren theologischen Flitterstaat wegwerfen, und Jesum allein haben, wie er von jedem Christen verlangte, den Flitterstaat der eignen Gerechtigkeit von sich zu stoßen, und — Jesum allein zu haben.

Dreißigstes Kapitel.

Beförderung, Schriftstellerei, und Inquisition.

Ohngefähr im Jahr 1762 wurde ich Katechet an der Peterskirche. Dieses Amt war das reizen-

de Ziel aller jungen Männer in Leipzig, welche sich der Gottesgelahrheit gewidmet, und nur einigen Muth hatten, sich, über den gemeinen Weg der Kandidaten zur Pfarre, emporzuschwingen. Es waren zwar nicht mehr als vierzig Thaler Besoldung damit verbunden, und dafür muste man oft ein Jahr lang den Burgemeistern und Rathsherrn hofiren, den stolzen und beim Vorsteher sehr hoch angeschriebenen St. Petri-Küster kascholiren, die Ausreuter komplimentiren, und dann — wenn man die hohe Ehrenstelle endlich errungen hatte, alle sechs Wochen eine Predigt, und alle vierzehn Tage eine Kinderlehre halten, und — alle Neujahrstage in corpore herumziehen, und den Konsuln, Prätoren, Aedilen und Kirchenvorstehern einen Neujahrwunsch beten. Auch mußte man von diesen vierzig Thalern, sich stäts in feiner schwarzen Kleidung und netten Stuzperükke halten, und im Mantel und Schleppchen einhergehen. Dennoch aber war diese Stelle der süsseste Gedanke, und heisseste Wunsch so manches jungen Mannes, weil er in derselben sich geehrt, in allen Familien zutrittsfähig, und bei jeder Schönen der Aufmerksamkeit würdig sahe.

Es waren solcher Katecheten sechs, welche die Nachmittagspredigten zu versehen hatten, und über die ganze Bibel von Mose an, bis zu Johannis hoher Offenbahrung, predigen, d. h. alle Sonntage ein Kapitel nach dem andern, in Form einer Predigt, kommentiren mußten.

Ich erwarb mir gleich anfangs Beifal, und meine Kirche war gewöhnlich so vol, wie die Frühpredigten meines Vaters. Aber eben dies verursachte bei meinen Kollegen Neid, weil die Kirchenstühle bei ihnen meistentheils leer blieben. Wir versuchten zwar, die unter uns entstandenen und von mehrern Ursachen erzeugten Mishelligkeiten dadurch zu heben, daß wir ein Kränzchen errichteten, und uns verbanden, einander freundschaftlich alle vorfallende Gelegenheiten zum Misvergnügen zu eröfnen, und gemeinschaftlich sie abzuthun, allein die gute Absicht wurde durch Einen und Andern schlechthin vereitelt. Ein gewisser Kühnöhl, war besonders auf meinen Kanzelapplausus so erbittert, daß er so gar auf meinem Zimmer, da ich das Kränzchen hatte, über meinen Beifal spottete, und mir ins Gesicht sagte, daß ich meine Predig-

ten aus dem Massillon ausschriebe. Das ist der Mann, den ich hernach in meinen rhetorischen Vorlesungen immer zum Muster der guten Kanzel-exegese angeführt habe, besonders einer Predigt halber, in welcher er das Evangelium von der Speisung der 4000 Mann erklärte, und erst weitläuftig untersuchte, (aus den Alterthümern: de tritura et pistura veterum) wie groß die Brode gewesen seyn könten, mit denen Jesus so viel Menschen gespeiset hat, und zulezt das große Resultat heraus brachte, daß, wenn man auch (statt Groschen-, und Viergroschen-Brode — nach Leipziger Maasstab) Guldenbrode annehmen müßte, es dennoch ein wahres göttliches Wunder verbleibe.

Ich fing als Katechet auch schon an, Schriftsteller zu werden. Zwar hatte ich schon vorher, noch als Student, ein paar Bogen drukken lassen, unter dem Titel: de usu linguae arabicae, worinnen ich auf eine höchst armselige Art zeigte, daß die arabische Sprache zur Erläuterung des Hebräischen brauchbar sey und, neben bei, den Ritter Michaelis beleidigte, indem ich äußerte, daß man in Leipzig eben so gut arabisch lernen könte, als in

Göttingen: welches auf zwei junge Männer anspielte, die eben damals nach Göttingen gereist waren, um das Arabische bei Herrn Michaelis zu lernen: dafür der brave Göttinger Ritter über den Leipziger Knaben sich hermachte und, in einer Recension, so blutrünstig schlug, daß alle Welt das Maul aufsperte, den Knaben für einen Dumkopf hielt, und nichts mehr von ihm lesen wolte. — Aber der Beifal, den das Leipziger Publikum meinen Predigten schenkte, schien mir jezt für den Beifal zu bürgen, den das deutsche Publikum meinen Schriften schenken würde. Und so faßte ich, dem Göttinger Ritter zu Trus, wieder Muth, hervorzutreten, und zu versuchen, ob ich auch als Schriftsteller glänzen könte.

Ich hatte damals viel Umgang mit dem berühmten Friedrich Teller, mit dem ich bei Crusius alle meine Collegia gehört hatte. Dieser Mann war wirklich Genie, und hatte dabei einen eigen beissenden, und dabei ganz eigentlich frechen und unverschämten Wiz. Und ohngeachtet er zu der Zeit noch keine Kazzen leiden konte, deren er hernach, als Prediger in Zeiz, sechs und zwanzig

hielt, bis ein Konsistorialbefehl sie auf zwölf herunter sezte (sintemal er sogleich in Ohnmacht sank, wenn ein dergleichen Thier, auch ihm unwissend, im Zimmer war) so hatte doch seine Seele die allergrößte Aehnlichkeit mit den Kazzen. Denn er schonte seinen besten Freund nicht, wenn ihn die Spottlaune überfiel: und in allen Gesellschaften ergoß sich sein Uebermaas von Galle in ein bitteres Losziehn auf alles, was nur irgend eine tadelhafte Seite hatte. Ich hörte also fast täglich seinen Wiz belachen, und fand daran so viel Wolgefallen (denn den bösen Grund des Herzens bemerkte ich nicht) daß ich meinem Wiz eine gleiche Richtung zu geben began. Und wirklich habe ich, von dieser Zeit an, in meinem Karakter diesen Zug erhalten, daß ich an der persönlichen Satyre Wolgefallen fand, und gern Andere über menschliche Thorheiten zu lachen machte: was mich in der Folge zu mancher Ungerechtigkeit verleitet, und manchen Feind mir zugezogen hat.

Die erste Erfahrung davon machte ich schon in Leipzig, ohne dadurch abgeschrekt zu werden. Ich haßte den Hofrath Bel, als meines Vaters

ältesten Feind, und verachtete den Prof. Gottsched, als einen stolzen Idioten. An diesen beiden Kleinmännern versuchte ich zuerst mein satyrisches Talent, um zu sehen, ob ich in Friedrich Tellers Geiste zu schreiben, und das Publikum zu amüsiren vermöchte.

Das Produkt hieß: Zwei Briefe an den Magister Carl Friedrich Bahrdt. Ich schrieb diese Briefe, mit Tellers Beihülfe, an mich selbst, um mich desto besser als Autor zu verbergen. Der satyrische Inhalt, und besonders die kleinmeisterischen Sticheleien auf Bel und Gottsched, verdienen keiner weitern Erwähnung. Aber das wichtigste dabei war, daß ich durch diesen ersten Ausritt ins Gebiet der Satyre, der Inquisition in die Hände fiel. Und das ging so zu.

Ich hatte mit möglichster Behutsamkeit den Druk in Delitzsch, einem Landstädtchen ohnweit Leipzig, selbst veranstaltet, hatte dem Verleger, Herrn Heinsius, kein Wort davon wissen lassen, damit er mit gutem Gewissen sagen könte, daß ihm der Drukort unbekant sey: hatte den Druker durch den damaligen Superintendent v. Wichmannshausen

sen zum Schweigen verpflichtet: Kurz, ich hatte mich, meiner Einbildung nach, von allen Seiten gesichert. Aber die Brochüre war kaum drei Tage in Leipzig, und hatte einige Sensation erregt, als Herr Bel, damaliges Mitglied der Bücherkommission, das Ding sogleich in Untersuchung zog, und, aus der Besichtigung des Papieres, und dessen Zeichens, den Papiermüller, und, durch den, den Drukker herausbekam. Und so wurde der H. M. Bahrdt mit leichter Mühe aus seiner Verborgenheit ans Licht gezogen und — citirt.

Mein Schrekken war erschütternd. Ich hatte noch nie vor Gericht gestanden. — Ich wolte leugnen. Aber die Verhöre der Drukkers, und selbst des H. Tellers, der mich ganz kazzenmäßig verrathen hatte, überführten mich. — Was war zu thun? Ich mußte, um mir die größere Demüthigung einer öffentlichen Bestrafung zu ersparen, zu der kleinern mich entschlüssen, und gute Worte geben. Und so gelang es mir, da Bel und Gottsched, der Genugthuung entsagten, dieser ersten Gefahr zu entrinnen, welche die leidige Schriftstellerei mir zugezogen hatte. — Wolte Gott, es

wären nie größere gefolgt! — Aber, wie gesagt, ich wurde durch diesen unglüklichen Vorfal nicht muthlos gemacht, und lebenslang bliebs mein Wahlspruch: tu contra audentior ito!

Bald nachher erschien der berühmte Christ in der Einsamkeit, eine der vortreflichsten Erbauungsschriften, welche den Fürstl. Karoladischen Hofprediger, Herr Crugott, zum Verfasser hatte. Weil es den Titel, Christ, führte und damals noch die Aufklärung nur wie die Pest im Dunkeln schlich, und jeder helle Kopf in ecclesia pressa lebte, so entstand in Deutschland augenbliklich ein algemeines Kazzengeheul über dieses Buch — nicht, weil es schlecht geschrieben war, nicht, weil es Irthümer enthielt, nicht, weil es den Kirchenlehren widersprach, sondern — blos weil es die Kirchenlehren nicht — alle enthielt. Man fand darin die allerherrlichsten Gedanken, im schönsten und kräftigsten Ausdruk, von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Tugend. Aber die Priester fanden nicht — Erbsünde, übernatürliche Gnadenwirkungen, Gottheit Christi, Rechtfertigung durch den Glauben ohne Werke u. s. w. Und das ver-

ursachte damals — noch ein Zetergeschrei, davon alle gottselige Matronen histerische Zufälle bekamen.

Merkwürdig wars, daß in Leipzig ein gewisser D. Eichler, Pastor an der Nikolaikirche, dessen Leibe Gott der Herr einen Umfang von fünftehalb Ellen beschert hatte, und der wegen seines Phlegma das Kirchenärar mit den Unkosten belastet hatte, welche ein Siz für ihn auf der Kanzel erheischte, auf den er seine Predigten ablas — gerade zuerst die Stadt Leipzig auf das höllische Produkt des preußischen Naturalisten aufmerksam machte, und vor seinen Gifte warnte.

So bald ich davon hörte, überfiel mich der Feuereifer des Pinehas, und ich beschloß, gegen den Verfasser zu Felde zu ziehen. Als ich aber das Buch las, siegte leider die Natur über die Gnade. Ich konte mich nicht enthalten, das Buch in allem Betracht schön zu finden. Alsbald also stekte ich mein Schwerd in die Scheide, und nahm mir vor, statt den Verfasser zu widerlegen, ihm sein Gift zu nehmen, und das schönste Buch — zu verschönern d. h. mit allen fehlenden Kirchenlehren es

auszuschichten, und auf diese Art es der Christenheit genießbar zu machen.

So erschien denn: der Christ in der Einsamkeit verbessert, und mit neuen Abhandlungen vermehrt, von M. C. F. Bahrdt, Leipzig bei Heinsius. — Es waren aus sieben Bogen zwei starke Bände geworden, wie wenn die liebe Christenheit einen weitern Magen hätte, und reichlicher aufgeschüsselt haben müßte, als die Naturalisten.

Meine Arbeit bestund darinnen. Ich schaltete fast in alle Perioden einige Worte, oft aber auch zwischen die Perioden ganze halbe Seiten ein, welche die Schrift des Hrn. Crugott christlich machen solten d. h. welche bald die Versöhnungslehre, bald die übernatürliche Gnade, bald etwas ähnliches enthielten, und so nach das blos vernünftige Christenthum mit dem kirchlichen, und zwar lutherischen Christenthume verschmolzen. Alsdann arbeitete ich selbst noch verschiedene Abhandlungen aus, und zwar in einem höchst verunglükten poetischen Style, welcher die Orthodoxie begünstigte z. B. von der Hölle.

Daß ich mit meiner Arbeit das Buch verhunzen mußte, war unvermeidlich. Daher fanden sich eine Menge vernünftiger Leute, welche meine Knabenfrechheit tadelten, und unter andern wagte es Herr Lavater, mir, in einem anonymischen Briefe, einen derben Verweis zu geben, daß ich fremde Arbeit gemishandelt hätte. Aber ich war damals zu sehr ein schnaubender Saulus (wie auch meine Vorrede bewieß, in welcher ich den vortreflichen Abraham Teller seines Lehrbuchs halber, zum Scheiterhaufen verurtheilte) als daß mich solcher Tadel hätte bessern sollen. Ich entbrante vielmehr in heiligem Eifer, und schrieb meines Christen zweiten Theil, in welchem ich Herrn Lavaters Brief abdrukken ließ, und ihn weidlich andonnerte, daß er sich unterstanden hätte, meine Gott geheiligten Absichten zu tadeln, und mich in meinen Bemühungen, für die Erhaltung der reinen Lehre, zu stöhren.

Und siehe, beide Theile dieses meines elendesten Produkts fanden ein so ungeheures Publikum, daß Herr Heinsius mehrere Auflagen nach einander machen, und damit seinem Jahrzehend ein

Monument der Barbarei stiften mußte. Ich selbst aber erwarb mir dadurch in der Christenheit so viel Ruhm (das Achselzukken der wenigen Vernünftigen abgerechnet) daß ich als ein aufgehendes Licht der Kirche betrachtet wurde, und einige Jahre darauf von dem Hrn. Pastor Götze aus Hamburg einen Brief erhielt, den ich noch besizze, in welchem er mir meldete, daß die Wahlherren mich mit zu der von Hrn. Archidiakonus Zimmermann, erledigten Stelle erkieset hätten, und ich daher mir gefallen lassen möchte, in Hamburg eine Wahlpredigt zu halten. — Ich schlugs ab.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Ernsthaftere Liebschaften.

Noch zu früh war es: und doch dachte ich schon an eine Verheirathung. Ja ich hatte bereits vor ein paar Jahren daran gedacht, und — großen Gewinn von der Thorheit gehabt.

Noch ehe man mich als Magister begrüßte, (ich gehe in der Chronologie rükwärts, und vorwärts, weil ich in diesem Kapitel alle meine Begebenheiten zusammenfassen wil, die in dieses Fach gehören) erlangte ich die Bekantschaft mit einem Gegenstande, welcher vermögend war, alle meine Wünsche auszufüllen. Es war die älteste Tochter eines Predigers in Rochliz, Namens Schulz, bei welchen mich dessen Sohn einführte, der in der Fürstenschule mein Freund geworden war. Sie war wirklich schön, und hatte dabei Verstand und, was mich immer am meisten gereizt hat, einen edlen Stolz, welcher sie den seltenen Mittelweg zwischen ermüdender Sprödigkeit, und übereilter Hingebung halten lehrte. Dieses vortrefliche Geschöpf bestimte ich in allem Ernst zu meiner künftigen Gattin, und fühlte mich in den zwei Jahren vollkommen selig, in welchen ich ihren Umgang genoß (ich ging des Jahres wenigstens viermal nach Rochliz, und blieb zuweilen acht, zuweilen vierzehn Tage da) und das entzükkende Vergnügen schmekte, mich von ihr eben so ernstlich geliebt zu sehn.

Der Gewin, den ich von dieser ersten ernsten Liebe hatte, war dieser, daß mir jede andere Person ihres Geschlechts gleichgültig wurde, weil meine Phantasie einmal sie, als das Ideal der Volkommenheit gefaßt hatte, und daß ich folglich — was man bei unverdorbnen Menschen allemal finden wird — durch den Gedanken, daß ich ihm schon ganz und allein gehöre, von aller Lüsternheit nach thierischem Genusse auf eine Zeit lang geheilet, und selbst von den seltensten Unregelmäßigkeiten, deren ich mich bisher schuldig gemacht hatte, zurükgehalten wurde.

Und wolte Gott, ich hätte dieses Band nie zerreissen dürfen, das mich so heilsam an ein liebenswürdiges Mädchen gefesselt hatte. Aber schon ihre Vermögensumstände, die den meinigen gleich waren, lehrten mich hernach die Unmöglichkeit, bei dieser Verbindung unserer Herzen zu beharren. Ich sahe auf viele Jahre voraus, daß ich bei allen Ehrenstellen, zu denen ich mir Hofnung machen konte, ohne Besoldung und folglich auser Stande bleiben würde, eine Frau zu ernähren. So bald ich also Magister war, und Aussicht zu ei-

ner Katechetenstelle und extraordinairen Professur hatte, erkante ich die Nothwendigkeit, entweder unbeweibt zu bleiben, oder durch eine reiche Heirath meiner Armuth zu Hülfe zu kommen.

Ich brach sonach den Umgang nicht nur ab, sondern war auch so ehrlich, es meinem Muthchen in einem Briefe zu verstehen zu geben, daß auf mich keine weitere Rechnung zu machen sey. Und nun blikte ich in den Familien, wo ich Zutritt hatte, umher und suchte den Gegenstand, der mich fesseln konte.

Ich fand ein Mädchen, ganz so wie Muthchen war, mit dem Gesicht eines Engels, mit einem überaus sanften Karakter, mit dem reifsten Verstande und Hofnunglassender Sprödigkeit. Auch mit dieser, sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, hatte ich einige Jahre lang Umgang, gestand ihr oft meine Liebe, die sie so volkommen verdiente, erhielt häufige Merkmale einer gegenseitigen Zuneigung, konte aber dennoch nie zu meinem Ziele kommen, weil der leidige Geiz der Mutter Frankin, Gott habe sie selig, sich immer daran stieß, daß ich, ohngeachtet meiner glän-

zendsten Aussichten, bei der Akademie so wol, als im Predigtamte, doch jezt noch nicht Einkünfte genug hatte, welche ihrem Vermögen das Gleichgewicht hielten.

Mein Vater, der in der Familie fast vergöttert wurde, wagte es endlich selbst, seine Worte für mich bei der Mutter anzubringen, (denn sie war Herr im Hause) aber seine sonst überal unwiderstehlige Art zu bereden und zu bitten, konte die Batterien nicht erobern, welche Barbiel um das Herz der Alten aufgeworfen hatte.

Ich war die entzükkendste Hofnung meines Vaters und, der Gedanke an mein steigendes Glük, das er zu erleben und mit anzusehen sich schmeichelte, war für ihn wahre Begeisterung. Da er also sahe, daß der Kaufmannsgeist seinen Wünschen zuwider war, so rieth er mir zu einer Parthie, bei welcher freilich die Sinnlichkeit sehr wenig, aber der Beutel destomehr seine Rechnung fand. Und ich war wirklich entschlossen, weil er es wünschte, und weil seine Wünsche ohne Ausnahme die meinigen waren, ihm zu Liebe meine Sinlichkeit zu verleugnen, und ein Frauenzimmer

zu heirathen, welches körperlich und geistig kein Frauenzimmer war.

Ich solte die Tochter des großen und reichen Ernesti lieben — welche in Mine, Gang, Redetönen, Talenten, Kentnissen, kurz, überal — Mann war. Sie sprach Latein und verstand griechisch wie ihr Vater; ob sie zu lieben verstand, weiß ich nicht.

Mein Vater beschloß, Vater Ernesti'n gerades Weges um sie zu begrüßen: weil er Jahre lang seine Freundschaft erprobt und unzählige Beweise hatte, daß er auch mir ausserordentlich gewogen war und mich schäzte. Aber der Freund und der Gönner hatte für diesen Antrag keine Ohren. Auch Ernesti dachte kaufmännisch. Ohne Bedenken hieß es, sol ihr Sohn meine Tochter haben, wenn er eine ordentliche Predigerstelle erhält, davon er leben kan. Kurz Vater Ernesti fürchtete, daß sich seine alten Rheinweine mindern oder sonst ein kleiner Abgang sich irgendwo äußern dürfte, wenn er einem ausserordentlichen Professor (der ich damals war) seine Tochter gäbe. Und das zerstörte meines güten Vaters Projekt abermals.

Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich jezt, wenn ich den Gang meiner Schikſale in Leipzig erwäge und die vielfältig mißlungnen Anſchläge betrachte, die meinen Vater unaufhörlich beſchäftigten, um mich in Leipzig zu erhalten und da zum großen Manne emporſteigen zu ſehen, es ganz augenſcheinlich finde, daß die Vorſehung mit Abſicht alle dieſe Anſchläge vereitelt und alle Verſuche mich (wie mans nennt) in Leipzig glüklich zu machen, gehindert hat. Denn es iſt mir wenigſtens einleuchtend, daß ich in Leipzig nie zu der Aufklärung und folglich nie in den großen Wirkungskreis gekommen ſeyn würde, in welchen ſie mich durch und unter ſo vielen Widerwärtigkeiten geleitet und (wie ich vor Gottes Angeſicht freudig gewiß bin) zum nuzbaren Mann gemacht hat. — Man wird in folgender ſehr merkwürdigen Begebenheit dieſes beſtätiget finden.

Ich gerieth in die Familie des Kammerrath Hoe, welchem mein Vater mit mir ſehr viel Proben der herzlichſten Freundſchaft verdankt, mit einer Mamſel Mittlerin in Bekantſchaft, welche die Frau Kammerräthin abſichtlich veranſtaltet hatte.

Dieses liebe Mädchen war minder schön als die obgedachten Leipzigerinnen, aber sie war im höchsten Grade angenehm und reizend. Ihr Auge war Liebe und alle ihre Minen sanfte Güte. Wenn sie sprach, bezauberte sie, und wenn man sie handeln sahe, flößte sie Ehrfurcht ein. — Und — daß ich die Schilderung ihrer Reize kurz und gut vollende — sie hatte ein reines Vermögen von 80000 Thalern und war — Waise.

Ich glaubte nichts gewisser, als daß ich hier Sieger werden würde. Alles vereinigte sich für meine Wünsche. Sie schien, gleich bei der ersten Zusammenkunft, mir gewogen und gab mir Merkmale ihrer Zuneigung. Sie wohnte mit ihrer Schwester allein und erlaubte mir, ihr Besuche zu geben. (Ich trug schon, als Substitut meines Vaters, die Leipziger Priesterkrause) Sie empfing mich, wenn ich kam, mit ihrer heitersten Laune. Sie wandelte selbst, sehr bald, den Ton des ceremoniösen Umgangs, in den Ton der vertraulichen Freundschaft. Sie gestattete mir bei jedem Abschiede einen Kuß. Sie ward krank, und ich durfte alle Abende vor ihrem Bette sizzen und von meiner

Liebe zu ihr sprechen. Konte wol eine Hofnung gründlicher seyn, als die meinige? Aber man erstaune.

Nach einigen so mit ihr verlebten Monaten, machte ich ihr einen förmlichen Antrag und — mit sichtbarer Bekümmerniß ihres Herzens antwortete sie mir, daß sie mich wirklich recht sehr liebte, aber daß gewisse Umstände es ihr selbst unmöglich machten, mir ihre Hand zu überlassen.

Alle meine Vorstellungen, alle meine Bitten, alle meine Zärtlichkeit blieb ohne Wirkung. Ich eilte zu meinem Vater, und klagte ihm das Räthsel meiner Liebe. „Sorge nicht, mein Sohn, da du so weit bist, sol sie dir nicht entgehn."

Mein Vater ging selbst und sammelte alle Macht der Reize seiner sanften und unvermerkt hinreissenden Beredsamkeit, Lisetten zu besiegen. Und auch er — kam ohne Hofnung zurük.

Und was in aller Welt, werden meine Leser sagen, konte das Herz dieser Schönen so unbesiegbar machen? Ich denke noch mit Schmerzen daran; denn ich liebte sie so innig, als ich noch keine geliebt hatte. Ihr Vater hatte auf seinem Ster-

bebette ihr befohlen, ja keinen Gelehrten zu heirathen, sondern sich, was er selbst war, einen Kaufmann zu wählen. Und die gute verständige Lisette hielt ein so unverständiges Gebot, aus irrendem Gewissen, für so verbindend, daß sie ihrer eigenen Neigung entsagte und allen Gründen widerstand, mit welchen mein Vater sie wegen dieses Punktes aufzuklären suchte. — Kurz, es solte nicht seyn, daß ich in Leipzig mich festsezte. Die Vorsicht hatte mir eine andere Laufbahn bestimt, die mein guter Vater mehrere Jahre nachher mit voller Resignation für weise Fügung erkante, die aber meiner guten Mutter, noch jezt manche kummervolle Stunde verursacht.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Ein originneller Geizhals.

Der Ruhm, den mir der verbesserte oder vielmehr verstümperte Christ in der Einsamkeit erworben hatte, machte mich kühn genug, auf der

Schriftstellerbahn fortzuwandeln, und weder die Censuren der algemeinen Bibliothek noch die Geisselungen der Klozzischen Zeitungen und Journale zu achten.

Zwar fühlte ich innigst die Schmach, welche Kloz mir in dem bekanten triumviratu theologico, anthat, die er seinen actis litterariis einverleibte, und worinnen er mich mit Göz und Ziegra und Friedrich Teller zusammenstelte, und als einen orthodoxen Einfaltspinsel dem Hohngelächter des Publikums preiß gab. Und ich bin gewiß, daß diese Züchtigungen unvermerkt ihre heilsame Wirkung bei mir gethan und die ersten Keime desjenigen Ehrgeizes in mir hervorgebracht haben, durch welchen ich in der Folge immer mehr und mehr mich gewöhnte, das Erniedrigende der Fesseln des Kirchenglaubens zu empfinden, und zu einem freyen Gebrauche der Vernunft emporzustreben. Indeß war vor jezt die Wirkung aller Censuren nur schwach und bestand, mehr in einem gewissen Eifer, Korrektheit und Geschmak in meine Schriften zu bringen, als ihren Inhalt vernunftmäßiger einzurichten.

Ich schrieb noch eine Samlung heiliger Reden, die, wo ich nicht irre, auch noch H. Heinsius, als die erste Hebamme der rechtgläubigen Produkte meines Geistes, ins Publikum befördert hat: und bald darauf gab ich zwei einzelne Predigten über den Frieden der Seele heraus. — Aber ich wil mit allen diesen Dingen meine Leser nicht aufhalten, weil sie kein Interesse haben, und weder die Geschichte meiner Schiksale noch meiner Seele erläutern. — Unterhaltender wird ihnen folgende Erzählung seyn.

Es lebte damals ein alter D. Laurenzius in Leipzig, welcher als ein reicher Mann bekant war. Er hatte weder Weib noch Kind noch nahe Verwandte und ließ daher jederman die Möglichkeit — sein Erbe zu werden. Es begreift sich, daß der Wunsch, diese Möglichkeit zu realisiren, manches fromme Herz erwärmt und theils zu Erweiterungen des Morgen- und Abendsegens theils zu Liebkosungen des alten Rechtsgelehrten verleitet haben mag.

Aber der D. Laurenzius erregte und erhizte selbst diese Wünsche. Er erleichterte jedem seine Bekantschaft. Wer ihn haben wolte, zu dem kam er. Und jedem, der ihn mit einer guten Mahlzeit erquikte, sagte ers geradehin, mit der andächtigsten Mine, daß ihn Gott mit Vermögen gesegnet habe und daß er — ihn, den wolthätigen Wirth — im Testament bedenken werde.

Ich habe in meinem Leben keinen scheuslichern Heuchler und sklavischern Filz gesehen als diesen Mann. Er ist mir in beiden Lastern so sehr Original geworden, daß ich von ihm stäts die Begriffe und Zergliederungen der Heuchelei und des Geizes abstrahirt habe, wenn ich als Moralist sie zu schildern hatte.

Es reichen nicht zwanzig Familien, die ich kenne, denen er seine Erbschaft mit den größten Eidschwüren zugesagt hat, blos, um von ihnen recht fleißig traktirt und mit Kuchen und Wein, den man ihm noch ins Haus schikte, versorgt zu werden. Denn der Mann war so Sklav seines Geldes, daß er zitterte, wenn er einen Groschen für seine Nothdurft ausgeben solte. Die Geld-

säkke stunden, wie der Gott der Jsraeliten, vor ihm, der ihn auf der Stelle niederdonnern wil, sobald er sich ihm nähert und mit einem Blik oder einer Berührung ihn entheiligt.

Zu Hause lebte er wie der ärmste Mann. Er hielt weder Magd noch Bedienten, weil er theils sie nicht ernähren zu können glaubte, theils in beständiger Angst war, bestohlen zu werden. Er wohnte in einem der größten Häuser (Amtmannshof genannt) welches sein eigen war, im Hofe, in einem schlechten Seitengebäudchen, hatte vier kleine Zimmer in der Reihe und hielt stäts alle vier Thüren verschlossen, welche er von dem hintersten Zimmer bis an seine Treppenthür zu passiren hatte, damit die Diebe, die seiner Phantasie immerdar vorschwebten, doch erst vier Thüren sprengen müßten, ehe sie zu seinen Mammon kommen könten. Selten ließ er sich eine Portion Essen bringen: und von der lebte er wenigstens drei Tage. Er genoß weder Bier, noch Wein, noch Koffe. Kurz, sein Leben zu Hause war ein beständiger Fastag. Aber wenn er zu seinen Erbschafts-Laurern gebeten wurde (die man im Juvenal ge-

zeichnet findet) so aß er wie ein Scheundrescher und trank wie ein Domherr.

Dieser Mann ließ sich einst in unserm Hause anmelden. Mein Vater kante ihn noch nicht einmal dem Namen nach und verwunderte sich höchlich, über diesen unerwarteten Besuch. Der Doktor erschien in einem schwarzen Kleide und einer ganz krausen, weissen, und ungeheuren Allongenperükke mit drei Zipfeln. Die Treppe herauf keichte er, als ob er eben im Begrif wäre, ins Reich der Todten zu wandern. Bei seinem Eintrit bedekte Andacht sein Gesicht und sein Auge war schmachtend, wie wenn er vor dem Kommunionaltare stünde. Beim Niedersezzen wolte er durchaus an der Thür bleiben, wie wenn er sich für den unwürdigsten Diener unsers Hauses hielte und einem so heiligen Diener Gottes, wie mein Vater war, sich nicht alzusehr nähern dürfte. Kurz, der ganze Mann war Gottesfurcht und Demuth. Mein frommer Vater ward für ihn eingenommen, aber meine Mutter hatte mindern Glauben an ihn.

Ich habe mich lange gesehnt, hub er endlich devot und seufzend an, noch vor meinem Ende einmal so viel Kräfte zu sammeln, um Ihnen, verehrungswürdiger Mann, meine unbegränzte Verehrung an den Tag zu legen. Ich bin gewiß, daß Sie eines der theuersten und schäzbarsten Werkzeuge der göttlichen Vorsehung sind, und über unsere Stadt Leipzig ganze Ströhme des geistlichen Segens ausgießen. Ich habe oft über das viele Gute nachgedacht, welches Sie an so viel tausend Seelen durch ihr Amt stiften, und ich komme heute, es Ihnen zu gestehen, daß mirs Gott in den Sinn gegeben hat, einen kleinen Theil derjenigen Vergeltung zu übernehmen, welche unsere ganze Stadt ihnen schuldig ist. Die unbegreifliche Vorsehung hat mich unwürdigsten mit einigem Vermögen gesegnet und es ist ein gewiß göttlicher Drang in meinem Herzen, dem ich nicht widerstehen kan, Ihnen allein dieses zuzuwenden, und Ihnen damit den Rest ihrer Tage zu erleichtern, und Ihre lieben Kinder zu versorgen u. s. w.

Mein Vater erstaunte ob dieser Rede. Sein Herz fühlte kindlichen Dank gegen Gott, der in

seiner sorgenvollen Lage, ihm einen Wolthäter erwekt hatte, welcher ihn aus so manchen Verlegenheiten retten und seinem lastvollen Leben Erleichterung schaffen solte. Er bezeugte also dem ehrwürdigen Greise (Laurenzius gab sich für einen zwei und siebziger aus) für seine gute Meinung seine Dankbarkeit und erkante es für ein Merkmal seines vortreflichen Herzens, daß er dem Winke Gottes folgen und eine Familie beglükken wolle, welche eine Verbesserung ihrer Umstände so sehr bedürfte.

Von Stund an also ward eine zärtliche und feste Freundschaft geschlossen, und wir alle wetteiferten, den Alten zu liebkosen und uns seiner Liebe zu versichern. Wir behielten ihn zum Abendessen. Er ward nach und nach munter. Er that, als wenn er weder essen noch trinken könte, und ließ sichs doch, auf stätes Nöthigen, vortreflich schmekken. Er sezte sich zu meiner Schwester: er nannte sie seine Braut: und bat um Erlaubniß, diese im Testamente besonders bedenken zu dürfen.

Hätte mein guter Vater andere Leute gefragt, so würde er bald den Heuchler entdekt haben.

Aber weil er den Neid fürchtete, so hielt er die neue Bekantschaft geheim und erfuhr erst spat, daß er geäft worden war.

Es vergingen mehrere Wochen, in welchen wir den alten Geizhals mehrmals recht köstlich futterten, ohne daß er der Erbschaft wieder gedachte. Endlich aber nahm sichs mein Vater heraus, ihn mit der Beichtvatermine zu erinnern, daß, wenn er einmal die redliche Absicht gefaßt habe; er sie auch, durch Abfassung seines Testaments, volziehen möchte. Der Alte machte Einwendungen, gab Ursachen des Aufschubs an, mußte aber doch endlich einen Termin sezzen, binnen welchen das Testament aufgenommen werden solte.

Der Termin verstrich: mein Vater bat ihn zum Essen und schärfte ihm das Gewissen: und nun fing der alte Heuchler an, zu fokern und neuen Aufschub zu erschleichen. Und da mein Vater mit Nachdruk in ihn drang, quengelte er endlich mit tiefen Seufzern gewisse Verbindlichkeiten heraus, die ihn nöthigten, Gewissens halber, einen Theil seines Vermögens anders anzulegen und erbietet sich zu 12000 Thalern, welche binnen vier Wo-

chen meinem Vater zugesichert werden solten, vermittelst Schenkung unter Lebendigen. Mein Vater nahm gern diesen kleinen Theil der ganzen Summe von 80000 Thalern an, und entließ ihn mit religiösen Ermahnungen zum Worthalten.

Nach vier Wochen bestelt mein Vater eine Commission vom Rathhause, welche das Instrument verfertigen solte, und bat die Commissarien nebst dem Laurenzius zum Essen. Aber an dem Tage der Bestellung schikte der Alte ganz frühe, und ließ uns sagen, daß er todt krank sey, und heute nicht kommen könne.

Nun merkte mein Vater seine Tükke. Denn er hatte in dieser langen Zeit doch hie und da geforscht, und gehört, daß dieser Mann mehreren schon seine Erbschaft versprochen hatte. Er ging also noch an demselben Tage zu ihm, und fuhr ihm mit dem ganzen groben Geschüz des mosaischen Gesezzes auf den Hals. Er recitirte ihm alle Stellen der Bibel, worinnen über die Lügner und Heuchler Flüche ausgesprochen, und sie vom Himmelreiche ausgeschlossen werden. Kurz, er ängstete den alten Bösewicht dergestalt, daß er in

Bußthränen zerfloß, und — auf 8000 Thaler herunter akkordirte.

Es ward nun ein neuer Termin gesezt, wo vor einer Commission die Schenkung volzogen werden solte. Und siehe, vier Tage vorher komt der alte Sünder, dem Trennung von seinem Mammon mehr als Todesangst kostete, und zittert und weint, und jammert wie ein Unsinniger, und klagt über Gewissensangst, und wil meinen Vater überreden, daß sein ganzes Vermögen, bei genauer Untersuchung nicht mehr als 4000 Thaler betrage.

Hier, fieng mein Vater erhizt an, Sie sind der schändlichste Heuchler, den je die Sonne beschienen hat. Gehen Sie mit ihrem verfluchten Gelde, wohin Sie wollen, und kommen mir nicht mehr vor meine Augen. Ich habe Sie nie darum gebeten; ich habe mich nicht, wie andere Narren, um Ihre Bekantschaft beworben. Sie sind selbst mit der Mine der Gottesfurcht in mein Haus gekommen, und haben mir ihren Hundsvoigtschen Mammon angeboten. Aber ich sehe nun, daß sie mich, wie andere ehrliche Leute, betrogen haben, um von meiner Armut sich manchmal satt zu fres-

sen, weil Ihr verfluchter Geiz Sie wie der Teufel besessen hat, und an Sklavenketten führt, daß Sie sich zu Hause nicht satt essen. Ich wil nun nichts mehr von Ihnen wissen: aber ich wil alle Menschen öffentlich, und von der Kanzel vor Ihnen als vor einem Diebe warnen, der den Leuten Wein und Braten stiehlt, und sie mit seiner Erbschaft blendet, damit sie die Dieberei nicht merken sollen.

Mit diesen Worten stand mein Vater auf, und wolte den Schurken sezzen lassen. Aber nun fing der Mensch an, ärger als vorhin zu zittern, und zu beben, that meinem Vater einen Fußfal, und bat ihn um Gottes willen, ihn nicht zu verstoßen, und die 4000 Thaler anzunehmen. Das erbärmliche Winseln des Alten, in welchem jezt Scham, Gewissensbisse, und Furcht, vor öffentlicher Beschimpfung, so wie vor der Beendigung aller bisherigen Schmarozereien, mit demjenigen Geizze kämpften, der ihm die Trennung von seinem Gelde so folternd und qualvol machte — bewog meinen Vater, sich noch einmal erbitten zu lassen, unter der Bedingung, daß noch an dem heutigen Tage alles volzogen würde. Und das geschah denn ends-

lich. Den Nachmittag erschien der Alte in unserm Hause, vor einer Commission, und volzog die Schenkung eines Kapitals von 4000 Thaler, welche als erste Hypothek, auf einem Hause stunden.

Ich werde nie diesen Menschen vergessen, der mir so oft durch den Anblik der Wirkungen seines Geizzes Schaudern verursacht hat. Denn ich habe selbst, ein Vierteljahr, in seinem Hause gewohnt, ohngefähr zu Anfange der Zeit, in welcher er mit meinem armen Vater seine Komödie zu spielen began. Da habe ichs mit Augen gesehn, wie unglükselig ein Geizhals ist, und wie ohnmöglich für die Laster es noch positive Strafen geben kan, welche die Theologen Hölle nennen, wenn alle Laster sich so bestrafen, wie der Geiz.

Es ist schreklich, wie elend dieser Mensch lebte. Es war nicht anders als wenn ein Satan ihn leiblich besäße, und seine Phantasie zwänze, an nichts zu denken, als an sein Geld, nichts zu wünschen als Geld, nichts zu lieben als Geld, nichts zu fürchten als den Verlust seines Geldes. Tag und Nacht war der Mann in unaufhörlichen Sorgen. Jedes Rauschen eines Blattes, jedes Knarren einer

Thür, jeder Luftstos schrekte ihn auf, daß er horchte, ob Diebe kämen und, nach seinen Geldsäkken sahe, ob sie noch da wären. Sein Schlaf war halbes Wachen. Er schlummerte nur und fuhr hundertmal auf, und horchte, ob etwas sich bewege. Ja er stieg alle Nächte wenigstens einmal auf, ging durch alle seine Zimmer, und sahe nach, ob sie verschlossen waren: ging so gar in seine alte Küche, deren Inhalt nicht zwanzig Thaler werth war, und zählte das Zinn und Steingut durch. Kurz, er lebte ohne allen Lebensgenuß, in ewiger Furcht und Aengstlichkeit.

Beim größten Hunger, den er mir ein paarmal klagte, getraute er sich nicht, einen Groschen anzurühren, und ihn seinen Säkken zu rauben. Er kam mehr als einmal, wenn ich mein Frühstük aß und bat — nur um einen einzigen Bissen Semmel: er esse sonst nie, nie: nur eben jezt stosse ihm eine kleine Uebligkeit zu: ein einziger Mundbissen sey genug: mehreres würde ihm tödlich seyn: er würde sich gern eine Semmel holen lassen, aber er habe bei Gott keinen Heller Geld im Hause, und es würde auch Sünde seyn, weil doch das

übrige hernach liegen bleiben, und umkommen müste. Und wenn ich ihm eine halbe Semmel aufdrang, so verschlang er sie, mit dem seligsten Wolgeschmak.

Zwanzigmal hab' ichs mit angehört, wenn Domestiken kamen, und ihm Geschenke brachten, wie er da erst ängstlich an die Gatterthür schlich, und nachsahe, obs Diebe waren: wie er dann andächtig freundlich die Thür öfnete, den Kuchen und Wein in Empfang nahm, und nun anfing: ach liebes Kind, sage sie ihrer Herrschaft viel tausend Dank, daß sie einen armen Mann so erquikt: — ach — wie gern wolt ich ihr ein paar Groschen Trinkgeld geben, aber sieht sie, ich wil keinen Antheil an Gott haben, ja warhaftig, ich wil ewig verdamt und verloren gehn, wenn ich einen Dreyer Geld im Hause habe, aber — sag sie mir doch ihren Namen, ich wil sie in meinem Testamente bedenken: gewiß, ich wil sie nicht vergessen.

So hat der Mensch sich tausendmal in seinem Leben verschworen, und vermessen, und — was wirklich merkwürdig ist — er war dennoch dabei

ein äußerst religiöser Mann, der ganz nach seinem Catechismo, Teufel und Hölle und Zorn Gottes, und alles das glaubte, womit die Prediger die Leute von wissentlichen Sünden abzuhalten meinen. Man sieht also hier abermals, daß positive Religion nicht den mindesten Einfluß auf Moralität hat.

Der Mann starb bald hernach, eben so, wie er gelebt hatte. Er lag ohngefähr vierzehn Tage, und war nicht im Stande, einen andern Gedanken zu fassen, als sein Geld. Alle Augenblik fragte er die Wartfrau, ob auch die Küche zu, ob auch die Treppe schon verschlossen sey? Das einzige konte er denken. Was man sonst mit ihm sprach, und selbst, was der Priester ihm vorsagte, war wie zum Stein geredt. Seine Seele hatte für alles andere Sinn und Fassungskraft verloren. Der Geistliche verließ ihn auch gar bald, und er starb ohne Communion.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Lohn der Gutmüthigkeit.

Ich kan vor Gottes Angesicht mir das Zeugniß geben, daß meine ganze Seele für Menschenliebe gestimt ist. Einem Menschen Freude machen, ist mein schmakhaftestes Vergnügen. Und ein Leiden mindern oder abwenden, macht mir wahre Seligkeit. So war ich von Jugend auf gesint. Und ich habe diesen Carakter durch mein ganzes Leben nicht verleugnet, so oft ich auch, durch die traurigsten Folgen, von der schnellen Entschlossenheit, jeden Leidenden zu helfen, abgeschrekt worden bin.

Es ist ermüdend, gemeine Beispiele zu lesen, sonst würde ich viele von noch lebenden Zeugen bestätigte beibringen können, welche diesen besten Zug meines Herzens augenscheinlich machen würden, auf den ich selbst am stolzesten bin, und dessen Wirkungen ich nie bereut habe, ohngeachtet noch nie mich erinnere, dafür mich belohnt gesehn zu haben.

Indessen eines kan ich nicht übergehen, weil es mir wenigstens das merkwürdigste meines Lebens geworden ist, wo mein Herz in seinem Eifer zu helfen sich erschöpfte, und mit dem scheuslichsten Undanke belohnt wurde.

Ein gewisser M. H.... (ich nenne ihn nicht, weil er noch lebt, und ein hochberühmter Professor ist:) war mein Freund, so wie ich der seine. Dieser H.... hatte einen Stiefvater, welcher ihn filzigt behandelte, und sein eignes Vermögen verzehren half. Er klagte mirs oft, aber ich konte seiner Noth nie abhelfen, denn ich war ärmer, als er selbst.

Durch seine Bekantschaft mit Kloz, erhielt er endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, sich in der Welt anzubringen, den Ruf zu einer ausserordentlichen Professor der Geschichte in ..... über welche er eben so sehr sich freute, als seine auf ihn haftende Schuldenlast ihm dabei Kummer machte.

Eines Morgens kam er auf meine Stube, und erzählte mir mit Thränen und Händeringen sein Glük und seine Verlegenheit. „Liebster Bahrdt,

was fang ich an, sprach er, ich habe eine Vokation, und kan nicht aus Leipzig. Ich habe leider fünfhundert Thaler Schulden, und muß fürchten, daß wenn mein Abzug ins Ausland ruchtbar wird, daß meine Kreditoren mich festhalten, und durch eine öffentliche Prostitution mich meines Glüks berauben. Schaffe um Gottes willen Rath, daß ich das Glük nicht verliere, welches vielleicht das einzige ist, was mir den Weg zu größern Aussichten bahnt." — H.... war von Schmerz und Unruhe durchdrungen.

Mich rührte sein Anblik. Ich fühlte die innigste Theilnehmung an seiner Verlegenheit. Meine Freude über seine Versorgung war so groß als die seinige; wie konte mein Kummer über seine Gefahr geringer seyn? Und doch half mein Mitleid zu nichts, als daß ich sein Leiden nur desto stärker empfand, und seine Klagen vermehrte. — „Wie kan ich lieber H.... dich retten, antwortete ich, da ich selbst nichts habe, als meine vierzig Thaler Katecheten-Besoldung?"

Aber H.... ließ nicht ab, mir anzuliegen, und mit den Schilderungen seiner Noth mir das

Herz immer schwerer zu machen. — Wir beratheten uns lange, und konten kein Mittel entdekken. Er hatte keinen Kredit und, wer solte mir Geld anvertrauen? Und doch — half ich.

Das erste, wozu ich mich erbot, war dieses, daß ich bei seinen Schuldnern gut sagte. Und diese waren froh, statt eines schlechten und unsichern Zahlers einen Bürgen zu erhalten, welcher wegen seines Amts und wegen seiner Familie ihnen sicher gnug schien. Alsdann ging ich in einige Familien, wo ich Freundschaft genoß, und borgte Kleinigkeiten zusammen. Und so brachte ich es nach und nach dahin, daß mein Freund mit allen seinen Gläubigern aus einander gesezt war, und mit Ehren seine Stelle antreten konte.

Die Versicherungen seines Danks waren rührend, und seine Versprechungen, mich ein halbes Jahr nachher meiner Bürgschaft zu entledigen, und das Geborgte wieder zu bezahlen, waren so feierlich, als sie je gegeben worden sind. Das geschah zu Michael.

Ostern kam heran. Ich schrieb ihm. Er antwortete mir nicht. Ich beklagte mich über seine

Kälte, und zeigte Aengstlichkeit. Endlich antwortete er und — warf mir Grobheit und Zudringlichkeit vor. Mit einem Worte, Herr H.... ließ mich sizzen und, durch seine auf mich eindringenden Gläubiger in eben die Verlegenheit gerathen, aus welcher ihn meine thörigte Gutmüthigkeit gerettet hatte.

Aber nicht genug, H.... verließ mich nicht nur, sondern er ward sogar mein Feind. Er vermehrte Klozens Feindschaft gegen mich, indem er meinen Karakter bei ihm schwarz zu machen suchte. Und da er jezt Mitarbeiter seiner Zeitungen und Journale war, so ergrif er jede Gelegenheit, mich im Publikum herabzuwürdigen, und die Ehre dessen zu schanden zu machen, welcher für die Erhaltung der Seinigen sich aufgeopfert hatte.

Mag man da wol Muth behalten, sich für seine Mitmenschen zu verwenden, und in Unglük ihnen beizustehen, wenn man durch solchen Undank abgelohnt wird? Aber ich verlor den meinigen nicht. Man erlaube mir eine Begebenheit anzuschließen, welche sich einige Jahre später ereignete.

Ich war Professor in Erfurt, als eben dieser H.... in neue Verlegenheit wegen seiner Leipziger Schulden gerieth. Einer seiner Kreditoren hatte ihn in .... verklagt, und eine Schuldfoderung anhängig gemacht, welche durch meine Vermittelung bereits getilgt worden war. H.... schrieb an mich, bezeugte die aufrichtigste Reue über seinen ehemals bewiesenen Undank, und schmeichelte mir mit der Betheurung, daß er mein edles Herz für unfähig hielt, ihn seiner vorigen Vergehungen wegen zu hassen, und mich durch Verweigerung einer Gefälligkeit zu rächen, durch die ich ihm jezt den allerwichtigsten Dienst leisten könte, und welche er von meiner Großmuth mit zuversichtlichem Vertrauen erwartete.

H.... hatte sich nicht geirrt. Mein Herz war keiner Rache empfänglich. Ja, ich fühlte eine heimliche Freude darüber, daß ich jezt Gelegenheit hatte, ihn zu beschämen, und mich ihm von einer Seite zu zeigen, von welcher er vieleicht nie einem Sterblichen bekant worden ist.

Bereit, seine Bitte zu erfüllen, erhielt ich einen Besuch vom Professor R...., dem ich meine

ehemahligen Verhältnisse gegen H.... erzählte und meinen Vorsaz entdekte, großmüthig an den Undankbaren zu handeln, und ihm aus der Noth zu helfen. R.... widerrieth mirs. Trauen Sie dem Menschen nicht, sagte er. Es ist keine gute Ader in ihm. Er ist ein Epicuri de grege porcus, das mit Klozen säuft, und ihn durch seine Unverschämtheit liederlicher macht, als er war. Seine Seele kennt kein Wolwollen, und wird hinterher über eben die Gutmüthigkeit spotten, um die er sie jezt so schmeichelnd angesprochen hat.

Aber R.... Warnungen machten wenig Eindruk auf mich. Verdient ers nicht, dacht ich, so bedarf ers doch. Und es wäre schlecht, wenn ich ihm eine Gefälligkeit verweigerte, welche ich mit so geringer Mühe und Aufwand ihm erzeigen kan. Er wird wenigstens, wenn er auch nie mein Freund wird, doch aufhören, mein Feind zu seyn.

Ich ging vor Gericht, bat um Abnehmung eines Eides, wegen der durch mich geschehenen Tilgung der gedachten Schuld, ließ ein Protokol darüber aufnehmen, bezahlte einige Thaler Unko-

sten, und schikte dem H . . . . alles, was er nöthig hatte, sich seinen Kläger vom Halse zu schaffen.

Mit den wärmsten Ausdrükken dankte mir H . . . . und bat mich inständig, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, wo er mir seine Freundschaft erproben könte. — Der ganze Brief war mit Schmeicheleien und Versprechungen, und sehnsuchtsvollen Wünschen angefült, mir dienen zu können.

Ich traute diesen blendenden Liebkosungen, und schrieb ihm, daß ich von einem Freunde ein Manuscript geschenkt bekommen hätte, dazu ich mir einen Verleger wünschte: (denn ich war damals noch in so armseliger Reputation, daß es schwer hielt, ein Honorar für meine Schriften zu erhalten:) und bat ihn also, mir dazu behülflich zu seyn.

Augenbliklich antwortete H . . . . daß er einen Verleger für mich habe, welcher mir zwei Thaler für den Bogen geben wolle. Das Buch hieß: Freimüthige Betrachtungen über die Religion für denkende Leser, und war von einem gewissen Herrn v. Gerstenberg, einem privati-

sirenden Philosophen in Erfurt. Der Verleger war der Buchdrukker F.... in Halle.

Ich sandte an H.... das Manuscript, und machte nun froh die Rechnung auf etliche dreißig Thaler, die mir bei meiner damaligen sehr großen Armuth zu statten kommen solten. Das Buch wurde gedrukt. Und ich fand schon Recensionen davon in Zeitungen, ohne noch selbst ein Exemplar, geschweige Geld, erhalten zu haben. Ich fragte bei H.... an, und erhielt keine Antwort. Ich schrieb an F.... selbst, und — dieser erwiederte in einem ziemlich plumpen Briefe, daß ich ja selbst Herrn H.... gestanden hätte, daß das Buch nicht meine Arbeit sey: wie ich denn für fremde Arbeit Geld fodern könne? er lege also hiermit für meine Bemühung einen Luisd'or bei, nebst einem Exemplare von der Schrift, die ich ihm zum Druk geschikt hatte: damit könte ich zufrieden seyn. —

Das war das Ende von der Geschichte. Herr H.... hatte das Geld, (vielleicht mehr, als er mir versprochen,) in Empfang genommen, und dem Wein oder H.... wirth zu lösen gegeben,

und F...., mit dem er in Verbindung stand, beredet, mich auf die gedachte Art abzufertigen. — Verdiente der Mann nicht, daß ich ihn nennte?

Vier und dreißigstes Kapitel.

Angenehme Aussichten.

Ohngeachtet aller mislungenen Versuche, mich durch eine reiche Heirath in Leipzig festzusezzen, vereinigte sich doch alles, für meine und meines Vaters Wünsche, und begründete die froheste Hofnung, daß ich in Leipzig seiner Bahn folgen, und nach und nach zu den größten Ehrenstellen hinaufsteigen würde.

Der Beifal, den meine Predigten fanden, (ich rede jezt vornehmlich von den Jahren 1764 bis 66,) war ausserordentlich. Es leben noch Leute in Menge, welche mich ehemals gehört haben, und sich des erstaunenden Zulaufs erinnern, der meine Kirche fülte. Eine Stunde vor-

her zogen schon Menschen nach der Peterskirche, die keine festen Plätze hatten, um bequemer sizzen oder stehen zu können. Und es gab sogar eine Menge Personen, welche anfiengen, mich meinem Vater vorzuziehen, und Inhalt, Styl und Deklamation bei mir volkomner zu finden.

Ich wurde, nachdem ich eine Zeitlang Katechet gewesen war, aber schon sehr häufig für meinen Vater die Frühpredigten versehen hatte, ihm im Amte förmlich substituirt und erhielt bald darauf eine ausserordentliche Professur. Beides vermehrte eben so sehr mein Ansehen im Publikum, als es die Zahl derer vergrösserte, welche schon längst auf mein alzufrühzeitiges Glük, so wie auf meinen Applaus eifersüchtig gewesen waren, und die es ganz eigentlich erbitterte, daß ein Mensch im achtzehnten Jahre schon den Katheder betrat und im zwei und zwanzigsten Professor war, da mancher andere zehn und zwanzig Jahre erst magistriren mußte, ehe er den leidigen Professortitel sich erringen konte — nach dem Sprichwort: Lipsia vult expectari.

Mein Eifer im Studium der Philologie, dadurch ich meine waklichte Theologie haltbarer zu machen gedachte, wurde jezt immer größer. Noch spat lernte ich bei Abraham Tellern das syrische und nahm bei Reisken privatissima über griechische Autoren.

Mein größter Schade war, daß ich keine einzige lehrreiche Gesellschaft hatte. Mein ganzer Umgang war mit Kaufleuten, welche mich meiner Talente wegen ehrten, und meiner guten Laune halber mich gern in ihren Zirkeln sahen. Aber unter diesen Leuten konten weder meine Kentnisse noch mein Geschmak, noch meine Sitten sich ausbilden. Der kaufmännische Ton war Grosthun durch Schmausereien: und alle Unterhaltungen bestunden in L'homberspiel. Und wer es aus Erfahrung weiß, was Umgang für Einfluß auf den Menschen hat, und wie erstaunend die Fortschritte sind, die man macht, wenn man beständig unter Leuten von verschiedenen Fachen der Kunst und der Wissenschaft lebt und mit denen sich unterredet: wie schnel man da Lükken der Erkentniß ausfüllen, in der Litteratur sich bereichern, von gewissen Vor-

urtheilen geheilet werden, seinen Geschmak ver-
volkommen, seine Urtheile berichtigen, seine Sitten veredeln kan; der wird es begreifen, daß ich bei meinen Leipziger Geselschaften unendlich viel verloren habe.

Ich selbst war nicht Schuld an diesem Verluste. Die Leipziger Gelehrten haben schon längst den Vorwurf auf sich gezogen, daß sie nicht geselig sind. Es herrschte, wenigstens zu meiner Zeit, eine gewisse Grandezza unter den Professoren, daß ein Magister und selbst ein extraordinärer Professor, zu gar keinem freundschaftlichen Umgange mit ihnen gelangen konte. Und im Ganzen war auf der Universität der Geist des Mistrauens, der Eifersucht, und der Kabale so algemein, daß ein vertrauter oder auch nur natürlicher Umgang nicht möglich war.

Ich hatte damals sehr vertrauten Umgang mit einem gewissen Kaufmann Schmidt, der ein sehr rechtschafner und freundschaftlicher Mann war. Seine großen Geschäfte hielten ihn beständig zu Hause und machten ihn zulezt hypochondrisch. Seine weit jüngere, aber nicht schöne Frau

mußte daher ihren Garten sehr oft ohne ihn besuchen und sich an meiner Gesellschaft begnügen. Und, wie die Leipziger Herren und Damen sind, die nicht anders als beim Kubach sich Karessen erlauben und alle, die ohne Kubach frey und öffentlich konversiren, verbotner Lust beschuldigen und über Unheiligkeit seufzen, ich kam unter ihnen mit Madam Schmidt in einen algemein geltenden Verdacht. Aber ich kan versichern, und meine Leser wissen, daß ich mich nicht schone, wenns die Wahrheit erfodert, daß die gute Frau unschuldig war.

Ich habe schon gesagt, daß ich als junger Mann überhaupt enthaltsamer gelebt habe, als man es von meinem Feuer hätte vermuthen sollen. Und ich denke, wenn man sich einst die Mühe geben wil, beim Ende meiner Lebensgeschichte zu berechnen, wie unermüdet ich von meinem neunzehnten Jahre an, wo ich mich völlig fixirte, gearbeitet, und meine Nerven durch studiren angestrengt habe, und dann sieht, was ich noch in meinem funfzigsten Jahre an Kopfarbeit leiste, und mit welcher Lebhaftigkeit des Geistes und

Stätigkeit ich — noch mitten im Gefängnisse — thätig bin, der wirds a priori einsehen, daß ich nie ausgeschweift haben kan.

Daß ich immaculatam juventutem bis zu meiner Verheirathung behauptet hätte, verlange ich niemanden zu bereden, und es wird es von allen hochwürdigen und hochehrwürdigen Herren in Europa keiner verlangen, daß mans von ihm glauben solle. Aber eine Mäßigkeit kan ich von mir prädiciren, welcher vielleicht wenige meines Alters sich werden rühmen können.

Noch damals hatte ich vom Gebet die sonderbaren Begriffe, daß es eine positive Kraft habe, nicht nur die Enthaltsamkeit zu befördern, sondern sogar völlige Entwöhnung zu bewirken. Und ich kan es betheuern, daß ich in dieser kindischen Meinung mich, zumal seitdem ich den Ornat trug, erstaunend damit gequält habe. Gewiß habe ich täglich, und oft stundenlang gebetet, und mir die Kraft, den Trieb der Natur gänzlich zu unterdrükken, zu erkämpfen gestrebt. Und wenn ich dann alle natürlichen Mittel angewendet, meine Phantasie bezähmt, durch Diät mein Blut be-

ruhigt, durch Arbeitsamkeit meine Kräfte erschöpft und so — oft sechs bis sieben Wochen mich standhaft erhalten hatte, und nun gewiß meinte, daß das Gebet seine Wirkung gethan habe, (denn so schwach ist der einmal an positive Religion gewöhnte Mensch, daß er die augenscheinlichsten Wirkungen der Natur übersieht, und die Erscheinungen lieber übernatürlichen Kräften zuschreibt) so versank ich oft in Kummer und Schwermuth, wenn denn endlich doch der alte Adam sich wieder meldete und seine Rechte behauptete. Da ging denn der Bußkampf von vorne wieder an, und die Gebete wurden verdoppelt und — es blieb — bei der Mäßigkeit und kam, wie natürlich, nie zur Entwöhnung.

Diesen meinen irrigen Vorstellungen von der übernatürlichen Gnade muß ich ohnfehlbar noch eine andere Erscheinung zuschreiben, die mir damals manchen geistlichen Kampf verursachte. Sie bestand darinnen. Bei aller Lebhaftigkeit meines Geistes und bei der größten Leichtigkeit, mit welcher ich damals schon arbeitete, trafs sichs dennoch sehr oft, daß mich bei Koncipirung meiner Pre-

digten plözlich eine Angst überfiel, die ich nicht überwinden konte. Es kam mir auf einmal der Gedanke ein, du wirst nicht fertig werden: du wirst nicht im Stande seyn, das Thema auszuführen: diese Predigt wird erbärmlich ꝛc. Und nun mochte ich mich hinsezzen und denken und mich anstrengen, wie ich wolte; es kam mir kein brauchbarer Gedanke. Ich saß oft den ganzen halben Tag und brachte keine halbe Seite zu wege. Was ich schrieb, strich ich wieder aus. Und je näher endlich die Zeit kam, wo das Koncept fertig seyn mußte, um memorirt zu werden, desto mehr nahm meine Beängstigung überhand, so daß ich wol eher noch des Sonnabend Abends meinem Vater schreiben und ihn bitten mußte, für mich zu predigen. Und doch war ich an sich selbst so geübt und arbeitete so glüklich und leicht, daß weit öfterer mein Vater, des Sonnabends spat mich bitten konte, seine Predigt zu übernehmen (wir predigten, da ich sein Substitut war, Sontag um Sontag) und nie eine abschlägliche Antwort erhielt. Auch habe ich oben es schon erzählt, daß ich meinem Vater unzählige sehr weitläuftige Dispositionen gemacht habe, die mich nie über eine

Stunde Zeit kosteten, über welche er, wie er mir sagte, weit leichter extemporirte, als über seine eigenen. —

Ich erkläre mirs so. Mein System verleitete mich, den lieben Gott als ein wilkührlich handelndes Wesen zu denken, welches, wie ein Pädagog mit der Ruthe in der Hand, den Menschen bald züchtigt, bald losläßt, je nachdem ers darnach gemacht hat. Wenn ich also einmal gesündigt, oder nicht andächtig genug gebetet hatte; so fiel mir das zuweilen, ob schon dunkel, mitten in der Arbeit ein und es associirte sich damit die Idee des Zuchtmeisters. Da ich nun auf meine Naturkraft nichts rechnete, sondern alles der Gnade zuschrieb, so ward mir natürlicherweise sogleich angst, wenn meine Arbeit (zufälligerweise) stokte und die Gedanken nicht fließen wolten, daß mich Gott jezt verlasse, und seinen Segen entziehe. Denn es begreift sich, daß ein Mensch, welcher sich bei seinen Arbeiten von einer höhern Kraft abhängig sieht, gegen die er nichts vermag, allen Muth verlieren muß, so bald er glaubt, daß jezt diese höhere Kraft ihn verlassen habe.

Uebrigens hatte ich auch damals ein vorzüglich saures Stük Arbeit. Mein Vater hatte den Einfal bekommen, die ganze christliche Moral in einer zusammenhängenden Reihe von Predigten mit mir abzuhandeln. Ich mußte zu diesem weitläuftigen Unternehmen nicht nur den Plan ausarbeiten, sondern fast zu allen Predigten den Entwurf machen. Da konte denn freilich wol auch das lastende und sklavische dieser Arbeiten (wo jedes Thema, wenn es an der Reihe war, ins Frühevangelium hineingezwängt werden mußte) zu jener Aengstigkeit etwas beigetragen haben.

Am Ende dieser Epoche, wo ich in der Exegese immermehr Licht bekam und die Schwäche der dogmatischen Beweise einsehen lernte, schrieb ich: laute Wünsche des stummen Patrioten, (mit dem Motto aus dem Esaias: mich, die lebendige Quelle verlassen sie, und machen sich allenthalben ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben) welche ich hernach in Erfurt erst zum Druk beförderte und auf eine sonderbare Art darüber in eine zweite schriftstellerische Inquisition gerieth. In dieser Schrift eiferte ich

schon sehr ernstlich gegen die elenden Beweise der Theologen und drang auf das Studium der Philologie — freilich noch immer in der guten Meinung, daß sich die Lehrsäzze meines Lutherthums dabei behaupten und nur mit bessern exegetischen Gründen versehen lassen würden.

Ganz zulezt, ehe ein plözlicher Zufal alle meine schönen Aussichten in Leipzig verdunkelte und meines guten Vaters reizende Hofnungen welken machte, erhielt ich den obgedachten Antrag nach Hamburg, an Zinnermanns Stelle.

Ich hatte unzählige Freunde, viele Verehrer und Schäzzer meiner Gaben, und keinen einzigen Feind durch Beleidigung, sondern alle durch Eifersucht und Neid.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Der erste Orkan meines Lebens.

Im Jahr 1767 im Herbst — es ist der offenherzigste Bericht — pocht's an meine Thür und, auf mein herein! erschien eine Frau, in ganz chr-

barer Gestalt und bat um Erlaubniß, mich allein zu sprechen. Ich führte sie in mein Kabinet, wo ich studirte, unbekant mit ihrem Anbringen und doch — mit klopfendem Herzen, wie wenn Unglük mir ahndete, aber natürlich, weil ein Besuch dieser Art mir unerwartet und unbegreiflich war, und weil man von unvermutheten Vorfällen, welche das Gute nicht gleich im Schilde führen, immer übels zu ahnden pflegt.

Mein Herr Professor, hub sie an, nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich Ihnen etwas unangenehmes melden muß. Sie werden sich erinnern, daß Sie an dem und dem Tage ein gewisses Frauenzimmer bei mir gesprochen haben. Dieses Frauenzimmer befindet sich schwanger und giebt sie als Vater an. Sie werden sich also dieser unglüklichen Person annehmen, und sie gehörig versorgen.

Ein anderer in meiner Lage (man denke sich nur — mein Amt — meinen Beifal — meinen Vater — meine Aussichten) würde halb todt hingesunken seyn, bei solch einer Zeitung. Ich — sank nicht. Aber das Herz schlug mir ein wenig, wie, wenn ich mein Todesurtheil vernommen hätte.

und jezt es Zeit wäre, zu zeigen, daß ich Manns gnug sey, um sterben zu können. Ich antwortete ihr ganz gesezt, daß ich sie nicht kenne. Und das war wahr.

G. Das kan wol seyn, daß Sie mich nicht kennen. Aber das Frauenzimmer, das Sie ohne mich gesprochen haben, werden Sie wol kennen.

Ich. Auf die Art, wie Sie sagt, kenne ich keines.

G. Eine kleine untersezte Person in rosenfarbnem seidnen Korset und Rok und einer Zobelmüzze — solten Sie die nicht kennen?

Ich. Nein.

G. Die von der Haynstraße mit Ihnen nach dem Barfüßergäßchen gegangen ist?

Hier fiel mirs erst ein. Der Vorgang war dieser. Ich hatte den Sommer über oft ein Geschöpf in dieser Gestalt bemerkt, wenn ich des Abends aus meinen Gesellschaften nach Hause ging ohne auf sie zu achten. Sie war mir mehrmalen begegnet, und hatte sich, bald vor mir, bald neben mir, und stäts im netteſten Anzuge gezeigt, und

mir nach und nach den Gedanken beigebracht, daß Sie das absichtlich thue und — was die Eitelkeit leicht sich träumen läßt, — eine Neigung zu mir habe. Aber da ein Bürgermädchen, dafür ich sie hielt, auch bei der größten Schönheit, für meinen Stand nicht war, so nahm ichs wenig zu Herzen, bis ich — einmal — im Jubel — vom ältesten Rheinweine begeistert, — aus einer Gesellschaft nach Hause ging und alle meine Sinne offen waren. Da erregte ihr Anblik meine Aufmerksamkeit und — ihr rasches Vorbeigehn und Anstoßen mit einem ehrerbietigen „Vergeben Sie, mein Herr!" verursachte in mir eine solche Erschütterung, daß mir ein unwilkührliches „Guten Abend" entfuhr, welches sie stille stehn machte. Sie fragte, wo ich hin wolte — ich antwortete — sie fragte etwas anders — kurz, ich begleitete sie nach Hause, ohne sie selbst und das Haus gekant zu haben.

Das muß sie seyn, dachte ich jezt bei dem Antrage der Frau, und nun kont ich, im höchsten Grade unerfahren, und ganz unbekant mit dem, was in großen Städten Prellerei heißt, weiter

keinen Entschluß fassen als den, mich kurz und gut mit der Alten zu vergleichen, und mir mit Geld die ganze Geschichte vom Halse zu schaffen. Sie ward nach langem handeln mit mir über 200 Thaler einig, welche in vierteljährigen Terminen zu 25 Thalern bezahlt werden solten. Ich gab ihr einen Wechsel. Sie schied mit Zeichen der Freundschaft. Und ich war so ruhig, als wenn nichts vorgegangen wäre.

Nach wenig Tagen kam ein alter Student zu mir, der sich mit allen möglichen Merkmalen der Ehrerbietigkeit als meinen Verehrer und Freund ankündigte und mir, nach einigen Umschweifen, gestand, daß er gekommen sey, mich von einem großen Unglük zu retten, wenn ich ihm erlauben wolte, offenherzig mit mir zu sprechen. Ich versicherte ihn, daß mir jeder wilkommen sey, der Freimüthigkeit zeigte. Und er — ließ sich also vernehmen:

Ich weiß, lieber Herr Professor, daß an dem und dem Tage die gottlose Godschevsky bei Ihnen gewesen ist, und Sie um einen Wechsel von 200 Thalern geprelt hat. Dieses scheusliche Weib

hat schon manchen vornehmen Mann und manchen begüterten Bürger ausgeschelt, und hat es jezt drauf angelegt, Sie nicht blos ums Geld zu bringen, sondern auch Sie und Ihre ganze Familie zu beschimpfen. Und ich muß Ihnen sagen, daß der Hofrath Bel, Ihres Vaters alter Feind dahinter stekt, der das Weib selbst dazu angereizt und ihr zehn Luisdo'r versprochen hat, wenn sie Sie in die Falle lokken könte. Es ist ihr gelungen. Sie hat Ihre Gesellschaften auskundschaftet, und eines ihrer niedlichsten Mädchen herausgepuzt und seit Johannis schon Ihnen von ihr aufpassen lassen. Und da Sie endlich verleitet worden sind, ein einzigmal ihr Haus zu betreten, so hat sie Ihnen die Schwangerschaft des Mädchens vorgespiegelt und den Wechsel abgelokt, den sie jezt allenthalben vorzeigt, und auf Anstiften des Hofraths, der sie zu diesem Streiche gedungen hatte, zu Ihrer Beschimpfung benuzt. Wollen Sie also Ihre Ehre retten, so müssen Sie auf das eiligste den Wechsel wieder in Ihre Hände zu bekommen suchen. Haben Sie den, so lassen Sie sie die Treppe hinunter prügeln, wenn sie wieder komt. Die Kanaille hat nichts für sich. Sie kan Ihnen

nichts beweisen. Und sie wird folglich nichts gegen Sie unternehmen können, wenn Sie ihr nur Muth zeigen.

Dieser Vortrag sezte mich eben so sehr in Angst, als er mich für die Redlichkeit des Menschen einnahm. Ich dankte ihm also herzlich für seine Freundschaft und bat ihn, mir zu rathen, wie der Wechsel zurük zubekommen sey. Ganz leicht, sagte er. Lassen Sie der Frau nur sagen, daß Sie ihr da und da den Wechsel auszahlen wolten, so wil ich mit Ihnen an den Ort hingehen, und wenn sie den Wechsel hervorzieht, um ihr Geld dagegen in Empfang zu nehmen, so wil ich mich des Wechsels bemächtigen, ihn vor Ihren Augen zerreissen, ihr ihre Prellereyen ins Gesicht sagen und ihr erklären, daß ich alle ihre Spizbübereien entdekken und der Obrigkeit anzeigen würde, wenn sie Ihrer Ehre im mindesten zu nahe treten solte. Ich kenne die Bestie und bin mehrere Jahre bei ihr aus und eingegangen. Sie kan und wird sich nicht unterstehen zu muchsen, wenn sie an mir denjenigen erblikt, der um alle ihre Geheimnisse weiß, und es in der Gewalt hat, sie der Inquisition zu überliefern.

Das leuchtete mir ein: und die Angst ließ mich auch nicht lange Ueberlegungen anstellen. Ich umarmte meinen Retter, und versprach, mich ihm ganz zu überlassen, und — wenn er die Sache glüklich zu Ende brächte, ihm alle nur mögliche Proben von Erkentlichkeit zu geben.

Der unglükliche Plan ward ausgeführt. Wir bestelten den weiblichen Satan in die Vorstadt in ein mir unbekantes Haus, und ließen ihr die Auszahlung des Wechsels ankünden. Sie kam und hatte den Wechsel bei sich. Es war Abends neun Uhr. Der Student hatte seinen Degen mit. Ich hatte mich in die Kammer verborgen Er fragte die Godschevsky, ob sie den Wechsel bei sich habe, und sezte hinzu, daß ich gleich kommen, und ihr das Geld bringen würde: und da sie die Frage bejahte, verlangte er ihn zu sehn. Aber der Satan ahndete Arges. Sie erklärte, daß sie das Papier nicht eher herausgeben würde, als bis das Geld aufgezählt, und zum Einstreichen bereit sähe. Daraus entstand Wortwechsel. Der Student ward hizzig, warf ihr die Prellereien vor, zog den Degen und hub an, sie zu fuchteln. Das

Weib wehrt sich. Er wirft den Degen weg, und fält über sie her, holt glüklich den Wechsel aus ihrer Tasche, zerreißt ihn, öfnet die Kammerthür, und sagt ihr: „Da Bestie, das ist der ehrliche „Mann, den du hast prellen wollen, du hasts mit „mir nun zu thun: ich bringe dich an den Gal„gen, wo du einen Laut von dir giebst." Der Lärmen ward groß, doch kamen wir glüklich fort, und schienen nun unsern Zwek erreicht zu haben.

Ich lebte einige Tage lang in aller Ruhe, und hielt das Ungewitter für gänzlich vorüber. Aber den vierten Tag drauf kam Abends, spat noch, der Kap. 16. gedachte Hellmann, eben da ich in meines Vaters Hause war, in einer Bestürzung, welche von einer Art von Wuth, und Verzweiflung begleitet war, und ließ mich herausrufen. „Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht. Ists wahr, daß ein Mädchen auf Sie bekant, daß Sie ihr einen Wechsel gegeben, daß Sie der Kuplerin den Degen auf die Brust gesezt, und ihr den Wechsel wieder genommen haben? die ganze Stadt ist in Bewegung. Ich komme aus zehn Häusern. Ich habe allenthalben widersprochen. Aber es

hilft nichts mehr. Jeder sagts für gewisse Wahrheit." Dabei rannten ihm die Tränen von den Wangen, denn er fühlte meine Entehrung wie seine eigne. „Ihre Freunde fuhr er fort, wollen alle ganz verzweifeln. Gott, warum haben Sie sich keinem offenbart. Die Sache wäre so leicht abzuthun gewesen, daß kein Mensch nichts erfahren hätte." — Er lamentirte, daß mir das Herz hätte zerschmelzen mögen. — Ich tröstete ihn vergeblich mit der Versichrung, daß die Hälfte des Geredes Lügen sey.

Den Tag drauf kam das Gerücht vor meinen Vater, welcher in Ohnmacht sank. Meine Mutter war trostlos. Unser ganzes Haus war einer zerstörten, und geplünderten Festung ähnlich. Der Glanz unserer Familie war erloschen. Die Freude war aus allen Gesichtern verbant. Jedes war in sich selbst verschlossen, und vermochte seinen Harm nicht auszusprechen.

Nun kamen alle meine Freunde, die mir warhaftig bei ernstem Nachsuchen nicht zehn Thaler gegeben haben würden, und machten mir bittere Vorwürfe, daß ich ihnen nichts gesagt hatte. Je-

der versicherte, daß er gern fünfhundert Thaler herbeigeschaft hätte, um die Sache in der Stille beizulegen. — Hab's in meinem Leben vielfältig erfahren, wie viel das „ich hätte gern" im Falle der Wirklichkeit, und Gegenwart gilt.

Mein Vater nahm den andern Tag Extrapost, und fuhr nach Dresden zu seinem redlichsten Freunde, den er an dem damaligen Bürgermeister, jezigen Minister v. Gutschmidt hatte, und hofte durch diesen würdigen und viel vermögenden Mann eine gänzliche Niederschlagung der Sache zu bewirken, und ich — mußte noch an demselben Tage in der Hauptkirche katechisiren, um mich dem Volke mit der Mine der Ruhe zu zeigen, und die Gährung zu mildern. Aber alles war vergeblich. Die schöne Ceder war gefält, nicht vom mächtigem Arm eines Edlen, sondern — von einer Kuplerin, und einem Trunkenbold!!

Mein Vater kam, ohne Hofnung, von Dresden zurük. Der vortrefliche Gutschmidt hatte dem Harme des würdigsten Vaters eine Thräne des Mitleids geweiht, aber auch seine Ohnmacht gestanden, ihm zu helfen, weil die Sache schon so

weit hinein verdorben, und so ruchtbar geworden war. — Denn die Godschevsky war, vermuthlich auf Anrathen des Bel, bereits vor die Universitätsgerichte gelaufen, und hatte mich angeklagt, daß ich — ihr den Degen selbst auf die Brust gesezt, und einen Wechsel von 200 Thaler gewaltsam abgenommen hätte.

Hier war also weiter nichts zu thun, als daß ich mein Amt freiwillig niederlegte: und so bald dis geschehen war, erfolgte von Hofe die Abolition.

Das unglükliche Geschöpf, welches sich zur Prellerei hatte brauchen lassen, mußte durch ein langes Gefängniß elend werden. Die Kuplerin selbst aber, die Rad und Galgen verdient hatte, kam leidlich durch — ist aber ein paar Jahre hernach in Dresden an einer schreklichen Krankheit gestorben, bei welcher die Würmer einige Wochen lang an ihrem lebenden Körper sich satt zehrten. — Meinerwegen hätte sie auch ruhig sterben mögen!

Aber ists nicht seltsam, daß in unsern aufgeklärten Zeiten noch ein so schauderhafter Grad von Unmenschlichkeit in unsern Gesezzen, so wol als

unsern Konventionen herscht? Das Andenken dieser meiner Geschichte hat mir mehrmalen Gelegenheit gegeben, darüber Betrachtungen anzustellen.

Was ist es wol anders als Konvention, wenn Millionen Menschen, von denen man theils es weiß, theils mit Zuverläßigkeit voraussezzen kan, daß sie die bürgerliche Regel der Ehe übertreten, und auser derselben, ihre Naturkraft beschäftigen, aber so, daß die Wirkungen dieser Beschäftigung unsichtbar bleiben, ihre bürgerliche Ehre behalten, und hingegen die wenigen, die eben dasselbe thaten, aber so, daß die Wirkung davon ohne ihre Schuld, sichtbar wurde, sie verlieren? denn nach der physischen und moralischen Natur der Dinge ist doch im Grunde beides gleich. Der, welcher mit sichtbarer Wirkung etwas thut, ist doch nicht hassens- oder lobenswerther als der, welcher es mit unsichtbarer Wirkung thut. Warum haben also in aller Welt die Menschen die Gewohnheit unter sich eingeführt, und hängen noch jezt an derselben, die mit der unsichtbaren Wirkung nach ihrem Stande und Verdiensten zu schäzzen, und zu ehren, und hingegen die mit der

sichtbaren Wirkung, ohngeachtet ihres Standes, und ihrer Verdienste, zu hassen, zu verabscheuen, zu schänden, und ihre Ehre und Glükseligkeit zu Boden zu stürzen? Kan eine Konvention barbarischer seyn?

Und eben so sonderbar scheinen mir in solchen Fällen die bürgerlichen Gesezze zu verfahren. Unsere Regenten dulden die größten Ausschweifungen ihrer Unterthanen. Sie lassen Verschwender die größten Summen durchbringen, durch deren beßre Verwendung ihre Kinder zu nüzlichen Gliedern des Staats gemacht werden könten. Sie lassen Beamte die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten begehen, durch welche die Unterthanen ihrer menschlichen Rechte beraubt, und ausgeplündert werden. Sie gestatten öffentliche Dirnen, durch welche das tobendste Gift der Venusseuche sich über tausend nuzbare Menschen verbreitet, und die schreklichsten Verwüstungen anrichtet. — Aber wenn ein Mensch, wäre er auch das nuzbarste, und ehrwürdigste Mitglied des Staats, durch solche Dirnen verleitet, sich einmal irreführen ließ, und ihnen Gelegenheit gab, eine sichtbare Wirkung davon

auf ihn zu bekennen; dann sind diese so duldsamen Gesezze auf einmal grausam, und lassen diesen Menschen ohne alle Rettung verloren gehen, ja sie zwingen ihn, unter den Foderungen solcher Dirnen zu erliegen, und ein Opfer ihrer Bosheit zu werden. Gewiß ist es mehr als Barbarei, daß noch in allen Staaten jene Prellereien öffentlicher Freudenmädchen, und Kuplerinnen gestattet, und begünstiget werden. — So billig es ist, wenn ein Mann, der ein sittsames Geschöpf, von unbescholtener Familie, in die aus jener Konvention entstandene Entehrung stürzte, durch die Gesezze angehalten wird, sie entweder zu ehelichen oder zu versorgen, so schändlich unbillig ist es, wenn eben diese Rechte den feilen Buhlerinnen zugestanden werden. Aber leider kommen solche Reste von Albernheit, und Barbarei unserer Gesezgebung her, weil die Legislatoren Stubengelehrte sind, und nicht hinlängliche Erfahrungen gemacht haben, auf welche sich gute Gesezze gründen müßen. Wüsten, sähen sie die Greuel, welche, in allen Städten beinahe, durch solche Prellereien der Kuplerinnen verübet werden, und wie so mancher rechtschafne Mann, der aus Furcht vor der Schande die Sache

ver:

verschweigen, und sich plündern lassen muß, (weil er einmal weiß, daß doch die Klage der Kuplerin wenigstens angenommen, und er in Weitläuftigkeiten verwikkelt wird) dadurch völlig zu Grunde gerichtet wird, daß er vielleicht einmal in seinem Leben, durch eine fröliche Gesellschaft begeistert, die er spat in der Nacht verließ, eine Thorheit beging, oder wol gar durch die frechste Behandlung einer herumstreifenden Buhldirne zu ihr hingerissen wurde; sie würden längst verordnet haben, daß feile Dirnen mit solchen Anklagen nie gehört werden solten, um endlich einmal die Furcht vor denselben zu vernichten, und jene Prellereien zu verhüten, welche schon so viel nüzlichen Menschen Gesundheit, Ehre und Vermögen gekostet, und so viel Familien zerrüttet haben.

Noch eine andere Betrachtung könte ich hinzusezzen, die mir eben so ernstlich ist, wie die vorige. Aber ich wil meine Leser nicht mit Betrachtungen ermüden, da sie Geschichte verlangen. Das Thema werden sie finden, wenn sie die Erzählung nachsehen wollen, in welcher ich ihnen oben das Schiksal meines ehemaligen Lehrers geschildert habe. Jäger war mir eben so ein Räthsel, wie ich mir selbst jezt ward.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Wanderung ins Ausland.

Kaum hatte acht Tage lang die tausendzüngige Fama meine Geschichte auf den Fittichen des Windes in Deutschland umhergetragen: kaum hatten sich alle die Mäuler wieder geschlossen, welche die scheusliche Freude über den Unfal beneideter Menschen aufzusperren pflegt: kaum war der Jubel der Buhlschwestern in Priester- und Laienhäusern verwittert, den die Nachricht von der Menschlichkeit eines geglaubten Heiligen hervorgebracht hatte; so war schon die Hülfe für den niedergebeugten, und zertrümmerten Jüngling da, welche die Vorsicht, selbst durch einen Feind, mir bereitet hatte.

Ich erhielt von einem gewissen Advokaten Drechsler aus Naumburg einen Brief, in welchem derselbe mir im Tone der Freundschaft berichtete, daß er von Herrn Geh. Rath Kloz, den Auftrag habe, mir zu sagen, daß mein Unglük mich mit ihm ausgesöhnt habe, und daß er bereit sey, mein thätigster Freund zu werden,

wenn ich Vertrauen zu ihm fassen, und mich seiner Vermögenheit dazu bedienen wolte.

Diese Nachricht war mir ausserordentlich rührend. Ich konte mich der Freudenthränen nicht enthalten. Die schnelle Hülfleistung der Vorsicht auf der einen, und die unerwartete Grosmuth meines Feindes, auf der andern Seite durchdrangen meine ganze Seele. Und dieses entzükkende Gefühl ward durch die Theilnehmung meines guten Vaters, und meiner vortreflichen Mutter erhöht.

Ich reiste augenbliklich nach Halle zu Herrn Kloz, und blieb vier Wochen in seinem Hause. Wir errichteten die herzlichste Freundschaft, und er — brachte es durch seine Correspondenz, in welcher er damals fast mit allen Ministern an allen Höfen stund, am Kurmäynzischen Hofe dahin, daß ich mit zween seiner intimsten Freunde, und (damaligen) Waffenträger, Herr Riedel, und Meusel, eine Vokation als ordentlicher Professor der Philosophie nach Erfurt erhielt.

Schwerlich hat es in neuern Zeiten einen Gelehrten von so mittelmäßigem Range gegeben, wel-

cher zu einem so algemeinen Ansehen sich hat emporschwingen können, wie es Klozen gelungen war. Ich bin Augenzeuge von den großen und oft seltsamen Verbeugungen, welche die größten Minister, Staatsmänner und Gelehrte in Briefen ihm machten, und von der Macht, die er dadurch hatte, in allen Gegenden Deutschland durch seinen Tadel zu zerstören und durch sein Lob und Empfehlung zu beglükken. Gewiß hat Kloz eine zahllose Menge junger Leute befördert und — was ich für reine Wahrheit halte, — sehr viel gute und helle Köpfe in Aemter gebracht, welche, ob schon nicht allemal durch gründliche Gelehrsamkeit, doch durch ihren aufgeklärten Geist, auf die Nation gewirkt haben, und darunter mancher nicht versorgt worden seyn würde, wenn er den damals noch gewöhnlichen Weg hätte gehen sollen, auf welchem nur pecora orthodoxa versorgt zu werden pflegten.

Zwei Dinge habe ich an Klozen, beständig bedauret: einmal, daß er sich zu früh einfallen ließ, ehe er selbst durch fortgesezтes Studium volle Reife seiner Kentnisse erlangt hatte, mit einem Lessing, anzubinden, und dadurch seinen Ruhm, und sein

Ansehen mit einem male ins Grab zu strekken: und dann — daß er sich zu leichtsinnig nicht nur von seinen jovialischen Freunden zu muthwilligen, und oft ungerechten Mishandlungen durch Recension, sondern auch von liederlichen Gesellschaftern, wie H. und S. waren, zu Ausschweifungen verleiten ließ, welche seine Maschine so frühzeitig zerstört haben. Ein Mann war er wirklich, welcher herrliche Geistesanlagen besaß, mit denen er ein recht gutes Herz verband, das nie aus eigner Neigung böses that, und Menschen beschädigte, sondern, nur durch Verführung, sich zu Handlungen leiten ließ, die seinen Carakter verdächtig gemacht haben.

Im Jahr 1766 vertauschte ich meinen priesterlichen Ornat mit einer Beutelperükke, und einem Degen, und wanderte froh von Leipzig nach Erfurt, um mein Heil in einer neuen Welt zu versuchen.

Nie werd ich die Thränen, und den Jammer vergessen, die es, besonders meiner guten Mutter gekostet hat, da sie die stillen aber entzükkendsten

Freuden ihres Lebens dahin welken, und mich meine Kanzel verlassen sahe, vor welcher sie so oft Himmelsseligkeit empfunden hatte.

Gute, vortrefliche Mutter! deine Leiden waren leider noch nicht geendigt, welche der Liebling deines Herzens Dir schuf. Und noch — ach noch kan ich Dich nur auf die Zeiten jenseit des Grabes vertrösten. Noch kan ich Dir keine Hofnung machen, daß Du mich je wieder in dieser Welt in dem Sinne glüklicher sehen wirst, in welchem Dein Mutterherz es wünschet! Mutter! Begieb Dich des Wunsches! Im Grabe ist Ruhe, und jenseit des Grabes — ersazreiche Freude!!

Ende des ersten Bandes.

Halle,
gedrukt bei J. D. Francke.

Anzeige.

Mit Anfange dieses Jahres erscheint eine neue periodische Schrift, welche sich durch ihr inneres und äußeres sehr vortheilhaft auszeichnet:

Deutsche Monatschrift fürs Jahr 1790. gr. 8. mit Kupfern. Berlin bei Friedrich Viewweg, dem ältern.

Vier Hefte machen einen Band, dieser enthält einen Haupttitel mit einem Kupfer, das größtentheils irgend einem großen und verdienten deutschen Manne gewidmet sein wird. Der Inhalt dieser periodischen Schrift wird algemein sein, und alles Wissenswürdige umfassen, ohne irgend ein Fach menschlicher Erkentniß auszuschließen. Alles gemeinnüzzige und zeitwichtige gehört vorzüglich in ihren Plan, und das wieder in einem höhern Grad, wenn es Deutschland, oder die Brandenburgischen Staaten betrift. In Absicht auf Form, wird Schönheit, Mannig-

faltigkeit, klassische Sprache und gute Anordnung der Stücke, das beständige Augenmerk der Herausgeber sein; der Verleger aber hat sich bemühet, ihr ein solches äußere zu geben, daß sie in dieser Rükſicht keiner andern deutschen Zeitschrift nachstehen darf. Freimüthig und bescheiden ist der Grundsaz der Verfasser, und fremde Theilnehmer werden ihnen dann willkommen sein, wenn sie denselben Grundsaz haben und mit Liebe für gleiche Gegenstände mit ihnen arbeiten wollen.

Das erste Stük enthält:

1) Feier des Jahres 1789. von Hr. R. Fischer. 2) Friedrichs Religionssystem; historische Einleitung von demselben. 3) An die Juristenfacultät zu Wittenberg. 4) Ueber den Gemeinsinn von H. C. R. Streithorst. Drei kleine Epigrammen von Hn. Deurer. 5) Sophiens Denkmal. a) Sophiens Character, von Hr. von Gönckingk. b) Briefwechsel mit Mendelsohn. c) Arindas, eine Erzählung von Madame Schwarz. 6) Ueber die Boulewards von Herrn Rath Schulz.

Das zweite Stük enthält:

1) Freude des Patrioten von Hr. Rector Fischer. 2) Aber wo wil das endlich hinaus? von demselben. 3) Ueber Simplicität, von Hr. von Rochow 4) Ludwig der 16te und Brunn. 5) Ueber die Boulevards in Paris, von Rath Schulz. 6) Die Befreiung von Malta von Hr. von Kleist. 7) Accursius.

Das dritte Stük enthält:

1) Rinaldo und Armide. Von Hr. Kramer. 2) Ueber die ältern Römer Von Hr. Prof. Nachtigall. 3) Friedrichs Religionssystem. Fortsetzung. 4) Zur eilften Strophe des ersten Gesangs der Eroberung von Malta, von Hr. Kanon. Gleim. 5) Gedanken über Verbrechen, Zurechnung und Strafen. 6) An Eschenburg. Von Hr. Rector Fischer.

Das vierte Stük enthält:

1) Joseph der zweite, von Hr. Rect. Fischer. 2) Als Kaiser Joseph der 2te gestorben war, von Hr. Kanon. Gleim. 3) Ueber die ältern Römer, Fortsetzung. 4) Was ist Gott? von Hr. Kanon Gleim. 5) Schreiben aus Rom, von Hr. Prof Moritz. 6) Ueber Protestantismus von *. *. 7) Auch noch ein Beitrag zur Kentniß der türk. Kriegsverfassung, von L. 8) Anecdoten aus dem Leben des Kardinals Richelieu von St. 9) Grundsätze der holländischen Censur von L. 10) Antonio Vargas, von F. 11) Friedrich der einzige, von einem Brennen.

Das zu diesem Bande gehörige Kupfer ist von der Meisterhand unsers Chodowiecky und der Gegenstand desselben Friedrich der Große! jedes Stük kostet 8 Gr.

Bahrdt, D. C. F. System der moralischen Religion zur Endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker gr. 8. 2 Bände. Neue wohlfeilere Ausgabe.

Dessen Geschichte seines Gefängnisses, nebst Urkunden und Aufschlüssen über deutsche Union. 8.

Bibliothek kleinerer Original-Werke der Deutschen. 2. Bände 12. auf Post und Drukpapier.

Hartmann, J. D. über die frühere Bildung der Jugend auf Schulen. 8.

Pockels, C. F. Beiträge zur Menschenkentniß, in Rükficht ihrer moralischen Natur. 3tes Stk. 8.

Die Prinzessin von Eleres. Ein Seitenstük zur Zaide von Friedr. Schulz. 8.

Recke, Frau von der, und Sophie Schwarz Gedichte. 8.

Schmid, Klamer Eberhard, neue poetische Briefe. 8.

Schulz Friedr. Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Mit Kupfern, zweite vermehrte Auflage.

Schulz Fr. und Kraus, Beschreibung und Abbildung der Poißarden in Paris. 4. Mit einem illuminirten Kupfer.

8 8 g 15

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bahrdt, Carl Friedrich,

Dr. Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale

Bd.: 1

Frankfurt am Mayn (1790)

Biogr. 55-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10061515-1
VD18 80104304